Geschichte
der
Margaretha von Valois
Gemahlin Heinrich des Vierten
von ihr selbst beschrieben.

05,3300

Nebst
Zusätzen und Ergänzungen
aus andern französischen Quellen.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Uebersetzt und herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

Hist. Gall. 223 ?

Leipzig,
in der Inniussischen Buchhandlung
1803.

Hu P. 8840

Vorrede.

Die Zeit, in welche uns diese Memoiren verſetzen, iſt keine ſehr entfernte, aber doch iſt ſie bey weitem nicht ſo bekannt, als ſie es zu ſeyn verdiente. Denn es enthält jene, durch den Namen der Bluthochzeit ſo furchtbar ausgezeichnete und verworrne, ihrem Zuſammenhange und innern Triebfedern nach, ſchwer zu ergründende Epoche, in mehr als einer Rückſicht den Keim und die Erklärung ſo gar der neueſten Begebenheiten.

Wer ſich dieſe deutlich zu machen ſtrebt, deſſen Nachdenken wird natürlich auf den Charakter der franzöſiſchen Nation geleitet. Ein Bedürfniß,

welches durch die sogenannte, alles nur auf den gegenwärtigen Zweck und Zustand beziehende Staatengeschichte gar nicht befriedigt werden kann; mehr durch die Memoiren, besonders die älteren, wie wohl auch hier eigne Benutzung und Beurtheilung erfordert wird.

Ueber den National-Charakter aber, dessen interessanteste Entwicklungs-Epoche die gegenwärtigen eben dadurch merkwürdigen Memoiren betreffen, sey es erlaubt, folgende allgemeine Erinnerung voranzuschicken.

Man irrt, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, den Charakter der Nation, so ganz als ein menschliches Naturprodukt betrachtet, das man nur eben so in seiner aus mannichfaltigen Eigenschaften unauflöslich bestehenden Einheit auffassen, in seiner allmähligen Entstehung verfolgen, aus seinem innern Zusammenhang erklären könne, wie andre nach aller Charakteristik dennoch unbegreiflich scheinende Individuen der organischen Welt. Zwar giebt es Nationen wie einzelne Menschen, deren Charakter fast gar nicht durch Absicht und

Willkühr modificirt, sondern nur ein reines Produkt ihrer eigenthümlichen Natur zu seyn scheint. Aber nicht mit Allen ist dies der Fall, und in der Geschichte keiner Nation ist die absichtliche Behandlung ihrer Sitten und ihrer Denkart so sichtbar als in der der französischen; mit keiner Nation hat man wohl je so willkührliche Veränderungen und äußerst gewagte Versuche vorgenommen, als mit dieser; zuerst unter Ludwig XIV., da man ihr in der Mitte der äußersten Geschmacklosigkeit, eine Bildung und Kunst andichten wollte; und dann wieder während der Revolution, da man ihr mit der äußersten Gewaltsamkeit eine Freiheit zu erschaffen suchte.

So nothwendig es nun ist, bey der Geschichte einer solchen Nation, die Haupt-Aufmerksamkeit auf die lenkenden Absichten zu wenden, und so natürlich das Interesse diese Richtung nimmt, so darf es doch auch nicht übersehen werden, daß der Natur-Charakter einer Nation, trotz jener absichtlichen Umbildung dennoch immer seine Rechte behauptet; und oft gerade dann, wenn die Willkühr

am gewaltsamsten zu Werke geht, gleichsam die innersten verborgensten Triebfedern und Eigenschaften des natürlichen Charakters hervorgetrieben und sichtbar werden. Die Anwendung auf die Revolution giebt sich von selbst, und gewiß wird der Leser der gegenwärtigen Memoiren, mehr als einmal nicht bloß an die Schreckenszeit erinnert, und zur Parallele aufgefordert werden, sondern auch manches finden, was die neuern Begebenheiten der Zeitgeschichte durch jene ältern wirklich erklärt. Und nicht bloß von dem Terrorismus und den Intriguen der Revolution, auch von der seichten und steifen Eitelkeit, welche die Zeit Ludwigs des XIV. bezeichnet, wird man überall Spuren finden.

Nicht so anziehend können diese Memoiren seyn, als die von der Johanna d'Arc, welche wir vor einem Jahre den Lesern vorgelegt haben, in der Ueberzeugung, daß die authentische Darstellung einer eben so einzigen als herrlichen Erscheinung, ohne weitre Beziehung ein allgemeines Interesse haben müsse. Ungleich belehrender aber können die Memoiren der Margaretha von

Valois für denjenigen seyn, der sie mit Aufmerksamkeit liest.

Die Geschichte der Johanna kann nur noch den Eindruck machen wie ein Gedicht; so ganz fremde ist sie der jetzigen Zeit, daß selbst die Möglichkeit eines solchen Enthusiasmus auf diesem Boden zweifelhaft erscheinen muß. Die Epoche aber, in welche Margaretha uns einen so tiefen Blick thun läßt, liegt unsrer Zeit näher. Die Geschichte dieses brutalen Karl des IX., dieser ruchlosen Katharina von Medizis, alle diese eitlen und kleinen Menschen, unter denen Heinrich IV. als ein großer Mann erscheinen konnte; diese allgemeine Verwirrung, diese offenbare Greuel, innre Schlechtigkeit und Niedrigkeit in den engen Raum zusammengedrängt; das ist wie ein verworren-verschlungenes, aber sich selbst deutlich aussprechendes Bild, wo alle die unwürdigen Intriguen, die uns jemals hier zum Unheil und zur Eitelkeit ersonnen wurden, in einen Brennpunkt zusammentreffen, so wie auch alle die Entsetzlichkeiten, wodurch die Geschichte dieser Nation, selbst

in den neuesten Zeiten noch, das Erstaunen der Beobachter erregte.

Den Verstand und Styl der Margaretha, wird das Buch selbst am besten kennen lehren. Auch werden ihre Memoiren wie ihre Geschichte es deutlich machen, warum diese Königin, mit so großen Ansprüchen geboren, mit dieser ausgezeichneten Bildung und allbewunderten Schönheit, eben so talentvoll und verführerisch wie ihre Jugendfreundin Maria Stuart, und nur auf eine andre Art, auch eben so unglücklich; warum sie mit allen diesen Vorzügen begabt, dennoch keine größere Rolle in der Geschichte gespielt hat,

Aus der Notiz der franzöſiſchen Herausgeber, nebſt einigen Zuſätzen aus der Lebensbeſchreibung von Mongez.

Margaretha von Valois ward im Jahre 1552 am 14ten Mai geboren; ihr Vater, Heinrich der 2te, hatte eben die drey Biſsthümer, Metz, Toul und Verdün erobert. Einige franzöſiſche Schriftſteller haben dieſe Epoche als eine der ruhmwürdigſten der franzöſiſchen Monarchie angeführt; hätten ſie die Kette von Uebeln, welche für die Nation aus ihr entſprang, in Betracht zu ziehen gewürdigt, ſo möchte ſich ihr Enthuſiasmus wohl abgekühlt haben. Aus den Denkmälern lernen wir, daß die Vereinigung von Metz, Toul und Verdün ihren Werth hundertfach ſo wohl durch den Anwachs der öffentlichen Schuldenlaſt, als durch die Verwüſtung mehrerer Provinzen und durch die Ströme Blutes be-

zahlt wurden, die bis zum Frieden von Chateau Cambresis nicht zu fließen aufhörten.

Margaretha war das achte Kind Heinrichs des 2ten mit Katharina von Medizis; einen Sohn und zwey Töchter ungerechnet, die als Kinder starben, waren es der Dauphin, nachmals Franz der 2te, Karl der 9te, Heinrich der 3te, der Herzog von Anjou, der 1584 starb, Elisabeth, Gemahlin Philipps des 2ten von Spanien, und Klaudia, Gemahlin des Herzogs von Lothringen, welche dem Hause Valois einen dauernden Besitz der Krone Frankreichs versprachen. Aber von allen diesen Nachkommen erreichte Margaretha allein das funfzigste Jahr ihres Lebens; keiner von denen, welche die Krone Karls des Großen trugen, hinterließ rechtmäßige Erben, und das Reich fiel Heinrich dem 4ten zu, der bey seiner Geburt siebzehn Häupter fand, die zwischen ihm und der Krone standen.

Die ersten Jahre ihres Lebens brachte Margaretha im Schloß von St. Germain en Laye zu, wo sie mit großer Sorgfalt erzogen ward; ihre Talente so wohl als ihre Lernbegierde entsprachen dieser sorgfältigen Erziehung. Die Königin Johanna

Albret, Mutter Heinrichs des 4ten, ausgenommen,
ab es keine Prinzessin ihrer Zeit, die so ausgebrei-
te Kenntnisse besessen hätte. Mit ihr wurden zu
t. Germain ihre beyden Schwestern Elisabeth und
laudia erzogen, und die Königin Maria Stuart.
vischen dem Schicksale dieser Fürstin und dem der
argaretha ist eine gewisse Aehnlichkeit, welche
on in ihrer Kindheit und in ihrer ersten Erzie-
ng sichtbar ist. Ihre gemeinschaftliche Erzieherin
r Frau von Courton, eine sehr tugendhafte ver-
nftvolle Frau, die bey sieben Königinnen dasselbe
envolle Amt bekleidet hatte.

Ein Jahr nach Margaretha ward Heinrich von
urbon, Prinz von Navarra, gebohren. Als er
Jahre alt war, führte ihn der König von Na-
a, sein Vater, nach Amiens, wo er ihn Heinrich
2ten vorstellte; er war so artig und so munter,
der König Heinrich beschloß, ihn mit dem Dau-
Franz zusammen erziehen zu lassen. Er um-
e und liebkoste ihn, und fragte ihn, ob er sein
t seyn wollte? Der kleine Prinz antwortete in
Béarnschen Landessprache, indem er auf den
von Navarra zeigte: Quet es lo seigne
dieser ist mein Herr Vater! Hein-

rich der 2te fand Vergnügen an seiner Art zu sprechen und sagte: „Nun wenn du nicht mein Sohn seyn willst, möchtest du denn wohl mein Schwiegersohn werden?“ O bè! O ja, rief der Prinz lebhaft. Und von da an ward zwischen den beyden Höfen die Vermählung der Margaretha und des Prinzen von Navarra beschlossen; unter glücklichen Vorbedeutungen, wie man damals glaubte.

Er ward also zu Vincennes mit dem Dauphin erzogen, und alsdann nach dem Collegium von Navarra geführt, wo er seine erste Jugend mit dem Herzog von Anjou, und dem Prinzen von Joinville, nachmaligem Herzog von Guise, verlebte. Alle drey hießen Heinrich, und erhielten dieselbe Erziehung; ihr Leben aber ward in der Folge von sehr verschiedenen und außerordentlichen Begebenheiten angefüllt, die einzig in der Geschichte von Frankreich bleiben.

Die vergiftete Luft des Hofes, an dem Margaretha zu leben bestimmt war, mußte jede Sorgfalt der tugendhaften Erzieherin vernichten. Dieser Hof, Katharina von Medizis an seiner Spitze, war bekanntlich die Bühne der Verderbtheit, die Schule

aller Laster und jedes Verbrechens. Wahr ist es, daß dieses Uebel seinen Ursprung schon früher, unter der Regierung Franz des 1sten, genommen hatte. Franz der 1ste, der mit dem Beynahmen eines Vaters der Wissenschaften beehrt wurde, hatte durch sein Beyspiel die Männer an seinem Hofe gewöhnt, keine Achtung für die guten Sitten zu haben. Als Katharina von Medizis an diesen Hof kam, fand sie das Laster regierend an der Seite des Throns unter dem Namen der Herzogin von Estampes. Der schlauen Italiänerin konnte es nicht entgegen, daß man dem Götzen des Tages schmeicheln müsse, um dem Monarchen zu gefallen, und sie machte diese Regel zur Grundlage ihres Betragens; bald fand sie Gelegenheit, sie bei einem Gegenstande anzuwenden, der ihr weit näher anging. Ihr Gemahl, der Dauphin Heinrich, erklärte sich öffentlich als Ritter der Diana von Poitiers; die geschmeidige Katharina theilte sogleich die Gunst ihres Gemahls mit ihr. Heinrich der 2te wechselte, während seines ganzen Lebens, zwischen seiner Gemahlin und seiner Geliebten; aber nach seinem Tode rächte Katharina sich, und verschaffte ihrer Nebenbuhlerin die Ueberzeugung, daß man ihr nicht ungestraft das Herz des Gemahls rauben durfte.

Katharina verstand es sehr wohl, die Macht der Schönheit geltend zu machen, und diese war eine der geheimen Triebfedern ihrer Reichsverwaltung. Es ist bekannt, daß sie nie anders als umringt von einer glänzenden Schaar aufblühender Schönheiten erschien, welche gewöhnlich die Schwadron der Königin Mutter genannt wurden. Der strenge Admiral Coligny sagte darüber mit Recht: keine verlorne Schlacht ist so verderblich als der Einfluß dieser Schönheiten! Dies Mittel der Verderbniß wandte Katharina dann sehr oft zur Ausführung ihrer Projekte an.

Nachdem die guten Sitten zu Grunde gerichtet waren, fehlte Nichts mehr, jeden Grundsatz von Ehre und Rechtlichkeit bey den Franzosen zu vernichten, als sie in den Lehren Machiavels einzuweihen. Früher schon hatte Ludwig der 11te diese abscheuliche Lehre wirklich in Ausübung gebracht; sein Nachfolger aber, der den Namen Vater des Volks wohl verdiente, weil er nur durch die Gesetze regierte, war die Ursache, daß man die Regierung jenes Tiberius und alle seines Gleichen bald vergaß. Ludwig der 12te, Gemahl der Anna von Bretagne, führte die Franzosen wieder zur Ehre an, und gab ihnen

den freyen Sinn und die edlen feinen Sitten ihrer Anherrn wieder. Katharina von Medizis war es aufbehalten, das Werk Ludwigs des 11ten wieder zu erneuen. So wie er, führte ſie die Kunſt, die Menſchen zu regieren, einzig darauf zurück, ſie zu veruneinigen; dieſem Grundſatze ordnete ſie alles andre unter; Heucheley, Lügen und Meineyd wurden in Frankreich einheimiſch; die Nation, in den Verbrechen ſogar inkonſequent und leichtſinnig, ergriff ſehr bald die Frevel aller Art, als die üblichen Mittel etwas zu erreichen.

So war der herrſchende Geiſt an Karl des 9ten Hof, als alle Augen auf Margaretha gerichtet waren, deren Reize ſich eben zu entfalten anfingen. Wenn ihr in ihrem Porträt nicht geſchmeichelt wurde, ſo hat in der That die Natur wohl nie ein ſchöneres Geſchöpf geformt. Sie hatte etwas erhabenes und wahrhaft königliches in ihrem ganzen Weſen; ſehr lebhafte Farben, ſehr ſchöne ſchwarze Haare, und mit einem ſanften liebeſchmachtenden Blick, mit einem reichen vollen Wuchs und einem majeſtätiſchen Gang verband ſie die Kunſt, ſich auf das vortheilhafteſte und geſchmackvollſte zu kleiden, und ein ſehr anmuthiges Weſen, eine gewiſſe einſchmeichelnde

Gabe, jedem zu gefallen, die man wohl fühlt, aber nicht zu beschreiben vermag. Mit ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, mit ihrem Geist und ihrem Gefühl hätte Margaretha auch die strenge Tugend einer Heiligen verbinden müssen, um den schädlichen Einflüssen des bösen Beyspiels und den Täuschungen der Verführung entgehen zu können. Kaum war sie in der Welt aufgetreten, so war sie auch schon in den Schlingen der Eitelkeit eingefangen; sie wollte gefallen, ohne bestimmt zu wissen wem; sie war Kokette, ohne sich weiter etwas dabey zu denken. Unbesonnenheiten dieser Art gaben ihren Verläumdern Veranlassung, die Zusammenkunft in Bajonne als die Epoche ihrer ersten Liebeshändel mit dem jungen d'Entragues und mit Charins anzugeben. Le Divorce Satirique, la Confession de Sancy und le Baron de Foeneste, setzen diese Liebesgeschichten der Margaretha zu jener Zeit. Wir zeigen diese Quellen an, als die Einzigen, die diese Sagen enthalten, damit man weiß, welches Zutrauen man ihnen schenken darf; denn sie gehören zu den Haufen Satyren und Libellen aller Art, welche sowohl die unzufriedenen Katholiken, als die unzufriedenen Protestanten gegen Margaretha und gegen alles, was Heinrich dem 4ten angehörte, verbreiteten; auch be-

rechtigt uns ihre zu groſſe Jugend, jene Ausſage zu bezweifeln; Margaretha war damals noch nicht dreizehn Jahre alt. Man ſuchte ſie in der Folge durch ſolche beſchimpfende Anklagen zu unterdrücken, um ſie durch eine völlige Verunglimpfung von dem Throne auszuſchließen, zu dem ſie berechtigt war. Es giebt keine vermehrendere Verläumdung, als ihren nachmaligen Unordnungen einen ſolchen frühreifen Urſprung zuzuſchreiben. Das Stillſchweigen der Geſchichte über dieſe Beſchuldigung iſt ein Zeugniß dagegen. Man darf das Privatleben der Margaretha erſt vier Jahre nach der Zuſammenkunft zu Bajonne in Betracht ziehen; von dieſer Zeit erſt erhielt ſie an Karls des 9ten Hof eine politiſche Exiſtenz. Bis dahin drehten ſich ihre Beſchäftigungen, oder vielmehr ihre Ergötzlichkeiten in einem beſtändigen Kreis von Spielen, Jagd und Putz, und völlig unbekannt mit den Ränken der Hofintrigue, obgleich ſie wie im Mittelpunkte derſelben lebte. Ihr Bruder, der Herzog von Anjou, welcher nachmals unter dem Namen Heinrich der 3te regierte, übernahm es, ſie darin einzuführen. Es war ihm wichtig, einen Agenten bey Katharina zu haben, auf deſſen Anhänglichkeit er rechnen dürfte, während er ſich abweſend und an der Spitze der Armeen be-

fand. Zu dieser Rolle nun hatte er seine Schwester Margaretha ausersehen, und diese ward der Kanal der Korrespondenz zwischen ihm und seiner Mutter. Wer mit der Geschichte jener Zeit nicht unbekannt ist, wird wissen, was Margaretha in dieser Schule lernen konnte; obgleich die Lehrzeit nur sehr kurz war, so sehen wir doch an dem nachmaligen Betragen der Schülerin, welche Fortschritte sie unter den beyden Vorstehern ihrer politischen Erziehung machte.

Memoiren
der
Margaretha von Valois.

Erstes Buch.

Memoiren
der
Margaretha von Valois,
Königin von Frankreich und Navarra.

An Brantome [1]).

Weil Ihr Werk so voll ist von meinem Lobe, so kann ich es nicht so loben, als ich sonst wohl hätte thun müssen; denn jetzt würde man mein Lob als ein bloßes Selbstlob ansehen, und man würde von mir wie vom Themistokles denken, daß ich diejenigen am meisten schätze, die mich am meisten bewundern. Es ist ein ganz gewöhnlicher Fehler der Frauen, daß sie sich im Lobe, auch im unverdienten, zu sehr gefallen. Damit kann ich aber nicht übereinstimmen, und möchte am liebsten in diesem Stücke gar nicht zu meinem Geschlechte gezählt werden. Demungeachtet kann ich nicht anders als stolz seyn, daß ein so geehrter Mann mein Bildniß mit so reichem Pinsel zu entwerfen würdigte, wenn gleich der Schmuck der Mahlerey bey weitem die Vortreflichkeit der dargestellten Figur übertrifft. Besaß ich einst auch wirklich einige von den Zügen, so wie Sie

ſie zeichneten, ſo ſind ſie längſt durch meine Leiden bis auf die leiſeſte Erinnerung zerſtört, ſo daß, als ich mich in Ihrer Darſtellung ſpiegeln wollte, es mir wie der alten Frau von Rendan erging, die ſich nach ihres Mannes Tode lange nicht im Spiegel beſehen hatte; als ſie nun nach langer Zeit zufällig in einer Geſellſchaft ſich im Spiegel erblickte, fragte ſie verwundert: „wer iſt denn dieſe?"

Meine Freunde behaupten mir zwar das Gegentheil, aber ihr Zeugniß iſt mir verdächtig; ihre Augen ſind von der Zuneigung geblendet. Am Ende würden Sie, glaube ich, ganz meiner Meynung ſeyn, und den Vers von Du Ballay ſagen, den ich ſo oft anführe: C'est chercher Rome en Rome, et rien de Rome en Rome ne trouver. So wie man aber gern von der Zerſtörung Trojas, von der Größe Athens, oder von andern mächtigen Städten in ihrer höchſten Blüthe lieſt, obgleich die Ueberreſte ſo gering ſind, daß man kaum noch den Platz erkennen kann, wo ſie ehemals geſtanden, eben ſo ergötzen Sie ſich damit, eine Schönheit zu beſchreiben, von der es weder einen Ueberreſt, noch ſonſt irgend ein Zeugniß giebt, als eben Ihre Beſchreibung. Natur und Schickſal haben um die Wette ihre ganze Macht um mich aufgeboten; keinen ſchicklichern Gegenſtand hätten Sie wählen können, um den Streit der beyden Mächte zu beſchreiben. Von dem, was die Natur gethan, waren Sie Augenzeuge, und

bedürfen darüber keines weitern Unterrichts. Meine Schicksale aber können Sie nur durch fremde Berichte erfahren haben, die doch niemals zuverläßig sind; denn oft werden sie entweder durch übelgesinnte, oder auch übelunterrichtete Leute gegeben, und weder Bosheit noch Unwissenheit sind wahrhaft. Darum denke ich, wird es Ihnen nicht unangenehm seyn, diese Geschichte von einer Person zu erhalten, die am besten unterrichtet ist, und die zugleich das größte Interesse hat an der Wahrheit der Darstellung. Ich ward auch noch durch einige Bemerkungen bestimmt, die ich Gelegenheit hatte bey einigen Irrthümern, die sich in ihrem Werke finden, zu machen. Nemlich da wo Sie von Pau sprechen, und von meiner Reise nach Frankreich; auch wo vom Marschall von Biron die Rede ist; von von Agen, auch von dem Abzug aus dem Ort des Marquis von Canillac.

Ich werde also meine Memoiren aufzeichnen, die um ihrer unverfälschten Wahrheit willen wohl verdienten, daß ich ihnen den Namen Geschichte beilegte; eine solche bedürfte aber einer sorgfältigen Ausarbeitung, zu der ich weder die Fähigkeit noch die gehörige Muße habe.

Die vorhergegangnen Vorfälle, nebst denen der letzten Zeit, zwingen mich, mit der Zeit des Königs Karl anzufangen; auch ist es das Erste, dessen

ich mich als merkwürdig in meinem Leben entsinnen kann. So wie die Erdbeschreiber, wenn sie bis zur letzten Gränze ihres Wissens zurückgegangen, sagen: jenseits findet sich Nichts als Sandwüste, unbewohntes Land und unschiffbares Meer: so will auch ich sagen: rückwärts ist Nichts als die Leere der ersten Kindheit, in der wir von der Natur allein geleitet mehr ein Pflanzenleben, als ein menschliches, von der Vernunft regiertes Leben führen. Diese überflüßigen Untersuchungen will ich gern denen überlassen, die meine Kindheit erzogen und leiteten. Vielleicht findet man auch unter meinen ersten kindlichen Handlungen einige, welche eben so des Aufschreibens würdig wären, als die des Themistokles oder Alexanders; da der eine sich vor den Pferden eines Wagenführers niederwarf, der sich durch des Knaben Bitten nicht wollte abhalten lassen, durch eine enge Straße zu fahren, in der jener sich ein Spiel errichtet hatte; und der andre, der die Preise der Wettrennen verachtete, wenn er sie nicht über Könige davon getragen. So könnte auch wohl die Antwort zu diesen bemerkenswehrten Zügen gehören, die ich dem Könige, meinem Vater, wenige Tage vor jenem entsetzlichen Stoße [2]) gab, welcher Frankreich die Ruhe und unserm Hause sein Glück nahm. Ich war damals vier oder fünf Jahre alt [3]), als mein Vater mich auf seinen Knieen haltend und mit mir spielend zu mir sagte: ich sollte wählen, welcher von den beyden, die damals im Zimmer waren und mit

mir spielten, mir ergeben seyn sollte: der Prinz von Joinville, nachmals der große und unglückliche Herzog von Guise, oder der Marquis von Beauprean, Sohn des Prinzen La Roche sür Yon, den die Natur mit so außerordentlichem Verstande begabte, daß er den Neid des Schicksals auf sich zog; in seinem vierzehnten Jahre entriß der Tod ihn dem Ruhme und den Kronen, die den Tugenden und dem hohen Edelmuthe, welche aus seinem Verstande hervorleuchteten, bestimmt waren. Auf meines Vaters Frage sah ich beyde an, und wählte den Marquis. „Warum diesen?" fragte mein Vater, „er ist nicht so schön als der Prinz von Joinville;" dieser war blond und von heller Farbe, der Marquis aber war braun von Haar und Gesicht. „Weil er klüger ist," antwortete ich meinem Vater, „und weil der andre immer Meister seyn will, und keinen Tag ruht, bis er irgend jemand Schaden zugefügt." Wie richtig ich ihn damals beurtheilt, haben wir seitdem gesehen.

So auch der Widerstand, den ich gethan, meinen Glauben zu erhalten, da der ganze Hof von Ketzerey angesteckt war; bey dem Colloquium von Poissy, den gebieterischen Ueberredungen vieler Herren und Damen bey Hofe, so gar meinem Bruder von Anjou, nachmaligem König von Frankreich, der in der Kindheit dem unglücklichen Hugenottenwesen nicht widerstehen konnte. Dieser drang unaufhörlich in mich, daß ich die Religion verändern sollte, warf

meine Gebetbücher ins Feuer, und gab mir an deren Stelle die Psalmen und Gebetbücher der Hugenotten. Ich überlieferte diese aber sogleich meiner Hofmeisterin der Frau von Curton; diese war durch die Gnade Gottes eine Katholikin geblieben. Sie führte mich oft zu dem guten Kardinal von Tournon, der mich mit seinem Rath darin bestärkte, alles zu erdulden, um nur meinen Glauben zu erhalten; auch versah er mich immer wieder mit neuen katholischen Gebetbüchern und Rosenkranz, wenn mein Bruder von Anjou sie verbrannt hatte. Die vertrauten Freunde von diesem, die mich zu verderben unternommen hatten, schalten mich und begegneten mir zornig, wenn sie diese Dinge immer wieder bey mir antrafen; sie nannten es bloße Kinderey und Albernheit, sagten, ich hätte keinen Verstand, und würde immer so dumm bleiben wie meine Hofmeisterin. Mein Bruder von Anjou fügte dann noch die Drohung hinzu, daß die Königin, meine Mutter, mir die Ruthe würde geben lassen. Dieses redete er aber nur so, ganz ohne Grund, denn die Königin Mutter wußte nichts davon, daß er in solche Irrthümer gerathen war; im Gegentheil, sie bestrafte, als sie es erfahren, sowohl ihn als seinen Hofmeister, ließ sie aufs neue in der Religion unterrichten und zwang sie, den wahren heiligen alten Glauben unsrer Väter zu bekennen, von dem sie selbst sich nie entfernt hatte.

Ganz in Thränen zerfließend, zu denen man in einem Alter von ſieben bis acht Jahren ſehr leicht geneigt iſt, antwortete ich meinem Bruder auf ſeine Drohungen: daß er mich peitſchen, ja daß er mich könnte umbringen laſſen, wenn er es wollte; ich würde alles Erſinnliche eher erdulden, als mich in die Verdammniß zu ſtürzen.

Manche Antworten, manche Zeichen der Entſchloſſenheit und der reifen Beurtheilung, möchten noch aufgefunden werden können; ich überlaſſe aber dieſe Unterſuchungen ungeſtört andern, und fange meine Memoiren von der Zeit an, da ich in das Gefolge der Königin Mutter kam, um es nicht wieder zu verlaſſen; denn gleich nach dem Colloquium von Poiſſy, als die Kriege begannen, wurden wir Kleinen, mein Bruder von Alençon und ich nach Amboiſe geſendet, wohin ſich auch alle Damen des Landes mit uns zurück zogen; auch Ihre Tante, Frau von Dampierre, die damals viel Freundſchaft für mich hatte, welche ſie mir bis an ihren Tod erhielt; und Ihre Couſine, Frau von Rais, die damals die glückliche Nachricht erhielt, das Schickſal habe ihr in der Schlacht bey Dreux die Gunſt erzeigt, ihren erſten Mann, Herrn von Annebaut, von ihr zu nehmen, der es in jeder Rückſicht nicht verdiente, eine ſo göttliche Frau zu beſitzen. Mit Ihrer Couſine ſtand ich damals aber noch nicht in dem genauen Verhältniß, das noch jetzt fortwährt, und gewiß

ewig dauern wird. Die Freundschaft Ihrer Tante für mich fing aber schon damals an; ihr hohes Alter und meine Kindheit stimmten wohl für einander. Es ist in der Art der alten Leute, die kleinen Kinder zu lieben; so wie es dem blühenden Alter, in dem Ihre Cousine damals stand, ganz natürlich ist, die lästige Einfalt der Kinder zu hassen und zu verachten.

Dort blieb ich nun bis zur großen Reise; damals nahm die Königin Mutter mich zu sich an ihren Hof, den ich seitdem nicht wieder verließ. Diese Reise aber beschreibe ich auch nicht; ich war zu jung, als daß ich mir besonderer Umstände davon erinnern könnte. Außer der Erinnerung im Ganzen ist mir das Uebrige wie ein Traum verflogen. Sie und andre, die damals im reifern Alter und verständig genug waren, alles zu bemerken, mögen von der Pracht reden, die bey diesen Gelegenheiten erschien. So wie zu Bar le Duc bey der Taufe meines Neffen, des Prinzen von Lothringen; zu Lyon bey der Ankunft des Herzogs und der Herzogin von Savoyen; zu Bayonne bey der Zusammenkunft meiner Schwester der Königin von Spanien, der Königin Mutter, und des König Karls meines Bruders *). Gewiß vergessen Sie nicht das kostbare Fest und das Ballet zu beschreiben, das meine Mutter die Königin auf der Insel *) gab, wie auch

*) Die Insel Alguemeau auf der Aroux.

den Saal, den die Natur eigentlich dazu bestimmt zu haben schien, indem sie mitten auf jener Insel eine große ovalförmige Wiese mit den höchsten Bäumen umgab, in deren Schatten die Königin Mutter rings umher große Nischen anbringen ließ, und in jeder dieser Nischen eine Tafel für zwölf Personen. Am Ende dieses Saals erhob sich die Tafel für die königlichen Personen auf vier Stufen von Rasen. Alle diese Tafeln wurden von Schäfern und Schäferinnen bedient, die in Atlas und Goldstoff, in verschiedenen Truppen, und nach den verschiedenen Trachten aller französischen Provinzen gekleidet waren; wie man von Bayonne nach dieser Insel in kostbar verzierten Gondeln und Kähnen fuhr, von Tritonen und Meergöttern umgeben, die auf Hörnern bliesen, und schöne Verse sangen. Bey der Landung auf der Insel, während man auf den dazu gemachten Rasen nach dem Saale ging, tanzten von beyden Seiten des Wegs auf schönen Wiesen jene Schäfer und Schäferinnen, jeder Trupp die eigenthümlichen Tänze seiner Provinz; die aus Poitou mit der Schallmey; die Provenzalen ihre Volte mit den Pauken; aus Bourgogne und Champagne mit der kleinen Oboe, der Geige und dem Tambour; die Bretonnen das Passe-pied und den fröhlichen Branle-Tanz; und so fort jede Provinz ihre eigenthümlichen Tänze und ihre Musik. Wie nach dieser Ergötzlichkeit und nachdem die Tafel aufgehoben, ein großer helleuchtender Felsen von Satyrn

herein getragen wurde; auf diesem Felsen erschienen Nymphen, die mit ihrer Schönheit und ihrem reichen Schmuck glänzender strahlten als die künstlichen Lichter, von denen der Felsen erleuchtet war; wie dann diese Nymphen herabstiegen und ein Ballet tanzten, dessen vollkommne Schönheit das neidische Glück nicht ertrug, und darum einen entsetzlichen Sturm mit Regen und Ungewitter erhob; wie hierauf die Unordnung, als man sich in der Nacht auf den Kähnen zurückbegeben mußte, den folgenden Morgen eben so viel Stoff zum Lachen gab, als das Fest selber Zufriedenheit verbreitet hatte. So werden Sie auch die Pracht aller Einzüge in allen Hauptstädten des ganzen Königreichs, dessen Provinzen sie besuchten, gewiß nicht zu beschreiben unterlassen [5]).

König Carl, mein Bruder, und die Königin Mutter waren einige Jahre nach der großen Reise zu Paris. Die Hugenotten hatten den Krieg wieder angefangen, als ein Edelmann, den mein Bruder von Anjou, nachmaliger König von Pohlen, sendete, zu Paris anlangte, und dem Könige die Nachricht brachte: „mein Bruder von Anjou habe die Armee der Hugenotten dahin gebracht, daß er hoffen dürfe, sie in wenigen Tagen zu einer Schlacht zu zwingen; er ersuche daher um die Ehre, sie vorher noch einmal sehen zu dürfen, damit, wenn das Schicksal, aus Neid über seinen früh erworbenen Ruhm, an

jenem von ihm erſchnten Tage, nachdem er ſeinem Könige, der Religion und dem Staate einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet, ſein Grab mit dem Triumph ſeines Sieges vereinigen wollte, er die Welt zufriedener verließe, wenn er die Ueberzeugung erlangt, der König ſein Bruder und die Königin Mutter ſeyen mit der Ausführung des Auftrags, mit welchem ſie ihn beehrt, vollkommen zufrieden, welches ihm alsdann noch ruhmvoller ſeyn würde, als die Trophäen ſeiner beiden erſten Siege." Urtheilen Sie, ob dieſe Worte nicht das Herz einer ſo gütigen Mutter bewegen mußten, die nur für ihre Kinder lebte, und die zu jeder Stunde ihr Leben für das ihrer Kinder und für die Erhaltung ihrer Staaten zu opfern bereit war, und die beſonders dieſen Sohn zärtlich liebte. Sie entſchloß ſich ſchnell zu ihm zu reiſen; der König begleitete ſie, ſo wie ihre gewöhnlich ſie begleitende Frauen, Frau von Rais, Frau von Sauve und ich. Auf Flügeln der mütterlichen Liebe getragen, legte ſie den Weg von Paris nach Tours in drey und einem halben Tag zurück, welches nicht ohne große Beſchwerde und viele lächerliche Unfälle geſchah, beſonders für den armen Kardinal von Bourbon, der ſie nie verließ, der aber weder Laune, noch körperliche Beſchaffenheit zu dergleichen Hofedienſt hatte. Zu Pleſſis les Tours befand ſich mein Bruder von Anjou an der Spitze aller Offiziere ſeiner Armee; in Gegenwart dieſer Blüthe der Fürſten und Herren aus ganz

Frankreich hielt er dem Könige eine Anrede, worin er ihm über alles, was er ausgeführt hatte, Rechenschaft gab. Diese Rede war mit solcher Kunst und so vieler Beredsamkeit abgefaßt, und mit solchem guten Anstande gesprochen, daß er die Bewunderung aller Anwesenden erhielt, um so mehr, da seine große Jugend die Würde und Wichtigkeit seiner Worte hob, die mehr einem alten graubärtigen Heerführer zukamen, als der sechzehnjährigen Jugend, in welcher er schon die Lorbeern von zwey gewonnenen Schlachten um seine Stirn gewunden hatte; dazu die Schönheit, die jeder Handlung Anmuth verleiht, und die mit seinem guten Glück sich um die Wette beeiferte, ihn zu verherrlichen. Was meine Mutter dabey empfand, die ihn so einzig liebte, läßt sich nicht beschreiben, so wenig als die Trauer des Vaters der Iphigenia je dargestellt werden konnte. Bey einer jeden andern als bey ihr, aus deren Seele die Klugheit niemals wich, hätte man den Ausbruch der unmäßigen Freude in jedem Augenblick wahrgenommen; sie aber mäßigte mit Besonnenheit jede ihrer Bewegungen, und zeigte, daß ein Verständiger nichts thut, was er nicht thun will. Ohne sich bey Freudensbezeugungen und Lobsprüchen zu verweilen, die ein so vollkommner und geliebter Sohn wohl verdient hätte, ergriff sie sogleich die Punkte seiner Rede, welche die Kriegsvorfälle betrafen, um mit den dabey gegenwärtigen Fürsten und Herren darüber zu Rathe zu gehen,

damit sie einen ordentlichen Entschluß fassen und die nöthigen Vorkehrungen, den Krieg fortzuführen, treffen könnten. Zu dem Ende mußte man sich einige Tage an dem Orte aufhalten. Einen dieser Tage, als die Königin Mutter mit einigen Fürsten im Garten spazieren ging, bat mich mein Bruder von Anjou, daß ich mit ihm in einer andern Allee gehen möchte; dort hielt er mir folgende Rede: „Schwester, unsre gemeinschaftliche Erziehung verbindet uns nicht weniger als unsre Verwandtschaft; auch wirst du es wohl immer erkannt haben, daß ich zu dir immer vorzugsweise vor allen andern Geschwistern die stärkste Zuneigung hatte, so wie ich auch bemerkt, daß du mir gleiche Freundschaft schenktest. Bishierher wurden wir absichtslos, blos von natürlicher Zuneigung, zu diesem Verein geleitet, ohne daß unsre Verbindung uns einen andern Nutzen schaffte, als das bloße Vergnügen, uns zu unterhalten. Dies ziemte der Kindheit wohl, wir sind aber jetzt nicht mehr Kinder, und dürfen nicht länger als solche leben. Du siehst nun die großen und rühmlichen Aemter, zu denen Gott mich ausersehen, und zu denen die Königin, unsre vortrefliche Mutter, mich gebildet. Dich liebe ich über alles auf der Welt, und du sollst dich jeder Macht, jeder Größe, die mir zu Theil wird, mit mir erfreuen. Du hast, so wie ich dich kenne, Verstand und Beurtheilung genug, um mir bey der Königin Mutter zu dienen. Zur Erhaltung meines jetzigen Glücks ist es noth-

wendig, daß sie mir gnädig bleibt, denn sie ist meine vorzüglichste Stütze; darin, befürcht' ich nun, möchte meine Abwesenheit mir schädlich seyn, und doch hält mein Posten und der Krieg mich in beständiger Entfernung. Der König, unser Bruder, bleibt dagegen beständig bey ihr, schmeichelt ihr, und ist ihr überall gefällig; in der Folge kann mir dieses schädlich werden; denn der König, unser Bruder, wächst heran, und sein Muth möchte sich wohl nicht immer mit der Jagd belustigen lassen; wenn er ehrgeizig wird, so könnte er am Ende die Thierhetze mit der Menschenhetze vertauschen wollen, und mir die Stelle als Lieutenant des Königs, die er mir übertragen, wieder nehmen, und seine Armeen selber commandiren; dieses könnte aber nicht ohne meinen völligen Untergang geschehen, denn ehe ich diesen Fall erduldete, würde ich lieber den grausamsten Tod wählen. Ich habe auf ein Mittel gedacht, mich von dieser Furcht zu befreyen, und finde es nothwendig für mich, daß eine Person, die mir ganz ergeben und von meiner Parthey ist, die Königin Mutter beständig umgebe. Niemand, das weiß ich, ist dazu fähiger, als du, denn du bist mein anderes Ich. Du hast alle erforderliche Verdienste, Verstand, Ueberlegung und Treue, wenn du die Gefälligkeit für mich haben willst, auch die gänzliche Unterwürfigkeit hinzuzufügen; denn ich muß dich bitten, beständig um die Königin Mutter zu seyn; beym Lever, im Cabinet, beym Schlafengehen, kurz den

ganzen Tag mangesetzt. Dadurch wird sie dahin gebracht, sich dir mitzutheilen, da ich mit ihr von deinen Fähigkeiten sprechen, und von dem Troste und von der Hülfe, die sie dadurch erlangen mag, und sie ersuchen werde, dir nicht länger als einem Kinde zu begegnen, sondern dich in meiner Abwesenheit wie mich selber zu behandeln. Sie wird es auch sicher thun. Sprich mit ihr mit eben dem Zutrauen und derselben Sicherheit, als ob du zu mir redetest; glaube mir, es wird sie sehr erfreuen, und für dich ist es ein großes Glück, ihr Vertrauen zu besitzen; auf diese Weise kannst du für dich, wie für mich, viel thun, und ich werde dir nächst Gott die Erhaltung meines Lebens verdanken."

Welche neue Sprache für mich, die ich bis jetzt ganz ohne Absicht gelebt, an Nichts denkend als an Tanzen und Jagen, so gar ohne Begierde zu gefallen oder mich zu schmücken; ich war zu jung dazu, war auch unter solchem Zwang bey der Königin Mutter erzogen worden, daß ich nicht allein mir nie getraute, sie anzureden, sondern wenn sie mich nur anblickte, so bebte ich, aus Furcht ihr durch irgend etwas mißfallen zu haben. Es fehlte wenig, so hätte ich meinem Bruder dasselbe geantwortet, was Moses dem Herrn bey der Erscheinung des brennenden Dornbusches: wer bin ich? mein Herr, sende, welchen du senden willst!

Ich fand jedoch in mir, was ich vorher nicht geahndet hatte; Kräfte wurden in meinem Innern

durch seine Worte erregt, die ich nie gekannt, obgleich ich mit ziemlichem Muth gebohren ward. Als ich von dem ersten Erstaunen zu mir selber gekommen war, so gefielen mir die Worte meines Bruders wohl, und in dem Augenblick fühlte ich mich wie verwandelt, und als ob ich höher stände als bisher. Ich erhielt Zutrauen zu mir selber, und antwortete ihm: „Mein Bruder, verleiht Gott mir eben so die Fähigkeit und die Kühnheit mit der Königin Mutter zu sprechen, wie ich den guten Willen habe, dir in dem zu dienen, was du von mir verlangst, so zweifle nicht, daß du nicht allen Nutzen und jede Befriedigung davon ziehst, welche du dir davon versprichst. Ich werde sie so beständig umgeben, daß du es wohl einsehen wirst, wie ich dein Wohl jedem Vergnügen in der Welt vorziehe. Du thust auch sehr wohl daran, Zutrauen zu mir zu haben, denn Niemand auf der Welt liebt und ehrt dich so, als ich. Sey gewiß, daß es, wenn ich bey der Königin Mutter bin, eben so gut ist, als ob du selber bey ihr wärst, und nur für dich werde ich bey ihr seyn."

Ich fühlte diese Worte besser, als ich sie auszusprechen vermochte. Der Erfolg bezeugte es; denn die Königin rief mich, als wir von da abgereist waren, zu sich in ihr Cabinet, wo sie mir folgendes sagte: „Dein Bruder hat mich von eurem Gespräch unterrichtet. Er hält dich nicht mehr für

ein Kind; auch ich will dich länger nicht so halten. Es wird mir eine Freude seyn, mit dir wie mit deinem Bruder reden zu können. Du mußt immer um mich seyn, und darfst dich nicht fürchten, ganz frey mit mir zu sprechen, denn es ist mein ausdrücklicher Wille."

Meine Seele fühlte etwas bey diesen Worten, was sie bis dahin nie gefühlt hatte: eine so unaussprechliche Zufriedenheit, daß mich dünkte, es wäre Alles, was ich bis dahin genossen, nur ein Schatten dieses Glücks; die Vergangenheit mit den Freuden der Kindheit, Tanzen, Jagen und die jugendlichen Gespielinnen kamen meinen Augen verächtlich vor, als eitle, thörichte Dinge. Ich gehorchte dem mir so wehrten Befehl der Königin Mutter, und jeden Tag war ich die Erste bey ihrem Lever, und die Letzte, wenn sie zu Bette ging. Sie beehrte mich manchmal zu zwey, drey Stunden lang mit ihrem Gespräch, und durch die Gnade Gottes war sie so sehr mit mir zufrieden, daß sie mich nicht genug gegen ihre Frauen zu rühmen wußte. Ich sprach beständig von meinem Bruder mit ihr, und dieser ward wieder so treulich von allem, was vorging, benachrichtigt, als er es nur immer verlangen konnte.

In dieser glücklichen Lage blieb ich einige Zeit bey der Königin Mutter, während welcher die Schlacht bey Montoncourt geliefert ward. Mit

der Nachricht dieser Schlacht ließ mein Bruder von Anjou, der nur darnach trachtete, selber bey der Königin Mutter zu seyn, ihr sagen: er ginge nun St. Jean d'Angely zu belagern, wo die Gegenwart des Königs und der Königin Mutter nothwendig seyn würde. Sie, die mehr noch als er darnach verlangte, ihn zu sehen, beschloß sogleich, hin zu reisen; sie nahm niemand mit als ihr gewöhnliches Gefolge, zu welchem auch ich gehörte. Ich ging mit außerordentlich großer Freude, und ahndete das Unglück nicht, welches das Schicksal mir bereitete. Meine unerfahrne Jugend genoß arglos den Augenblick der Wohlfarth, den sie ewig dauernd wähnte. Aber das neidvolle Geschick duldete die Dauer meiner glücklichen Lage nicht; dies feindselige Wesen bereitete mir eben so viel Verdruß, als ich mir Freuden gedacht hatte, weil ich meinem Bruder mit solcher Treue gedient. Seitdem dieser von mir entfernt war, hatte er den von Guast [6]) bey sich, und war so von ihm besessen, daß er nur durch seine Augen sah, und durch seinen Mund redete. Dieser Mensch, der zum Schlechthandeln gebohren war, hatte den Verstand meines Bruders völlig eingenommen und geblendet, und ihn mit tausend tyrannischen Grundsätzen angefüllt: daß man niemand lieben, niemand trauen müsse als sich selber; daß man auch niemand, selbst seine Geschwister nicht an seinem Glück müsse Theil nehmen lassen, und andre schöne Machiavellische Vorschriften dieser Art, die

er ſich in den Kopf ſetzen ließ, und ſie ſogleich bey unſrer Ankunft in Ausübung brachte. Nach den erſten Begrüßungen fing meine Mutter gleich von meinem Lobe an, und erzählte ihm, wie treulich ich ihm bey ihr gedient. Er gab ihr kalt zur Antwort: „Es wäre ihm recht lieb, daß es ihm ſo wohl gelungen ſey, da er mich darum gebeten: aber die Klugheit erlaube nicht, daß man ſich zu jeder Zeit derſelben Mittel bediene; was in einer Stunde nützlich ſey, könne in der nächſten Stunde ſchädlich werden.“ Sie fragte ihn nach dem Grund dieſer Aeußerung, worauf er denn, da er ſah, daß es eben der rechte Augenblick war, die Maſchine zu meinem Ruin anzulegen, ſagte: „daß ich anfinge ſehr ſchön zu werden, daß der Herzog von Guiſe ſich um mich bewerbe, und daß ſeine Oheime darnach trachteten, mich mit ihm zu vermählen; ſo bald ich alſo Neigung zu ihm bekäme, ſo wäre ſehr zu fürchten, daß ich alles, was ſie mir anvertraute, ihm mittheilen würde. Der Ehrgeiz dieſes Hauſes ſey ihr wohl bekannt, und ſie wiſſe, wie ſehr es dem unſrigen immer entgegen geweſen. Es würde alſo rathſam ſeyn, daß ſie nicht mehr von Geſchäften mit mir rede, und daß ſie nach und nach ſich von mir zurückzöge und mich entferne [7]).“ Ich ſah noch denſelben Abend die Veränderung, die dieſer verderbliche Rath bey ihr hervorbrachte. Ich ſah, daß ſie ſich in Gegenwart meines Bruders mit mir zu reden ſcheute, und obgleich ſie, während ſie mit ihm

ſprach, mir drey oder vier Mal befahl, mich zu Bette zu legen, wartete ich dennoch, bis er aus dem Zimmer war; dann näherte ich mich ihr, und flehte ſie an, mir zu ſagen, ob ich unwiſſend das Unglück gehabt hätte, ihr Mißfallen zu erregen? Anfangs wollte ſie es mir verbergen, endlich aber ſagte ſie: „Meine Tochter, dein Bruder iſt verſtändig; was ich dir jetzt ſagen werde, beabſichtigt nichts als Gutes, du mußt ihm deswegen nicht übel wollen.“ Hierauf erzählte ſie mir alles, was er ihr geſagt, und verbot mir, in Gegenwart meines Bruders wieder mit ihr zu ſprechen. So wie die erſten Worte ihrer Gnade mich mit Freude erfüllt hatten, ſo war ein jedes dieſer Worte mir wie ein Dolchſtich ins Herz. Ich unterließ nichts, um ihr meine Unſchuld darzuthun: wie ich von dieſer ganzen Sache nie ein Wort gehört, und wie, wenn der Herzog von Guiſe dieſe Abſicht haben, und mir etwas davon ſagen möchte, ich es ihr ſogleich mittheilen würde. Es war aber alles umſonſt; der Eindruck, den die Worte meines Bruders auf ſie gemacht hatten, war ſo groß, und ſie war ſo ganz davon eingenommen, daß weder Vernunft noch Wahrheit Raum bey ihr fanden. Da ſagte ich ihr: „Mein Gefühl bey dem Verluſt meines Glücks ſey weniger ſchmerzhaft, als es bey der Erlangung deſſelben freudenvoll geweſen wäre. Mein Bruder, ſagte ich, raubt es mir, nachdem er es mir gegeben; und eben ſo wie er es mir ohne mein Verdienſt erlangen ließ, da er

mir ein Lob ertheilte, deſſen ich nicht werth war; ſo entzieht er es mir auch wieder ohne meine Schuld und wegen einer leeren Einbildung. Sie möchte verſichert ſeyn, ſetzte ich hinzu, daß die Erinnerung von dem, was mein Bruder mir zugefügt, ewig in meinem Gedächtniſſe bleiben würde." Darüber ward ſie ſehr erzürnt, und verbot mir, ihm jemals etwas davon merken zu laſſen.

Von dieſem Tage an verminderte ſich ihre Gunſt, täglich gegen mich, ihrem Sohne zu gefallen, der ihr Abgott war, und dem ſie alles, was er verlangte, zugeſtand.

Der Gram, der mein Herz preßte und alle Kräfte meiner Seele unterdrückte, gab auch meinem Körper eine größere Empfänglichkeit für die Eindrücke der Epidemien, welche damals bey der Armee herrſchten. Ich ward nach einigen Tagen ſehr krank, an einem damals ſtark umgehenden hitzigen Scharlachfieber. Chappellain und Caſtelan, die beyden Aerzte des Königs und der Königin, waren zu gleicher Zeit davon weggerafft worden, als ob das Uebel erſt die Schäfer entfernen wollte, um die Heerde deſto leichter zu erlangen. Wenige nur, die von dieſer Krankheit befallen waren, kamen davon.

Die Königin Mutter, welcher die Urſache meiner Krankheit zum Theil wohl bekannt war, unterließ nichts, mir Hülfe zu ſchaffen; ohne die Gefahr

der Ansteckung zu scheuen, blieb sie selbst immer bey mir. So sehr sie dadurch mein Uebel erleichterte, so sehr ward es durch die Verstellung meines Bruders vermehrt. Nachdem er einen solchen Verrath gegen mich verübt, und sich so undankbar bezeigt hatte, kam er weder Nacht noch Tag von meinem Bette fort, und wartete mich so dienstfertig, als lebten wir in der größten Freundschaft. Ich konnte ihm seine Heucheley nur durch meine Seufzer vorrücken, so wie Brutus dem Nero, der ihn hatte vergiften lassen; nur auf diese Weise konnte ich ihm zu verstehen geben, daß meine Krankheit mehr seiner übeln Behandlung, als der Bösartigkeit der Luft zuzuschreiben sei.

Gott erbarmte sich meiner, und rettete mich aus dieser Gefahr. Nach vierzehn Tagen, als die Armee aufbrach, ward ich in einem Tragsessel fort gebracht; jedesmal beym Nachtlager fand ich den König Karl, der sich nebst allen angesehenen Hofleuten die Mühe gab, mich mit dem Sessel bis an mein Bett zu tragen. So kam ich krank an Körper, kränker aber noch an der Seele von St. Jean d'Angely nach Angers, wo ich zu meinem Unglück den Herzog von Guise und seine Oheime fand. Mein Bruder von Anjou war eben so sehr über ihre Gegenwart, die seine List beschönigte, erfreut, als ich in Angst war, meine Leiden vergrößert zu sehen. Er fing auch sogleich an, seinen Plan aus-

zuſpinnen; täglich kam er zu mir, und brachte den Herzog von Guiſe mit, den er ſehr zu lieben vorgab. Oft umarmte er ihn dann, und ſagte, damit der Herzog dieſen Gedanken auffaſſen ſollte: „Wollte Gott, du wärſt mein Bruder!“ Der Herzog von Guiſe ſchien ihn nicht zu verſtehen, aber ich verſtand dieſe Bosheit ſehr wohl, und verlor faſt ganz die Geduld darüber, ſie ihm nicht vorrücken zu dürfen. Zu eben der Zeit ſprach man von einer Vermählung mit mir und dem Könige von Portugal, der durch Geſandte um mich anhalten ließ. Ich ſchmückte mich auf Befehl der Königin Mutter, um dieſe Geſandte zu empfangen; mein Bruder hatte ihr aber glauben gemacht, ich wollte dieſe Vermählung nicht, und ſie ſprach noch denſelben Abend mit mir darüber, in der Abſicht irgend einen Grund zum Zank in meinen Antworten zu finden. Ich ſagte ihr aber: „Mein Wille hätte immer von dem ihrigen abgehangen, und alles was ihr gefalle, ſey ich bereit zu thun.“ Darauf ſagte ſie in einem zornigen Ton, auf den ſie ſehr wohl vorbereitet war: Ich ſagte ihr nicht die Wahrheit, ſie wüßte es beſtimmt, daß der Kardinal von Lothringen mich beredet habe, ſeinen Neffen zu heyrathen. Darauf bat ich ſie, die Heyrath mit dem Könige von Portugal ſogleich zu ſchlieſſen, damit ſie von meinem Gehorſam überzeugt würde *).

Jeden Tag ſagte man ihr etwas Neues, um ſie gegen mich aufzubringen und um mich zu quälen,

lauter Erfindungen aus von Guaſt ſeiner Fabrik, ſo daß ich nie Ruhe haben durfte. Von einer Seite verhinderte der König von Spanien meine Heyrath mit dem Könige von Portugal, von der andern diente der Herzog von Guiſe zum Vorwand, mich beſtändig zu verfolgen, obgleich weder er noch ſeine Anverwandte mit mir redeten, und er ſchon ſeit einem Jahre eine Verbindung mit der Prinzeſſin von Porcian ſuchte. Da dieſe Heyrath aber immer wieder aufgeſchoben wurde, ſo beſchuldigte man ihn unaufhörlich, daß er nach mir trachte. Endlich fiel mir ein, mich an meine Schweſter, die Herzogin von Lothringen, die alles in dem Hauſe vermochte, zu wenden. Ich ſchrieb ihr, und bat ſie, es dahin zu bringen, daß der Herzog von Guiſe den Hof verlaſſe, und ſich eilig mit ſeiner Geliebten, der Prinzeſſin von Porcian, vermähle; dabey ſtellte ich ihr vor, wie man dieſe Erfindung mit mir zu meinem Verderb und zum Verderb des Herzogs von Guiſe und ſeines ganzen Hauſes geſchmiedet habe. Meine Schweſter ſah dies auch ſehr wohl ein; ſie kam ſogleich an den Hof, beſchleunigte jene Vermählung und befreyte mich dadurch von dieſen Verleumdungen. Meine Feinde mußten ſchweigen, und ich fand endlich Ruhe *).

Der König von Spanien *) unterdeſſen, gegen deſſen Abſicht es iſt, wenn die Seinigen eine Ver-

*) Philipp der 2te.

bindung außer seinem Hause suchen, brachte es dahin, daß die Unterhandlungen mit dem Könige von Portugal abgebrochen wurden, und es ward nicht weiter davon geredet [10]). Nach einigen Tagen sprach man von der Heyrath mit mir und dem Prinzen von Navarra, der jetzt unser tapfrer, großer König ist. Die Königin Mutter sprach bey der Tafel zuerst mit Herrn von Meru davon, denn die Montmorencys hätten zuerst davon geredet. Nach der Tafel sagte er mir, die Königin Mutter habe es ihm aufgetragen, mit mir davon zu sprechen. Ich erwiederte darauf: „es sey ganz überflüssig mit mir zu reden, ich hätte keinen andern Willen als den ihrigen; doch flehte ich sie an, zu bedenken, daß ich eine gute Katholikin sey, und daß es mich schmerzen würde, einen Gemahl zu haben, der sich zu einem andern Glauben bekennte."

Die Königin Mutter ließ mich zu sich in ihr Kabinet kommen. Hier sagte sie mir: „Die Herren von Montmorency hätten ihr diese Verbindung angetragen, sie wollte nun meine Meynung darüber hören." Darauf gab ich dieselben Worte zur Antwort: „Ich hätte keinen Willen als den ihrigen, nur möchte sie erwägen, daß ich eine Katholikin sei." Das Gerede davon ward immer stärker; dann kam die Königin von Navarra, seine Mutter, an den Hof, und die Verbindung ward noch vor ihrem Tode beschlossen [11]). Einige Monate nach-

her kam der Prinz von Navarra, von da an König von Navarra genannt. Er war in Trauer um seine Mutter, und acht hundert Edelleute, die ihm folgten, gleichfalls in Trauerkleidern [12]). Er ward vom Könige und dem ganzen Hof sehr ehrenvoll empfangen, und unsre Vermählung ward nach wenigen Tagen mit solchem Pomp und solcher Festlichkeit vollzogen, als vorher noch bey keiner meines Ranges. Der König von Navarra und sein Gefolge hatten die Trauer gegen sehr reiche und kostbare Kleider vertauscht; der ganze Hof war in kostbarem Schmuck, wie Sie wohl wissen, und wie Sie es am besten beschreiben können [13]). Ich trug die königliche Krone, den großen blauen Mantel, dessen Schleppe drey Prinzessinnen nachtrugen, und den kleinen Hermelin-Mantel. Der ganze Kronschmuck umstrahlte mich. Es waren, wie es bey den Vermählungen der Töchter der Könige von Frankreich gebräuchlich ist, Gerüste errichtet und mit Goldstoff behangen, von dem bischöflichen Pallaste an bis zur Kirche Notre Dame. Unten erdrückte sich das Volk, um den Zug des Brautpaars und des ganzen Hofs über diese Gerüste zu sehen. An der Kirche empfing uns der Kardinal von Bourbon, und sagte die dabey üblichen Worte. Dann gingen wir bis zur Tribune, welche das Schiff vom Chor absondert. Hier waren zwey Stufen, die eine führte zum Chor, die andre durch das Schiff hinaus, über die der König von Navarra aus der Kirche ging [14]).

Das Schickſal gönnt den Sterblichen kein dauerndes Glück. Dieſe feſtlichen Freuden wurden in Leiden und Schrecken verkehrt, durch die Verwundung des Admirals, wodurch die Parthey der neuen Religion aufs äußerſte beleidigt und ganz zur Verzweiflung gebracht wurde [15]). Der ältere Pardaillan und einige andre Anführer der Hugenotten redeten in einem Tone mit der Königin Mutter, der ihr üble Abſichten befürchten ließ. Es ward nach dem Rath des Herzogs von Guiſe, und meines Bruders, des Königs von Pohlen, nachmaligen Königs von Frankreich, der Beſchluß gefaßt, ihnen zuvor zu kommen. Dieſem pflichtete aber König Karl keinesweges bey; er ſchätzte die Herren Rochefaucault, Teligny, la Noue und einige andre Häupter der neuen Religion, die er in Flandern zu nutzen dachte. Ich habe ihn ſelber ſagen hören, daß ſie Mühe gehabt hätten, ſeine Einwilligung zu erlangen, und er würde ſie nie gegeben haben, wenn man ihm nicht hätte zu verſtehen gegeben, daß es die Sorge für den Staat und für ſein Leben ſo erfordere. Da er Maurevels Angriff auf den Admiral erfuhr, (wie er nemlich aus dem Fenſter nach ihm geſchoſſen, in der Abſicht ihn zu tödten; er ward aber nur in der Schulter verwundet) war er überzeugt, Maurevel habe dieſen Streich auf Anſtiften des Herzogs von Guiſe ausgeführt, der ſich an dem Admiral rächen wollte, weil dieſer auf eben dieſe Weiſe den Vater des Herzogs von Guiſe durch Pol-

trot hatte ermorden lassen; und er, der König Karl, gerieth deshalb in eine solche Wuth gegen den Herzog von Guise, daß er darauf schwur, er solle es entgelten. Der König würde ihn gewiß haben in Verhaft bringen lassen, hätte er sich nicht den ganzen Tag über verborgen gehalten. Niemals war es der Königin Mutter so schwer geworden, dem Könige begreiflich zu machen, daß es zum Wohl des Staates geschehen wäre, wegen der schon erwähnten Neigung, die er zu dem Admiral, zu la Noue und zu Teligny trug; er schätzte ihren Geist und ihre Tapferkeit; er, als ein so muth- und geistvoller Fürst, schätzte nur die Personen, bei denen er dieselben Eigenschaften wahrnahm. Obgleich sie dem Staate sehr schädlich waren, so wußten diese Füchse sich so gut zu verstellen, daß sie ganz das Herz des vortreflichen Fürsten gewannen, indem sie ihn hoffen ließen, dem Staate zu seiner Vergrößerung nützlich zu werden, indem sie ihm gute ruhmwürdige Unternehmungen auf Flandern vorschlugen, die fähig waren, diese große königliche Seele zu reitzen. Wie ihm auch die Königin Mutter vorstellen mochte, daß der Mord, den der Admiral an des Herzogs Vater hatte verüben lassen, den Sohn entschuldige, wenn er selbst Rache suche, wo er keine Gerechtigkeit erlangen könnte [16]). Auch daß der Mord des Admirals an Charry, Feldzeugmeisters der Leibgarde des Königs, eines so tapfern Mannes, der dem König Karl so treulich während seiner Minderjährigkeit ge-

dient, eine ſolche Strafe wohl verdiene [17]). Dieſe Worte mußten den König Karl überzeugen, daß die Königin Mutter Charry's Tod nicht vergeſſen hatte; dennoch war er vom Schmerz wegen des Verluſtes der Perſonen, die ihm einſt, wie er glaubte, nützlich ſeyn konnten, ſo ganz hingeriſſen und ſo ganz betäubt, daß er gar nicht daran dachte, ſeine leidenſchaftliche Begierde, ihnen Recht widerfahren zu laſſen, zu mäßigen oder zu ändern; unaufhörlich befahl er, den Herzog von Guiſe aufzuſuchen und in Verhaft zu nehmen; er wollte durchaus dieſe That nicht unbeſtraft laſſen.

Da endlich Pardaillan, durch ſeine Drohungen bey der Abendtafel, der Königin Mutter die übeln Geſinnungen der Hugenotten verrieth, und ſie einſah, wie die Dinge durch dieſe Begebenheit ſo weit gediehen waren, daß die Hugenotten den König und ſie ſelbſt angreifen würden, wenn ſie ihnen nicht noch in derſelben Nacht zuvorkäme, ſo entſchloß ſie ſich, dem Könige die Gefahr, in welcher er ſich befände, und die wahren Umſtände der ganzen Sache bekannt machen zu laſſen, und zwar durch den Marſchall von Rais, denn ſie wußte, daß der König es von dieſem, als ſeinem Vertrauteſten und Begünſtigſten am beſten aufnehmen würde. Der Marſchall ging noch denſelben Abend um neun oder zehn Uhr zu dem König in ſein Kabinet, wo er ihm ſagte: „Er könne als ſein treuer Diener ihm die Gefahr

nicht verhehlen, wenn er in seinem Vorsatz beharren sollte, den Herzog von Guise zur Rechenschaft zu ziehen; er müsse endlich wissen, daß der Herzog von Guise nicht allein an dem Angriff des Admirals Schuld sey, sondern daß auch der König von Pohlen, der nachmals König von Frankreich ward, und die Königin Mutter mit von der Parthie wären. Der große Schmerz der Königin Mutter bey Charry's Ermordung wäre ihm bekannt; mit großem Rechte fühle sie sich gekränkt, weil sie zu derselben Zeit wenige Diener habe, die nur von ihr abhingen; denn wie der König wohl wisse, wäre während seiner Minderjährigkeit ganz Frankreich in Partheyen getheilt gewesen, die Katholiken für den Herzog von Guise, und die Hugenotten für den Prinzen Condè; beyde trachteten darnach, ihm die Krone zu rauben, deren Erhaltung er nächst Gott allein der Wachsamkeit und der Klugheit der Königin Mutter verdanke, und in dieser Bedrängniß hätte niemand als Charry ihr treulich beigestanden; damals hätte sie, wie der König wohl wisse, geschworen, seine Ermordung zu rächen. Auch sähe sie ein, daß der Admiral dem Staate äußerst verderblich sey, daß er keinen andern Vorsatz habe, als Frankreich in Verwirrung zu stürzen, und das unter dem Schein, dem Könige in Flandern zu dienen. Ihr Vorsatz sey gewesen, den Admiral, diese Pest des Königreichs, allein hinweg zu räumen; zum Unglück habe Maurevel sein Ziel verfehlt, und die Huge-

notten wären so in Verzweiflung gerathen, daß sie nicht allein sich an dem Herzog von Guise, sondern auch an der Königin Mutter, und an seinem Bruder, dem Könige von Pohlen, rächen wollten; und da sie sogar wähnen, Er, der König habe Antheil daran, haben sie beschlossen, noch in derselben Nacht die Waffen zu ergreifen, so daß Sr. Majestät sich in großer Gefahr befänden, so wohl von Seiten der Hugenotten als der Katholiken um des Herzogs von Guise willen."

Der König Karl, mein Bruder, der stets sehr vernünftig und der Königin Mutter gehorsam war, der als ein aufrichtig katholischer Fürst wohl einsah, worauf es ankam, faßte den Entschluß, sich mit der Königin Mutter zu vereinigen, sich ihrem Willen zu fügen, und seine Person von den Katholiken gegen die Hugenotten beschützen zu lassen, obgleich unter unaufhörlichem Bedauern, Teligny, la Noue, und Herrn von la Rochefaucault nicht retten zu können. Er begab sich zur Königin Mutter, ließ den Herzog von Guise und die andern katholischen Fürsten und Anführer kommen, und beschloß mit ihnen, noch in derselben Nacht das Blutbad der St. Barthelemy zu veranstalten [18]). Sogleich ward auch Hand an das Werk gelegt, die Straßen gesperrt, Sturm geläutet, und jeder eilte nach der gegebnen Ordre nach dem ihm angewiesenen Quartier, zum Admiral und zu den andern Hugenotten. Der Her-

zog von Guiſe ſtand bey der Wohnung des Admirals; Beeme, ein deutſcher Edelmann, ging zu ihm hinauf, erſtach ihn und warf den Leichnam ſeinem Herrn, dem Herzog von Guiſe, aus dem Fenſter zu [19]). Mir hatte man nichts von allem dem geſagt; ich ſah alles in großer Bewegung; die Hugenotten in Verzweiflung wegen der Verwundung des Admirals; die Herren von Guiſe ſich ängſtlich in den Ohren ziſchelnd und in Beſorgniß, daß man ſie zur Rechenſchaft fordern würde. Die Huaenotten hielten mich als eine Katholikin für verdächtig, und die Katholiken, weil ich einen Hugenotten geheyrathet hatte, ſo daß keiner mir etwas ſagte, bis auf den Abend, da ich beym Zubettgehen der Königin Mutter neben meiner Schweſter, der Herzogin von Lothringen, ſaß, die ſehr niedergeſchlagen war, die Königin-Mutter, nachdem ſie mit jemand leiſe geſprochen hatte, mich erblickte, und mir befahl, mich zu Bette zu legen. Da ich mich nun verneigte und weggehen wollte, ergriff meine Schweſter mich am Arm, und rief, indem ſie ſehr weinte: „Mein Gott, Schweſter, geh nicht hin!“ worüber ich heftig erſchrack. Die Königin Mutter merkte es, rief meine Schweſter zu ſich und verbot ihr ſehr zornig, mir etwas davon zu ſagen. Meine Schweſter ſtellte ihr vor: man möchte mich doch nicht ſo als Opfer hinſa,icken: ſie würden ſich, wenn ſie etwas entdecken ſollten, gewiß an mir rächen. Darauf antwortete ihr die Königin Mutter: „Wenn es Gottes

Wille iſt, wird ihr nichts Uebels geſchehen. Wie es aber auch ſey, müßte ich doch gehen, um ihnen keinen Verdacht zu geben."

Ich ſah, daß ſie mit einander ſtritten, konnte aber kein Wort verſtehen. Darauf befahl ſie mir noch einmal ſehr hart, zu Bette zu gehen. Meine Schweſter, die in Thränen ſchwamm, wünſchte mir gute Nacht, ohne mir weiter etwas ſagen zu dürfen, und ich ging vor Furcht bebend, ohne zu wiſſen, was ich zu fürchten hätte. So bald ich in meinem Kabinet war, betete ich zu Gott, daß er mich in ſeinen Schutz zu nehmen würdig halten möchte, und daß er mich beſchütze; ich wußte aber weder gegen was, noch gegen wen. Darauf befahl mir der König, mein Gemahl, daß ich mich zu Bette legen ſollte. Ich gehorchte, fand aber ſein Bett umringt von dreyßig bis vierzig Hugenotten, die ich noch nicht kannte, weil ich erſt ſo kurze Zeit vermählt war [20]). Die ganze Nacht durch redeten ſie zu mir vom Admiral; ſie faßten den Entſchluß, mit Anbruch des Tages zum Könige zu gehen, um Genugthuung zu fordern, und im Falle daß man ihnen ſolche nicht gebe, ſie ſich ſelber zu verſchaffen. Mir lagen noch immer die Thränen meiner Schweſter am Herzen, und ich konnte vor Furcht nicht einſchlafen, ohne doch zu wiſſen worüber. So verging die Nacht, keiner that die Augen zu. Mit Tagesanbruch ſagte der König, mein Gemahl, er wolle

Ball spielen, bis der König Karl aufwache, dann wollte er sogleich zu ihm, und Genugthuung fordern. Darauf verließ er mein Gemach, und seine Edelleute folgten ihm. Da ich sah, daß der Tag angebrochen war, meynte ich, die Gefahr, von welcher meine Schwester gesprochen, sey vorüber; der Schlaf überwältigte mich, ich befahl daher meiner Amme die Thüre zu verschließen, damit ich ruhig schlafen könnte [22]). Nach einer Stunde, nachdem ich fest eingeschlafen war, pochte Jemand mit Händen und Füßen an die Thür, und rief: „Navarra, Navarra!" Meine Amme meynte, es sey der König mein Gemahl, und lief schnell hinzu ihm die Thüre zu öffnen. Es war ein Edelmann, Namens Tejan, der von einem Degenstoß über den Ellbogen, und von einer Hellebarde in den Arm verwundet war; er drängte sich mit vier Häschern, die ihn verfolgten, in mein Zimmer und warf sich auf mein Bett, um sich zu retten. Da ich alle diese Menschen sah, die sich über mich herwarfen, flüchtete ich in den Gang hinter meinem Bette, er aber mir nach, indem er sich fest an mich klammerte. Ich kannte den Mann gar nicht, und wußte nicht, ob er in der Absicht gekommen war, mir Leides zu thun, oder ob die Häscher ihm oder mir etwas thun wollten. Wir schrieen beyde, und waren einer so erschrocken als der andre. Gott gab es, daß Herr von Nançay, Hauptmann von der Garde, dazu kommen mußte; er konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er

mich in diesem Zustand erblickte, obgleich er mich bedauern mußte; er schimpfte auf die Häscher wegen ihrer Unschicklichkeit, jagte sie hinaus, und überließ mir das Leben des armen Menschen, der mich immer noch fest hielt. Ich ließ ihn in mein Kabinet bringen und seine Wunden verbinden; hier blieb er bis zu seiner völligen Heilung. Während ich ein anderes Hemd anzog, weil er mich ganz blutig gemacht hatte, erzählte mir Herr von Nançay, was eben vorging, und versicherte mich, der König, mein Gemahl, wäre in dem Zimmer des Königs, wo ihm nichts Leides geschähe. Darauf ließ er mich einen Schlafrock überwerfen, und führte mich in das Zimmer meiner Schwester, der Herzogin von Lothringen. Mehr todt als lebend kam ich dorthin; indem ich in den Vorsaal trat, dessen Thüren ganz offen standen, ward ein Edelmann, Namens Bourse, der sich vor den Häschern retten wollte, nur drey Schritte von mir, von einer Hellepaarde durchstoßen. Ich fiel ohnmächtig hin. Herr von Nançay hielt mich in seinen Armen; es war mir als träfe der Stoß uns beyde. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, ging ich in das kleine Schlafzimmer meiner Schwester. Kaum war ich da, als Miossens, der erste Edelmann des Königs, meines Gemahls, und Armagnac, sein erster Kammerdiener, mich daselbst aufsuchten, um mich zu bitten, daß ich ihnen das Leben retten möchte. Ich ging sogleich hin, und warf mich zu den Füßen des Königs und der Köni-

gin Mutter, sie darum zu bitten; sie gestanden es mir auch zu [22]). Nach fünf oder sechs Tagen sahen es die Urheber dieser That ein, daß sie ihrer hauptsächlichen Absicht eigentlich zuwider gehandelt, weil sie es nicht so gegen die Hugenotten hatten, als vielmehr gegen die Prinzen von Geblüt; man war also misvergnügt darüber, daß der König, mein Gemahl, und der Prinz Condè verschont geblieben waren [23]). Da man nun einsah, daß Niemand Hand an ihn legen würde, so lange ich seine Gemahlin bliebe, so spannen sie einen andern Faden. Sie beredeten die Königin Mutter, meine Ehe müsse getrennt werden. In dieser Absicht rief sie mich am Morgen eines Festtages zu sich, als wir eben zur Beichte gehen wollten, und beschwor mich, ihr die Wahrheit zu sagen, ob der König, mein Gemahl, nicht unvermögend sey? „dann, sagte sie, wenn er das ist, so wäre es ein Mittel, die Ehe aufheben zu lassen." Darauf bat ich inständigst, zu glauben, daß ich mich gar nicht auf diese Frage verstände; (auch konnte ich in Wahrheit damals wie jene Römerin sagen, die ihrem Manne, als er ihr vorwarf, sie habe es ihm nie gesagt, daß er einen übelriechenden Athem habe, antwortete: sie hätte geglaubt, alle Männer hätten einen solchen Athem, weil sie vorher nie einem andern Manne nahe gekommen wäre;) wie dem aber auch seyn möge, so wollte ich doch in dem Stande bleiben, in den sie selbst mich gesetzt. Ich argwohnte es gleich, daß

man mich nur deshalb von ihm ſcheiden wollte, um ihm einen böſen Streich zu ſpielen.

Bald darauf begleiteten wir den König von Pohlen bis nach Beaumont [24]). Ehe er Frankreich verließ, ließ er kein Mittel unverſucht, mich ſeine Undankbarkeit vergeſſen zu machen, und wieder mit mir auf den freundſchaftlichen Fuß zu kommen, auf welchem wir ſonſt geweſen waren; er verlangte ſo gar, eh er von mir Abſchied nahm, ich ſolle ihm Freundſchaft zuſchwören [25]).

Seine Entfernung und die Krankheit des König Karls, welche beynahe zu eben der Zeit erfolgte, weckte wieder den Geiſt der beyden Partheyen im Königreiche und die verſchiedenen Projekte im Staate. Die Hugenotten hatten nach dem Tode des Admirals den König, meinen Gemahl, und meinen Bruder, den Herzog von Alençon, beredet, (den ſie vor der St. Barthelemy durch die Hoffnung gewonnen hatten, ihn in Flandern zu etabliren) eine Schrift zu unterſchreiben, durch welche ſie ſich verpflichteten, den Admiral zu rächen, und ſich, ſo bald der König und die Königin Mutter wieder nach Frankreich kommen würden, durch die Champagne davon zu machen, wo ſie alsdenn Truppen zu ihrem Empfange in Bereitſchaft finden ſollten. Herr von Mioßans, ein katholiſcher Edelmann, erfuhr dieſe Unternehmung, die dem Könige ſeinen Herrn nach-

theilig war; er theilte sie mir mit, um diese Sache zu hintertreiben, die so wohl ihnen als dem Staate so schädlich hätte werden können. Ich ging sogleich zum Könige und zur Königin Mutter, und sagte ihnen, daß ich ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen hätte, ich würde es aber nur unter der Bedingung entdecken, daß sie mir das Versprechen gäben, denjenigen, die ich nennen würde, nicht zu schaden, sondern Mittel anwenden müßten, der Sache abzuhelfen, ohne sich weiter etwas merken zu lassen. Ich entdeckte ihnen hierauf, daß mein Gemahl und mein Bruder morgen zu den Hugenotten entfliehen wollten, von denen sie mit Truppen erwartet würden, um der Verbindung willen, welche sie wegen des Admirals eingegangen; ich bat sie, ihren Kindern zu verzeihen, weil sie wegen jener Verbindung sehr zu entschuldigen wären, und ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, ohne sich aber weiter etwas merken zu lassen. Die Sache ward so vorsichtig geführt, daß sie durchaus nicht entwischen konnten, und doch wurden sie nicht gewahr, woher ihnen die Verhindrung kam. Wir kamen nach St. Germain, wo wir uns wegen der Krankheit des Königs sehr lange aufhielten. Während dem suchte mein Bruder, der Herzog von Alençon, sich mir angenehm zu machen, und bemühte sich sehr um meine Freundschaft, so wie ich sie für meinen Bruder den König Karl immer hatte; denn bis dahin hatten wir uns nur wenig gesehen, und

wir waren gar nicht sehr vertraut, weil er selten bey Hofe, und beständig entfernt war gehalten worden. Durch seine Unterwürfigkeit, Anhänglichkeit und zärtliche Zuneigung ward ich auch bewogen, ihn zu lieben, und entschlossen, mich seiner Angelegenheiten anzunehmen. Doch immer nur unter der einzigen Bedingung, daß es nie etwas meiner Pflicht gegen meinen Bruder, den König Karl, seyn dürfte, den ich über alles ehrte. Das Wohlwollen des Herzogs von Alençon gegen mich ward nie unterbrochen und dauerte bis an seinen Tod.

Da nun die Krankheit des König Karls immer zunahm, hörten die Hugenotten nicht auf, etwas Neues hervorzusuchen, um den König, meinen Gemahl, und meinen Bruder, den Herzog von Alençon, vom Hofe zu entfernen; und diesesmal erfuhr ich es nicht so wie das erste Mal. Gott aber gab es zu, daß die Königin Mutter selber das Feuer entdeckte, als es eben ausbrechen wollte, indem die Truppen der Hugenotten an demselben Tage in St. Germain eintreffen sollten. Wir mußten um zwey Uhr nach Mitternacht aufbrechen und den König Karl in eine Sänfte schaffen, um eiligst nach Paris zu gehen. Die Königin Mutter nahm meinen Bruder und den König, meinen Gemahl, zu sich in ihren Wagen, und behandelte sie nicht so sanft als das erstemal, denn sie wurden nach Vincennes gebracht, wo sie nicht fort konnten. Das Uebel ward auch immer ärger

dadurch, daß der König unaufhörlich Berichte erhielt, die seinen Argwohn und Unmuth vergrößerten; worinn ihn, wie ich glaube, auch die List derjenigen, die den Ruin unsers Hauses wünschten, sehr zu bestärken suchte. Dieser Argwohn ging so weit, daß die Marschälle von Montmorency und von Cossé nach Vincennes ins Gefängniß gebracht wurden; la Mole und der Graf Coconnas aber es mit ihrem Leben bezahlen mußten [26]). Es ging so weit, daß man eine Kommission vom Parlamentshof sandte, um meinen Bruder und den König, meinen Gemahl, zu verhören. Dieser hatte Niemand um sich, der ihm hätte rathen können; er gab mir also Befehl, schriftlich aufzusetzen, was er zu antworten habe, um weder sich noch andere in Schaden oder in Verlegenheit zu bringen. Mit Gottes Hülfe brachte ich diese Schrift auch so gut zu Stande, daß er völlig damit zufrieden, und die Herren von der Kommission sehr verwundert waren, ihn in so guter Fassung zu sehen [27]). Da ich nun sah, daß durch den Tod des la Mole und des Grafen Coconnas die Beschuldigungen gegen sie so gehäuft wurden, daß man für ihr Leben zu fürchten hatte, entschloß ich mich (ungeachtet daß ich mich so gut bey dem Könige stand, und er mich über alles liebte) dennoch mein ganzes Glück auf's Spiel zu setzen, um ihnen das Leben zu retten. Ich bedachte, wie ich immer mit meiner Kutsche ein- und ausführe, ohne daß die Wachen hinein sahen, noch meinen Frauen ihre

Masken abnehmen ließen; ich wollte also einem von
n beyden Frauenkleider anziehen, und ihn in mei-
m Wagen mit hinaus nehmen; beyde konnten
cht mitgehen, sie wurden zu genau bewacht, auch
ar es hinlänglich, daß einer nur frey war, um
m andern das Leben zu sichern. Aber sie konnten
h nicht darüber vereinigen, welcher von ihnen zu-
ck bleiben sollte, jeder wollte lieber mit hinausge-
n, und darum konnte aus der ganzen Sache nichts
erden. Gott wendete ein Mittel an, sie zu be-
ryen, das sehr zu meinem Unglück gereichte; denn
nahm mir den König Karl, die Stütze und die
icherheit meines Lebens; ein Bruder, von dem
nie anders als Gutes genossen, der mich bey den
erfolgungen meines Bruders von Anjou zu An-
rs immer warnte, mir rieth und half. Kurz in
m verlor ich das Größte, was ich zu verlieren
tte [28]). Nach diesem für Frankreich sowohl als
r mich traurigen Fall gingen wir dem Könige von
ohlen nach Lyon entgegen [29]). Er war immer
ch von dem von Guast eingenommen, und so hat-
n dieselben Ursachen immer noch dieselben Wirkun-
n. Er hatte diesen verderblichen Geist in Frank-
ich zurückgelassen [30]), um seine Parthey zu er-
lten, weil er auf meinen Bruder von Alençon
ersüchtig war, dessen Einigkeit mit dem Könige,
einem Gemahl, ihm Verdacht einflößte; da er
n mich als das Band und das Mittel ansah, das
re Freundschaft erhielt, so hielt er es für das

sicherste Mittel, sie zu verunreinigen, wenn man einer Seits suchte Mißhelligkeit zwischen mir und dem Könige, meinem Gemahl, zu bringen, und hernach es dahin zu bringen, daß Frau von Sauve, der sie beyde aufwarteten, sie einer auf den andern eifersüchtig mache. Dieser abscheuliche Anschlag, die Quelle und der Ursprung so vieles Verdrusses, so vieler Widerwärtigkeiten und Uebel, welche ich und mein Bruder seitdem erlitten haben, ward mit eben so großem Eifer und so vieler List ausgeführt, als er verderblich ausgedacht war.

Viele halten dafür, daß Gott die Großen in besondern Schutz nehme, und daß er den Seelen, in welchen er irgend eine nicht gewöhnliche Vortreflichkeit hervorleuchten macht, durch gute Geister insgeheim die guten oder bösen Begebenheiten, welche ihnen zugedacht sind, verkündigen lasse; so wie man bey der Königin Mutter, die wohl hiezu gerechnet werden darf, bey verschiedenen Gelegenheiten bemerken konnte. So hat sie die Nacht vor jenem unglücklichen Turniere geträumt, daß der König, mein Vater, ins Auge verwundet würde, wie auch wirklich geschehen; da sie erwachte, bat sie ihn zu wiederhohlten Malen, an diesem Tage nicht zu turnieren und sich blos mit Zusehen zu vergnügen. Aber das unausweichbare Schicksal gönnte dem Reiche nicht so viel Gutes, daß der König diesem Rathe gefolgt hätte. Nie verlohr sie eins ihrer Kinder, ohne daß

ſie nicht eine große Flamme erblickte, wobey ſie denn immer gleich ausrief: „Gott behüte meine Kinder!“ aber den Augenblick darauf hörte ſie dann immer die betrübende Nachricht, die ihr durch die Flamme ſchon war angezeigt worden. Zu Metz war ſie an der Peſt ſchwer krank, welche ſie in den Nonnenklöſtern aufraffte, deren es eine große Anzahl in dieſer Stadt gab welche davon angeſteckt waren, und die ſie beſuchte; ſie ward aber auf eine wunderbare Weiſe für den Staat erhalten, der ihrer noch ſo ſehr bedurfte, durch die Sorge ihres Arztes, des Herrn Caſtelan, der damals als ein neuer Aeskulap einen ausgezeichneten Beweis ſeiner vortreflichen Kunſt ablegte. Da ſie nun im Fieber phantaſirte, und der König Karl mein Bruder, meine Schweſter und mein Bruder von Lothringen, viele Herren vom Staatsrath, Prinzeſſinnen und viele Damen um ihr Bette ſtanden, ihr beiſtanden, und ſie wie ohne Hoffnung nicht einen Augenblick verlaſſen wollten, rief ſie aus ihren Fieberträumen, als ob ſie die Schlacht bey Jarnac vor ſich ſähe: „Seht, ſie fliehen, mein Sohn ſiegt! — O mein Gott! hebt meinen Sohn auf, er liegt auf der Erde! Seht ihr nicht den Prinzen von Condè dort an der Hecke todt liegen?“ Alle Anweſenden glaubten, es ſey eine Fieberphantaſie, da ſie nichts im Kopfe hatte, als meinen Bruder, der, wie ſie wußte, eben eine Schlacht liefern mußte. Aber in der darauf folgenden Nacht, als Herr von Loſſes ihr

diese Nachricht eiligst als sehr unerwartet brachte, und sich mit seiner Eil ein großes Verdienst erworben zu haben glaubte, sagte sie ihm: „Ihr seyd sehr überlästig, mich darum aus dem Schlafe zu wecken; ich wußte es schon. Habe ich es nicht vorgestern gesehen?"

Da erkannte man es denn, daß es kein Fiebertraum gewesen, sondern ein besonderes Zeichen das Gott den seltnen berühmten Personen sendet. Die Geschichte liefert uns so manches Beyspiel davon bey den alten Heyden; so wie das Gespenst das Brutus gesehen und viele andre die ich nicht anführen will, da es meine Absicht nicht ist diese Memoire auszuschmücken, sondern wahr zu erzählen, und schnell zu endigen, damit Sie sie desto früher erhalten. Solcher göttlichen Eingebung kann ich mich nicht werth achten, um aber nicht undankbar die große Gnade zu verschweigen die Gott mir erzeigt, welche ich mein Leben lang bekennen will und soll, um ihm dafür zu danken; und damit ein jeder die Wunder seiner Allmacht und Güte, und die Barmherzigkeit welche er mir erzeigt, preise; so will ich gestehen, daß ich niemals mich einer merkwürdigen Begebenheit nähere, sie sey nun traurig oder fröhlich, ohne daß ich nicht vorher im Traume, oder sonst auf irgend eine Weise davon benachrichtigt würde; und ich kann wohl den Vers sagen: „Mein Unglück und mein Glück weißagt mir selbst mein Geist."

Dieſe Erfahrung machte ich wieder, bey der Ankunft des Königs von Pohlen, da die Königin Mutter ihm entgegen gegangen war. Während ſie ſich umarmten und ſich gegenſeitig bewillkommten, überfiel mich, obgleich man im Gedränge vor Hitze faſt erſtickte, ein ſolcher Schauder, daß der, welcher mich führte, es bemerkte. Ich hatte viel Mühe es zu verbergen, als der König, nachdem er die Königin Mutter verlaſſen, zu mir kam und mich begrüßte. Dieſe Vorbedeutung ging mir tief ans Herz. Es vergingen jedoch noch einige Tage, eh der König den Haß und den übeln Willen merken ließ, den der argliſtige Gaſt in ihm gegen mich durch den Bericht erregt hatte, daß ich ſeit dem Tod des Königs und während ſeiner Abweſenheit die Parthey des Herzogs von Alençon genommen, und ihm die Zuneigung des Königs, meines Gemahls, zugewendet habe. Da ſie nun immer eine Gelegenheit zu erſchleichen ſuchten, um nach der genommenen Abrede den Herzog von Alençon und den König, meinen Gemahl, zu veruneinigen, indem ſie erſt mich mit meinem Gemahl entzweyten, und hernach ſie wieder unter einander auf Frau von Sauve eiferſüchtig zu machen, ſo paßten ſie es einmal ab, da die Königin Mutter einen Nachmittag wegen eines wichtigen Geſchäftes in ihrem Kabinet war, und Ihre Couſinen Frau von Nevers, und von Rais, die Fräulein von Bourdeille und von Sürgeres, mich baten mit ihnen in der Stadt herum zu fahren; worauf Frau-

lein von Montigny, die Nichte von Fräulein von Uesey sagte, daß die Abtey St. Peter ein sehr schönes Frauenkloster sey, und wir entschlossen uns hinzufahren; sie bat uns mit fahren zu dürfen, weil sie eine Tante dort habe, die sie besuchen möchte, und man nicht eingelassen würde, wenn man nicht mit einer großen Dame käme. Wir nahmen sie mit, und als wir in den Wagen stiegen, der von uns sechsen, nebst der Frau von Curton die mich allenthalben begleitete, ganz voll war, kamen Liancourt der erste Stallmeister des Königs, und Camille, und hängten sich an den Schlag von Thorigny's Wagen, wo sie sich so gut als es angehen wollte, fest hielten; da sie immer von sehr heitrer Laune waren, scherzten sie und sagten, sie wollten auch die hübschen Nonnen sehen. Die Gegenwart der Fräulein von Montigny, welche uns allen fremd, und der Männer, die Vertraute des Königs waren, betrachtete ich als eine Veranlassung der göttlichen Vorsehung, um mich vor der bösen Verleumdung zu schützen die man erdachte. Mein Wagen war an der Vergoldung, und an dem gelben, reich mit Silber besetztem Sammt womit er ausgeschlagen war, sehr kenntlich; da wir ausgestiegen, und in das Kloster gegangen waren, erwartete er uns auf dem Platze, auf welchem viele Edelleute wohnten. Während wir uns in dem Kloster aufhielten, kam der König über diesen Platz, um Quelus zu besuchen der gerade krank war; es war niemand in seinem Gefolge, als

der König, mein Gemahl, von O, und der dicke Rüſſé. Da der König meinen Wagen auf dem Platz halten ſah, wendete er ſich zu dem Könige, meinem Gemahl, und ſagte: „Sehet, da ſteht der Wagen eurer Frau, und hier wohnt Vidé;“ (derſelbe, der ſeitdem Ihrer Couſine aufgewartet hat) „er iſt krank, ich wette, ſie iſt bey ihm.“ Er ſchickte den dicken Rüſſé hin, der als ein Freund von Guaſt, ein ſehr taugliches Inſtrument zu ſolcher Bosheit war, um nach zu ſehen ob es wahr ſey. Da nun Rüſſé nichts fand, und er doch der Abſicht des Königs durch die Wahrheit nicht entgegen handeln wollte, ſagte er laut, ſo daß der König, mein Gemahl, es hören mußte: „die Vögel waren drinn, ſind aber ausgeflogen.“ Dies gab nun genug Stoff zur Unterhaltung während ihres Rückwegs. Der König, mein Gemahl, zeigte hiebey die Güte und Einſicht die ihn nie verläßt; er verwünſchte im Herzen dieſe Bosheit, und beurtheilte ſehr richtig, zu welchem Zwecke man ſie anwenden wollte. Der König eilte, um früher als ich zurück zu kommen, damit er der Königin Mutter die Erfindung mittheilen und mir eine Beſchimpfung bereiten könnte; er behielt auch Zeit genug es auszuführen, eh ich kam, und die Königin Mutter, halb weil ſie es glaubte, halb dieſem Sohne zu gefallen, den ſie vergötterte, ſprach heftig mich tadelnd darüber in Gegenwart ihrer Damen. Da ich nun zurück kam, ging ich mit allen, die mich begleitet hatten, auf mein Zim-

mer, ohne etwas von allem dem zu ahnden. So bald der König, mein Gemahl, mich kommen sah, fing er an zu lachen und sagte: „Geht zu der Königin Mutter, ich bin gewiß, ihr kommt verdrüßlich genug zurück.“ Ich fragte, warum? und was es gäbe? „ich werde Euch gewiß nichts davon sagen,“ erwiderte er, „es sey Euch genug, daß ich es nicht glaube, es sind lauter Erfindungen uns zu entzweyen, um dadurch euren Bruder von mir zu entfernen.“ Da ich nichts mehr von ihm erfahren konnte, ging ich zur Königin Mutter. Im Saal begegnete ich dem Herzog von Guise; er war eben nicht unzufrieden mit dem Zwist, den er in unserm Hause ausbrechen sah; er als ein vorsichtiger Mann, hoffte die Trümmer aus dem Schiffbruche zu sammeln. „Ich erwartete Euch hier,“ sagte er, „um Euch zu benachrichtigen, daß die Königin Mutter sehr aufgebracht gegen Euch ist.“ Darauf erzählte er mir die ganze Geschichte, die er durch von O erfahren hatte; dieser als der Freund Ihrer Cousine hatte es dem Herzog in der Absicht hinterbracht, damit er uns die Nachricht davon brächte. Drauf ging ich in das Zimmer der Königin Mutter, sie war nicht darin, aber ich fand die Herzogin von Nemours, die andern Prinzessinnen und alle Damen darin, die mir zuriefen: „O Gott, gnädige Frau! die Königin Mutter ist sehr gegen Euch aufgebracht, es ist nicht rathsam daß Ihr jetzt zu ihr hinein geht.“ Nein, rief ich, hätte ich gethan

wessen der König mich bey ihr anklagte, so würde ich ihr ausweichen; ich bin aber ganz unschuldig und muß sie sprechen um sie darüber aufzuklären; drauf ging ich zu ihr in das Kabinet, das blos mit einer hölzernen Wand abgetheilt war, so daß man draußen alles hören konnte was innen gesprochen ward. So bald sie mich erblickte, warf sie Feuer und Flammen, und alles was ein ungemäßigter Zorn nur eingeben kann, gegen mich aus. Darauf versuchte ich ihr die Wahrheit vorzustellen, wie wir zehn bis zwölf Personen gewesen, und bat sie, sich darnach zu erkundigen, und nicht etwa meinen Freundinnen zu glauben, und die mir vertraut seyen, sondern die Fräulein von Montigny sollte sie fragen, die in gar keiner Verbindung mit mir stehe, und Liancourt und Camille, die Vertrauten des Königs. Sie hatte aber kein Ohr für Recht oder Vernunft, und wollte gar nichts hören, es sey nun, daß sie von dieser Lüge überzeugt war, oder jenem Sohne zu gefallen, den sie aus Neigung, aus Pflicht, von Hoffnung oder von Furcht verleitet, anbetete, und hörte nicht auf zu schreyen, zu zanken und zu drohen. Da ich ihr nun sagte, sicher habe der König mir diesen Dienst geleistet; gerieth sie noch heftiger in Zorn, und bestand darauf, daß einer ihrer Kammerdiener mich im Vorbeigehen dort gesehen hätte. Sie ward nur immer heftiger gereitzt, da sie merkte, daß diese grobe schlechte Hülle von mir als solche genommen ward, und daß ich mich vom Könige

unendlich beleidigt hielt. Alles das ward von den Personen im äußeren Zimmer deutlich gehört. Da ich nun mit dem Verdruß hinaus und auf mein Zimmer ging, rief der König, mein Gemahl, mir entgegen: „Nun ist es nicht so, wie ich sagte? Grämt euch aber nicht darum," fügte er hinzu, da er meine Betrübniß sah, „Liancourt und Camille werden sich beym Zubettgehen des Königs bey ihm einfinden, und ihm das Unrecht, das euch geschehen, vorstellen; ich bin gewiß, morgen wird die Königin Mutter sehr mit der Aussöhnung beschäftigt seyn." Mein König, erwiederte ich darauf, ich habe durch diese Verleumdung eine zu öffentliche Beschimpfung erlitten, als daß ich dem, der sie verursachte, verzeihen könnte; und doch ist diese Beschimpfung noch ein geringer Schaden gegen den, den sie mir zuzufügen gedachten, indem sie, um mich ganz unglücklich zu machen, mich mit Euch vereinigen wollten. Darauf sagte er: „Gott sey Dank, es ist ihnen nicht gelungen!" Ja, erwiederte ich, Gott und eurem guten Gemüthe sey es gedankt! Laßt uns aber aus diesem Uebel etwas Gutes ziehen; es möge uns beyden zur Warnung dienen, damit wir die Augen offen halten gegen die List welche der König anwenden wird uns zu entzweyen; denn wir können überzeugt seyn, da er einmal diese Absicht hatte, daß er es nicht dabey bewenden lassen, sondern nicht Ruhe halten wird, bis er die Freundschaft zwischen Euch und meinem Bruder zerstört hat. Mein Bruder

kam dazu, und ich ließ ſie aufs neue ſich unverbrüchliche Treue ſchwören; welchen Schwur aber kann die Liebe nicht vereitlen? —

Tages drauf kam ein italiäniſcher Banquier der meinen Bruder bediente, zu ihm, und bat ihn, den König meinen Gemahl, mich, und andre Prinzeſſinnen und Damen, bey ihm in ſeinem ſchönen Garten in der Stadt zu Mittag zu eſſen. Da ich nun immer die Ehrfurcht gegen die Königin Mutter beobachtet hatte, ſo lange ich bey ihr war, ſo wohl im verheyratheten, als im unverheyratheten Stande, nirgend hinzugehen ohne Urlaub von ihr zu nehmen, ſo ging ich auch dieſes Mal in den Saal, als ſie von der Meſſe zurück kam, und bat ſie um Erlaubniß zu dem Gaſtmahl gehen zu dürfen. Sie ſagte darauf ganz laut und öffentlich: ich könnte hingehen wo es mir beliebe, es ſey nicht ihre Sorge! Ihnen, und allen die meinen ſtolzen Geiſt kannten, überlaſſe ich es zu beurtheilen, ob ich dieſe Beſchimpfung fühlte! Während wir bey dem Gaſtmahl waren, ging der König zur Königin Mutter, nachdem er mit Liancourt und Camille und mit Fräulein von Montigny geredet, und den Irrthum eingeſehen hatte, worin er durch Rüffés Boeheit gerathen war. Er war jetzt eben ſo bemüht dieſen Irrthum wieder gut zu machen, als er vorher ihn ſchnell gefaßt, und verbreitet hatte. Er geſtand der Königin Mutter die Wahrheit, und bat ſie, es auf jede Weiſe

wieder gut zu machen, damit ich ihm nicht feind bliebe; denn da er meine Einsicht erkannte, fürchtete er, ich möchte mich zu einer Zeit eben so zu rächen wissen, als er mich zu beleidigen verstand. Als wir zurück von dem Gastmahl kamen, geschah was der König mein Gemahl prophezeiht hatte. Die Königin Mutter ließ mich zu sich in ihr Kabinet neben dem Kabinet des Königs rufen, hier sagte sie: „Ich weiß jetzt die Wahrheit von Allem, und du hast mir freylich nichts anders als die Wahrheit gesagt. Mein Kammerdiener hat gelogen, er ist ein schlechter Mensch, ich werde ihn fortjagen." Da sie mir nun ansah, daß ich mich davon gar nicht betrügen ließ, war sie auf jede Weise bemüht meine Meynung zu ändern, daß es nemlich der König sey, der mir den übeln Dienst erzeigt. Er war in seinem Kabinet und hörte wie sie durchaus meine Meynung nicht ändern konnte, und wie sie nichts bey mir ausrichtete, er trat also zu uns herein, machte mir eine Menge Entschuldigungen, wie man ihn mit dieser falschen Beschuldigung betrogen, und gab mir alle Genugthuung, und jede Versichrung der Freundschaft, die ich verlangen konnte [31]).

Nachdem wir einige Zeit zu Lyon zugebracht, reisten wir nach Avignon [32]). Da Guast dergleichen Verleumdungen nicht mehr ersinnen durfte, und ich mich hütete durch irgend eine meiner Handlungen eine Blösse zu geben, so daß er mich durch

Eiferſucht, mit meinem Gemahl hätte vereinigen, oder die Freundſchaft zwiſchen ihm und meinem Bruder hätte wankend machen können, ſchlug er einen andern Weg ein; nemlich er gewann Frau von Sauve, ſo daß ſie ſich völlig von ihm regieren ließ; ſie folgte in Allem ſeinen Lehren, die nicht weniger ſchädlich ſind, als die man in der Celeſtina findet. Sie brachte die Liebe meines Bruders, und des Königs, meines Gemahls, (die erſt gemäßigt war und ſanft, wie gewöhnlich bey ſo jungen Perſonen,) zu einer ſolchen Heftigkeit, daß ſie Ehrgeiz, Pflicht, und jede andre Abſicht vergaßen, und ihnen nichts ſo wichtig ward als dieſe Frau zu gewinnen; und endlich wurden ſie ſo eiferſüchtig auf einander, daß, obgleich Frau von Sauve, auch vom Herzog von Guiſe, von Guaſt, von Souvray und von vielen andern noch geſucht ward, die alle mehr als jene von ihr geliebt wurden, ſo bekümmerten ſie ſich doch gar nicht um alle dieſe, ſondern einer fürchtete immer nur den andern. Um ihr Spiel noch beſſer zu führen, beredete dieſe Frau den König, meinen Gemahl, daß ich eiferſüchtig ſey, und deshalb meinen Bruder bey ihr zu unterſtützen ſuchte. Wie leicht glaubt man nicht alles, was geliebte Perſonen ſagen! Der König, mein Gemahl, glaubt ihr, entfernt ſich von mir, und verbirgt ſich mehr vor mir als vor jeden andern, welches er bis dahin nie gethan; denn er hatte mir immer von ſeiner Fantaſie für ſie aufrichtig, wie zu einer Schweſter geſprochen, weil er

wohl wußte, daß ich auf keine Weise eifersüchtig auf ihn war, und daß ich nichts wünschte als seine Zufriedenheit. Da ich nun sehen mußte, daß, was ich am meisten gefürchtet, nun doch eingetroffen war, daß ich nehmlich sein Wohlwollen verloren, indem er mich nicht mehr freymüthig mit mir redete wie bisher; (Mißtrauen aber, und Mangel an Freimüthigkeit ist der Ursprung alles Hasses zwischen Verwandten wie zwischen Freunden) und da ich nun wußte, daß, wenn ich die Neigung meines Bruders zur Frau von Sauve abwenden könnte, würde ich den Grund von Guast seiner Intrigue untergraben, wandte ich alles an, meinen Bruder von ihr abzuziehen. Bey jedem andern, dessen Seele nicht so verdienstet von Leidenschaft, und nicht so in den Netzen der List verstrickt gewesen wäre, hätte ich etwas ausrichten können; mein Bruder, der zu niemand so viel Zutrauen hatte als zu mir, konnte dies doch nie über sich gewinnen, zu meinem Heil wie zu seinem, so mächtig waren die Reize dieser Circe, und der teufelische Geist des Guast, der sie unterstützte; anstatt meinen Rath zu benutzen und meinen Bitten zu folgen, brachte mein Bruder jedes meiner Worte der Frau von Sauve wieder zu. Was kann man wohl dem geliebten Gegenstande verhehlen? Aus Wuth gegen mich, diente sie dem Guast in seinen Absichten nur um desto eifriger, und um sich an mir zu rächen, nahm sie den König, meinen Gemahl, immer mehr gegen mich ein, so daß er sich immer mehr

von mir entfremdete, und gar nicht mehr mit mir ſprach. Er kam immer ſehr ſpät von ihr nach Hauſe, und des Morgens ganz früh mußte er ſich auf ihrem Befehl, um zu verhindern, daß er mit mir ſpreche, beym Lever der Königin Mutter einfinden, wo ſie zugegen ſeyn mußte; den ganzen übrigen Tag blieb er bey ihr. Eben ſo eifrig war mein Bruder um ſie bemüht, und jedem bildete ſie ein, er wäre allein und beſonders von ihr geliebt; ſo ward der Zwiſt durch die Eiferſucht bis zu unſerm Verderben befördert.

Nach einem langen Aufenthalt zu Avignon, und einer Reiſe durch die Champagne und Bourgogne, begaben wir uns nach Rheims, zur Vermählung des Königs [31]), und von da nach Paris, während dem es immer bey dem alten blieb. In Paris kam mein Bruder näher mit Büſſy zuſammen, und achtete ihn ſo hoch als ſeine Tapferkeit es werth war. Mein Bruder und ich waren immer zuſammen, und er hatte allen den Seinigen befohlen, mich nicht weniger als ihn zu ehren und mir zu gehorchen; ſie gehorchten mit Freuden, und waren mir eben ſo als ihm zugethan; da nun Büſſy viel um meinen Bruder war, ſo war er auch natürlich viel bey mir. Ihre Tante ſagte mir darüber, die ſchöne Einigkeit zwiſchen meinem Bruder und mir, erinnerte ſie an die Zeit des Herzogs von Orleans, meines Oheims, und der Herzogin von Savoyen, meiner

Tante; Guaſt der Pilz, gab ihr aber eine ſehr verkehrte Auslegung, und benutzte es als ein ſchönes Mittel zu ſeinem Zweck. Durch Frau von Sauve hatte er ſich in der Gunſt des Königs, meines Gemahls, eingeſchlichen, und ſuchte ihn nun zu bereden daß Büſſy mein Liebhaber ſey; da er nichts damit ausrichtete, denn die Leute des Königs, meines Gemahls, die mich ſtets umgaben, waren Zeugen meines Betragens, das auf keine Weiſe Anlaß zu einem Argwohn der Art gab, ſo wandte er ſich an den König, der leichter zu überreden war, theils weil er meinem Bruder und mir nicht wohl wollte, unſre Einigkeit war ihm verdächtig und verhaßt; theils weil er Büſſy haßte, der zuerſt ihm zugehörte, und ihn verlaſſen hatte um meinem Bruder zu dienen. Dieſe Eroberung Büſſy's vergrößerte ſo wohl den Ruhm meines Bruders, als den Neid unſrer Feinde; denn Büſſy war der Erſte ſeiner Zeit an Ruhm, an Tapferkeit, an Verſtand und Anmuth; darum auch viele meynten, wenn man wie eine Sekte der Philoſophen an die Seelenwanderung glauben wollte, ſo könnte man gewiß annehmen, daß Büſſy von der Seele Ihres tapfern Bruders, von Hardelay belebt würde.

Der König ließ ſich von Guaſt ſeiner Verrätherey einnehmen, und bat die Königin Mutter, mit dem Könige, meinem Gemahl, darüber zu ſprechen, und ſuchte ſie, wie zu Lyon, gegen mich auf-

zubringen. Aber ſie wies ihn zurück und ſagte: „Ich weiß nicht, wer die Anhetzer ſeyn mögen, die euch dergleichen in den Kopf ſetzen. Meine Tochter iſt ſehr unglücklich, in dieſer ſchlechten Zeit gebohren zu ſeyn. Zu meiner Zeit ſprach man frey mit jedermann, und alle rechtlichen Leute im Gefolge des Königs, Eures Vaters, der Dauphin und der Herzog von Orleans, eure Oheime, waren gewöhnlich bey Eurer Tante, der Prinzeſſin Margaretha, oder bey mir im Zimmer, ohne daß je ein Menſch daran zu tadeln fand. Büſſy ſieht meine Tochter in eurer, in ihres Gemahls Gegenwart, in ihrem Zimmer und in Gegenwart aller Leute ihres Gemahls, und vor der ganzen Welt; es geſchieht weder im Geheim noch bey verſchloßnen Thüren; Büſſy iſt von Stande, und der erſte bey eurem Bruder, was iſt dabey weiter zu denken oder zu reden? Wißt ihr irgend ſonſt noch etwas darüber außer durch Klätſcherey? Ihr waret Schuld, daß ich ihr zu Lyon einen Schimpf anthat, den ſie, fürchte ich, nie vergeſſen wird.“ Der König war ganz erſchrocken und ſagte: „Gnädige Frau, ich ſage nichts, als was die andern ſagen!“ — „Wer ſind dieſe andern?“ erwiederte ſie, „mein Sohn, das ſind Leute, die Euch mit den eurigen veruneinigen wollen.“ Der König entfernte ſich; darauf erzählte ſie mir alles, und ſagte hinzu: „Du biſt in einer erbärmlichen Zeit geboren!“ Sie rief darauf Ihre Tante, Frau von Dampierre, zu ſich und un-

terhielt sich mit ihr von der anständigen Freyheit, und den Ergötzlichkeiten ihrer Zeit, in welcher sie nicht wie wir, den Verleumdungen so ausgesetzt waren. Da Guast sah, daß die Mine aufgedeckt war, und nicht gezündet hatte, wandte er sich an einige Edelleute, die damals im Gefolge des Königs, meines Gemahls, waren, bis dahin Gefährten von Büssy, und seine Freunde; nun aber seine Feinde aus Neid wegen seines Ruhms, und seiner Beförderung. Diesen neidischen Haß fügten sie noch den unbedachtsamen Eifer für ihren Herrn zu, als er besser, sie verdeckten ihren Neid unter diesem Vorwand, und eines Abends als er spät von seinem Herrn kam, und nach Hause gehen wollte, lauerten sie ihm auf, um ihn zu ermorden; da die rechtlichen Leute aus meines Bruders Gefolge ihn gewöhnlich begleiteten, wußten jene es also, daß sie ihn nicht ohne eine Begleitung von funfzehn oder zwanzig ehrlichen Leuten antreffen würden; und obgleich er wegen der Wunde an seinem rechten Arm, die er einige Tage zuvor in dem Gefecht mit St. Phal erhielt, keinen Degen trug, seine Gegenwart allein schon hinreichend wäre, den Muth seiner Begleiter zu verdoppeln; sie beschlossen also ihn mit zwey bis drey hundert Mann anzugreifen, und hofften, die Nacht würde diesen Meuchelmord mit ihrem Schleyer verdecken. Guast, der das Leibregiment commandirte, gab ihnen Soldaten; sie stellten sich in fünf oder sechs Haufen eingetheilt, in der nächsten Straße, die zu seiner

Wohnung führte, und überfielen ihn als er durchgehen wollte; zugleich löschten sie alle Lichter und Fackeln aus. Nach einer Salve aus ihren Büchsen und Pistolen, die hinreichend hätte seyn können ein ganzes Regiment anzugreifen, kamen sie mit einander ins Handgemenge. Sie suchten nur immer ihn in der Finsterniß nicht zu verfehlen, denn er war an einer Colombinefarbnen Schärpe kenntlich, in welcher er seinen verwundeten Arm trug, (sehr zu ihrem Glück, da sie sonst seine Schwere wohl hätten empfinden sollen.) Der kleine Haufen, der ihn umgab, hielt sich gut; trotz des unerwarteten Anfalls und des Schreckens der Nacht verloren sie weder den Kopf noch den Muth; sie gaben eben so große Beweise der Tapferkeit, als der Treue für ihren Freund, den sie, indem sie sich glücklich durchschlugen, nach seiner Wohnung brachten, ohne einen Mann zu verlieren, außer einen Edelmann, der mit ihm erzogen war, und der auch wegen einer Wunde seinen Arm in einer Colombinefarbnen Schärpe trug, nur war diese nicht so reich gestickt als jene. War es nun die Dunkelheit, oder die blinde Wuth der Meuchelmörder, die den Befehl hatten auf die Colombinefarbne Schärpe zu fallen, genug der ganze Haufen warf sich auf den armen Edelmann, den sie für Büssy hielten, und er blieb für todt auf der Straße liegen. Ein italiänischer Edelmann meines Bruders, der dabey war, lief gleich nach dem ersten Angriff zurück in's Louvre, kam ganz

blutig in das Schlafzimmer meines Bruders, der schon zu Bette war, und schrie: „man ermordet Büssy!“ Mein Bruder wollte sogleich hin; zum Glück hatte ich mich noch nicht zu Bette gelegt, und da ich ganz nahe bey meinem Bruder wohnte, hatte ich schon den Menschen gehört, wie er noch auf der Treppe diese entsetzliche Nachricht austrief. Ich lief sogleich zu meinem Bruder, um ihn am Ausgehen zu verhindern, und da ich sah, daß sein gerechter Schmerz ihn so außer sich selbst brachte, daß er, ohne sich zu bedenken, in die größten Gefahren stürzen könnte, um sich zu rächen, schickte ich zur Königin Mutter, damit sie kommen und ihn zurückhalten möchte. Wir konnten ihn nur mit vieler Mühe halten. Die Königin Mutter stellte ihm vor, er dürfe unmöglich allein, unbegleitet in der Nacht ausgehen; Guast sey vielleicht boshaft genug, es eigentlich so zu veranstalten, daß er herausgehe, um ihn dann in irgend ein Unglück zu stürzen. In seiner Verzweiflung hatten alle diese Reden keine Kraft; aber sie brauchte ihr Ansehen, hielt ihn fest, befahl der Wache an der Thüre, ihn nicht hinaus zu lassen, und blieb bey ihm, bis die wahre Nachricht ankam. Büssy, welchen Gott auf wunderbare Weise aus dieser Gefahr errettete, war gar nicht bestürzt wegen dieser Begebenheit, seine Seele war keiner Furcht fähig, er war dazu gebohren, das Schrecken seiner Feinde, der Ruhm seines Herrn, und die Hoffnung seiner Freunde zu seyn. Sobald

er glücklich in seiner Wohnung angelangt war, dachte er daran, was sein Herr leiden würde, wenn diese Nachricht so unzuverläßig zu ihm käme; er fürchtete, es möchte ihn so weit bringen, daß er sich selbst in die Netze seiner Feinde stürzte, so wie es ohne Zweifel auch würde geschehen seyn, wenn die Königin Mutter ihn nicht daran verhindert hätte. Er sendete daher gleich einen der Seinigen, der die umständliche und wahrhafte Nachricht an meinen Bruder bringen mußte. So bald es Tag ward, kam er selber ohne Furcht vor seinen Feinden, so muthig und fröhlich auf das Louvre, als käme er von einem Turnier. Mein Bruder, eben so voll Freude ihn wieder zu sehen, als voll Aerger und Begierde sich zu rächen, zeigte es genugsam, wie sehr er die Beleidigung fühlte, da man ihn des tapfersten und würdigsten Dieners berauben wollte, den je ein Fürst gekannt, und daß Guast den Büssy angefallen, blos weil er nicht an ihn selber reichen konnte. Die Königin Mutter, die einsichtsvollste und verständigste aller Frauen, sah die Wichtigkeit dieser Begebenheit so gleich ein, und sah voraus, daß ihre beyden Söhne sich endlich darüber entzweyen könnten; sie rieth also meinem Bruder, um allen Vorwand aus dem Wege zu räumen, daß er Büssy auf einige Zeit vom Hofe entfernen sollte. Auf meine Bitten willigte mein Bruder auch sogleich ein, denn wäre er geblieben, so hätte Guast ihn immer ins Spiel gemischt, und ihn zu seinen verderblichen Absichten als

Decke gebraucht. Büſſy, der keinen Willen hatte, als den ſeines Herrn, reiſte ab, begleitet von den bravſten Edelleuten an meines Bruders Hofe.

Der König, mein Gemahl, hatte zu derſelben Zeit, in einer Nacht eine ſehr heftige Ohnmacht, die wohl über eine Stunde lang dauerte; (ſie war, glaube ich, eine Folge von Ausſchweifungen mit Frauen, denn ich hatte bis dahin nie dergleichen an ihm bemerkt,) ich kam ihn während dieſes Zufalls zur Hülfe, wie meine Pflicht es erforderte; darüber war er ſo zufrieden mit mir, daß er es gegen jedermann rühmte, wobey er ſagte, daß, wenn ich es nicht zuerſt gemerkt hätte und ihm zur Hülfe gekommen wäre, ſo würde er haben ſterben müſſen. Da Guaſt nun merkte, daß er mir darum beſſer begegnete, und auch daß ſeine Freundſchaft mit meinem Bruder wieder lebhafter ward, von der er mich immer als die Urſach anſah, und meynte, ich ſey ihnen (was man bey allen Dingen in der Welt, am deutlichſten aber bey den entzwey geſchnittenen Schlangen wahrnimmt) ein gewiſſer natürlicher Balſam, der die getrennten Theile wieder zuſammenfügt und vereinigt, verfolgte er immer ſeine verderbliche Abſicht, und ſuchte neue Erfindungen zu ſchmieden. Er ſetzte dem Könige in den Kopf, der ſeit einigen Tagen, gleichfalls auf die Veranſtaltung des Guaſt, eine der Fräulein der Königin, ſeiner geſalbten, tugendhaften guten Für-

ſtin, fortgeſchickt hatte, die ſie ſehr liebte, die mit ihr auferzogen war, ſie hieß Changi; er ſollte es dahin bringen, daß der König, mein Gemahl, daſſelbe an mir thäte, und die, welche ich am meiſten liebte, ſie hieß Thorigny, fortſchicken möchte, ohne andre Urſache, als daß man den jungen Prinzeſſinnen keine Fräuleins laſſen müßte, auf welche ſie ſo großes Vertrauen ſetzen. Der König ließ ſich von dieſem ſchlechten Menſchen bereden, und ſprach mehrremal mit meinem Gemahl darüber; dieſer antwortete ihm: er würde mir damit einen grauſamen Verdruß zufügen; ich liebte die Thorigny nicht ohne Grund; denn außer daß ſie mit der Königin von Spanien meiner Schweſter und mit mir von Kindheit auf zuſammen erzogen wäre, hätte ſie viel Verſtand, und ihm ſelber hätte ſie während ſeiner Gefangenſchaft zu Vincennes ſehr gedient; er würde undankbar ſeyn, wenn er es ihr je vergeſſen könnte, er habe ja ſelbſt geſehen, daß Sr. Majeſtät vormals viel von ihr gehalten haben. Auf dieſe Weiſe lehnte er es alſo immer ab; aber Guaſt ließ nicht ab in den König zu dringen; es ging ſo weit, daß dieſer dem Könige, meinem Gemahl, ſagen mußte, er würde ihm nie gewogen ſeyn, wenn er nicht den andern Tag die Thorigny fortſchickte. Er war alſo gegen ſeinen Willen und mit Verdruß dazu gezwungen, wie er ſeitdem mir geſtanden, mich deßwegen zu bitten, und es mir zu befehlen. Das war mir ſo bitter, und ſchmerzte mich ſo tief, daß ich meine

Thränen nicht zurückhalten konnte; ich stellte ihm vor, daß nicht die Entfernung dieser werthen Person, die mir von Kindheit an treu gedient, mich allein schmerze; da man es aber wisse, wie sehr ich sie liebe, würde ihre plötzliche übereilte Entfernung meinem guten Rufe sehr schaden. Da meine Entschuldigungen nichts galten, wegen des Versprechens, welches er dem Könige gegeben mir diesen Verdruß zu machen, so mußte sie noch denselben Tag fort; sie begab sich zu einem ihrer Anverwandten, Herrn von Chastelat.

Ich war so beleidigt von dieser unwürdigen Behandlung, der so viele der Art vorausgegangen waren, daß ich meinem gerechten Schmerz nicht widerstehen konnte; aller Klugheit beraubt, und ganz meinen Gefühlen hingegeben, hatte ich nicht mehr so viel Gewalt über mich, die Freundschaft des Königs, meines Gemahls, zu suchen, und da Guast und Frau von Sauve ihn von einer Seite von mir entfernten, und ich von der andern nichts that ihm näher zu kommen, so redeten und schliefen wir nicht mehr mit einander.

Zweytes Buch.

Nach einiger Zeit, als die treuen Anhänger des Königs, meines Gemahls, ihm hatten die Argliſt zu erkennen gegeben, mit welcher man ihn ins Verderben ſtürzen wollte, indem man ihn von mir und von meinem Bruder zu entfernen ſuche, um ihn, wann er von allen denen getrennt ſey, auf die er am meiſten rechnen könne, dann zu verlaſſen, und ſich nicht weiter um ihn zu kümmern; wie denn auch der König wirklich anfing ihn zu vergeſſen und nicht auf ihn zu achten; brachten ſie es dahin, daß er mit meinem Bruder ſprechen mußte, der nach Büſſy's Abreiſe, ſeine Lage eben nicht gebeſſert fühlte, denn Guaſt ließ ihn täglich irgend eine neue Unwürdigkeit erfahren. Da ſie es nun überlegten, daß ſie beyde zu einer Klaſſe an dieſem Hofe gehörten, der eine ſo ungünſtig angeſehen als der andre, daß Guaſt allein alles regierte, daß ſie bey ihm erbetteln mußten, was ſie beym Könige erlangen wollten, daß ſie mit Verachtung abgewieſen wurden, wenn ſie etwas forderten, daß, wenn ſie ſich einen treuen

Diener erwürben, er sogleich von allen Seiten angefeindet und angefochten würde, so beschlossen sie sich wieder zu vereinigen, den Hof zu verlassen, ihre Freunde und Diener zu versammeln, und dann vom Könige eine anständigere Behandlung und eine ihrem Stande angemessnere Lage zu verlangen. Mein Bruder hatte bis dahin seine Appanage nicht erhalten können, und mußte sich von einigen Pensionen zu unterhalten suchen, die nur selten, und wenn es Gunst gelegen war, ausgezahlt wurden. So auch hatte der König, mein Gemahl, von seinem Gouvernement in der Guyenne gar keinen Nutzen, er durfte weder dorthin noch sonst nach einem seiner Länder. Als sie unter sich die Sache beschlossen hatten, erzählte es mir mein Bruder, und bat mich, da er mit dem Könige, meinem Gemahl, nun wieder gut stände, mich doch auch wieder mit ihm auszusöhnen, und alles Vergangne zu vergessen; der König, mein Gemahl, habe ihm gesagt, wie sehr er alles bereue; er sähe es jetzt ein, daß unsre Feinde schlauer gewesen wären, als wir, er sey nun entschlossen mir wieder zugethan zu seyn, und mehr zu meiner Zufriedenheit beizutragen; er wünsche, und bäte mich ihn zu lieben, und ihn in seiner Abwesenheit in seinen Angelegenheiten zu unterstützen.

Es war beschlossen, daß mein Bruder zuerst in einem Wagen, so gut es anginge, entfliehen sollte, der König, mein Gemahl, aber sollte ihm einige

Tage nachher, unter dem Vorwande einer Jagd, nachfolgen. Sie bedauerten es, mich nicht mit nehmen zu können, doch waren ſie in ſo fern ruhig über mich, daß man mir nichts Unangenehmes erzeigen könnte, ſo bald ſie einmal draußen ſeyn würden. Sie gaben auch bald die Beweiſe, wie ihre Abſicht gar nicht ſey Frankreich zu beunruhigen, ſondern nur ſich eine ihrem Stande angemeſſene Lage und Sicherheit zu verſchaffen, denn ſie waren während dieſer Händel gar nicht ohne Beſorgniß wegen ihres Lebens, ſey es, daß dies wirklich in Gefahr war, oder daß die, welche den Fall und den Untergang unſers Hauſes wünſchten, ſie unaufhörlich mit Warnungen und Winken der Art in Unruhe ſetzten, um ſich es hernach zu Nutze zu machen und im Trüben zu fiſchen [34]).

Auf den Abend, kurz vor dem Nachteſſen des Königs, hüllte mein Bruder ſich in einen fremden Mantel, und ging zu Fuß, in Begleitung eines Menſchen, den niemand kannte, bis zu dem Thor St. Honoré; hier fand er ſeinen Kammerherrn Simié mit einem Wagen, den er von einer Dame geliehen hatte; in dieſem fuhr er bis zu einigen Häuſern, eine Viertel Stunde von Paris; hier erwarteten ihn Reitpferde, und einige Stunden von dort, auf dem vorher beſtimmten Ort fand er zwey bis drey hundert ſeiner Leute zu Pferde.

Man merkte ſeine Entweichung nicht vor neun Uhr des Abends. Der König und die Königin

Mutter fragten mich, warum er nicht mit ihnen zu Abend gegessen? ob er etwa krank sey? Ich sagte, ich hätte ihn seit dem Nachmittag nicht gesehen; drauf schickten sie nach seinem Zimmer, um sich nach ihm zu erkundigen, er war nicht auf seinem Zimmer; sie befahlen, ihn in den Zimmern der Damen zu suchen, die er zu besuchen pflegte; man sucht im Schloß, in der Stadt, er ist nirgend zu finden. Nun wird der Lärm heiß; der König wird zornig, heftig, droht, schickt nach allen Prinzen und Herren des Hofes, gebietet ihnen zu Pferde zu steigen, und ihm meinen Bruder todt oder lebendig wieder zu bringen; schreyt, er gehe nur um gegen den Staat Krieg zu führen, den Staat zu zerstören, aber er würde ihm wohl weisen, was es für eine Narrheit sey, einen so mächtigen König anzugreifen! Viele der Herren lehnten diesen Auftrag ab, zeigten dem Könige die Wichtigkeit desselben; ihre Schuldigkeit sey es, ihr Leben zu geben für alles was zum Dienste des Königs gehöre; gegen den Bruder des Königs aber könnten sie nicht gehen, weil sie wüßten, daß der König es ihnen am Ende schlechten Dank wissen würde. Er könne sicher seyn, daß sein Bruder nichts unternehmen würde, was Sr. Majestät mißfallen, oder seinem Staate schädlich seyn könnte; ihnen dünke es gut, daß, bevor er so strenge Maßregeln gegen ihn ergreife, er zu ihm senden und ihn fragen lassen sollte, was ihn fortzugehen bewogen habe? Einige der Herren nahmen es an, und machten sich

bereit zu Pferde zu ſteigen. Sie konnten aber doch mit der möglichſten Eil erſt mit Tagesanbruch fertig werden, ſo daß ſie meinen Bruder nicht mehr einholten und unverrichteter Sache zurück kamen.

Der König zeigte nach dieſer Entweichung meines Bruders, dem Könige, meinem Gemahl, eben kein beſſeres Geſicht; er begegnete ihm auf die alte gewöhnliche Weiſe, das heißt, er bekümmerte ſich nicht um ihn. Dies beſtätigte ſeinen Entſchluß. Nach einigen Tagen nahm er unter dem Vorwand einer Jagd die Flucht [35]). Ich war den Morgen nach der Abreiſe meines Bruders ganz krank, von den Thränen, welche ich die Nacht durch vergoſſen hatte. Das Geſicht war mir angeſchwollen, und ich ward vom Fieber, und von den Schmerzen einige Tage lang im Bette gehalten. Während dieſer Krankheit ſah ich den König, meinen Gemahl, gar nicht bey mir, es ſey nun, daß er mit ſeiner nahen Abreiſe beſchäftigt geweſen war, oder daß er ſich in den letzten Tagen nicht von ſeiner Geliebten, der Frau von Sauve, entfernen wollte; genug er fand keine Zeit mich zu ſehen, und kam nach ſeiner Gewohnheit immer erſt um ein oder zwey Uhr ins Schlafzimmer; da wir nun jeder in einem beſondren Bette ſchliefen, ſo hörte ich ihn nicht kommen, und da er wieder, eh ich erwachte, aufſtand, um ſich, wie ich ſchon geſagt, beym Lever meiner Frau Mutter einzufinden, wo Frau von Sauve immer

dabey seyn mußte, so vergaß er das Versprechen, daß er meinem Bruder gegeben, und reiste ab, ohne mir Lebewohl zu sagen. Doch unterließ der König nicht mich in Verdacht zu haben, als wäre ich Schuld an seiner Flucht; er war rasend zornig auf mich; ohne die Königin Mutter, die ihn zurück hielt, hätte er in seinem Grimm mein Leben nicht verschont; da er aber nicht das Aergste thun konnte, indem sie es verhinderte, befahl er, man solle mich wenigstens bewachen, damit ich dem Könige, meinem Gemahl, nicht folgte, und damit auch niemand zu mir käme, durch den ich jenem könnte Nachrichten geben lassen. Die Königin Mutter, die alles nur gern in der Güte ausrichten wollte, und froh seine erste Hitze gedämpft zu sehen, sagte ihm: sie fände das sehr gut, sie wollte aber selber zu mir gehen und mich vorbereiten, damit ich diese Behandlung nicht zu hart fände; daß diese Erbitterungen nicht immer so bleiben könnten, daß alles von verschiedenen Seiten betrachtet werden könnte; diese erste, wäre nun die traurige und erschreckliche; würde erst die andre herausgekehrt, die ruhiger sey, und angenehmer, so würde man anders Rath pflegen. Dann würde man vielleicht meiner bedürfen; eben so, wie es der Klugheit gemäß sey, mit seinen Freunden so umzugehen, als könnten sie einst unsre Feinde werden, so müßte man auch seine Feinde so behandeln, daß sie einst unsre Freunde werden könnten! Diese Vorstellungen brachten es bey dem Könige so weit,

daß er mir nichts zu Leide that, (wie er eigentlich gern wollte:) Guaſt erfand etwas, woran er unterdeſſen ſeinen Gift ausließ. Um mir das unangenehmſte, das ſich erdenken ließ, zu erzeigen, ſchickte er Leute nach dem Hauſe des Chaſtelas, des Vetters der Thorigny, die ſie, unter dem Vorwande ſie zum Könige zu bringen, in dem Fluß, erſäufen ſollten von dem das Haus nicht entfernt lag. Chaſtelas, der ſich nichts vermuthete, ließ ſie frey in ſein Haus ein; ſogleich fingen die ſtärkſten unter ihnen an, ihren Auftrag ohne alle Vernunft oder Schonung auszuführen, ſie ergriffen die Thorigny, banden ſie, und ſperrten ſie ein. Während ſie auf ihre Pferde warten mußten, bis ſie ausgeruht und gefüttert hatten, ſahen ſie ſich auf keine Weiſe vor, nach der Franzoſen Art, und füllten ſich die Hälſe mit dem Beſten, was im Hauſe war. Chaſtelas ließ ſie machen was ſie wollten auf Unkoſten ſeiner Vorräthe, um ſeiner Anverwandten nur Zeit gewinnen zu laſſen; er dachte Zeit gewonnen, alles gewonnen, und hoffte Gott würde vielleicht das Herz des Königs lenken, daß er ſeinen Befehl widerrufe, um mich nicht ſo ſchmerzlich zu kränken. Chaſtelas durfte nichts zu ihrer Befreyung unternehmen, obgleich er Leute genug dazu hatte. Ich wußte nichts von allem dem, aber Gott wendete die Betrübniß von mir ab, und ſendete unerwartete Hülfe zur rechten Zeit, beſſer als ich hätte thun können, wenn ich etwas davon gewußt.

Einige Diener aus Chasteias Hause, waren aus Furcht vor den Trabanten geflohen, die im Hause wirthschafteten, als ob sie es plündern wollten; eine Viertelstunde davon führte Gott Laferte und Avantigny, beides Kammerherrn meines Bruders, ihnen entgegen, die mit ihren Haufen, wohl zwey hundert Reuter, zur Armee meines Bruders stoßen wollten. Laferte erkannte unter den Bauern einen von Chasteias Leuten, der ganz bestürzt und betrübt war, und fragte ihn was ihm fehle? ob einer von den Soldaten ihm etwas zu Leide gethan habe? Nein, sagte der Mann, die Ursache seiner Bestürzung sey, daß er seinen Herrn in Noth gelassen habe, man wolle seine Anverwandte fort führen. Sogleich beschlossen Laferte und Avantigny, mir diesen großen Dienst zu leisten und die Thorigny zu befreyen; sie dankten Gott, daß er ihnen eine so schöne Gelegenheit gegeben, mir ihre Ergebenheit zu bezeigen. Sie eilten mit ihren Haufen nach Chasteias Hause, und kamen grade noch zur rechten Zeit, in dem Moment an, als die Soldaten eben die Thorigny auf ein Pferd binden wollten, um sie in den Fluß zu werfen. Sie ritten alle mit gezognen Schwerdtern in den Hof und riefen: „Haltet ein Schurken, geschieht ihr ein Leides, so seyd ihr des Todes!“ Sie hauten auf sie ein, jene flohen und ließen ihre Gefangne zurück, die vor Schrecken und Freude halb todt war. Nachdem sie Gott und ihren Befreyern gedankt, fuhr sie in dem Wagen ihrer Muhme Chasteias,

von ihrem Vetter und den Haufen jener rechtlichen Männer begleitet, zu meinem Bruder, der sehr vergnügt war, eine Person, die ich so liebte, bey sich zu haben, da er mich selber nicht bey sich sehen konnte. Sie blieb die ganze Zeit der Gefahr über bey ihm, und ward so gut behandelt und gehalten, als bey mir.

Während der König das schöne Geschäft mit der Thorigny verrichtete, kam die Königin Mutter, die davon nichts wußte, zu mir in mein Zimmer, wo ich mich eben ankleidete; ich wollte, obgleich noch nicht frey von Schmerzen, kränker aber noch an Seele als an Körper, diesen Tag zum ersten Mal wieder mein Zimmer verlassen, um zu sehen, was auf diese Vorfälle in der Welt vorginge; denn ich war beständig in Sorge, man möchte etwas gegen meinen Bruder oder gegen den König, meinen Gemahl, unternehmen. „Mein Kind," redete die Königin Mutter mich an, „du hast nicht nöthig dich heute anzukleiden! Ich bitte dich, sey nicht verdrüßlich über das, was ich dir zu sagen habe. Du hast Einsicht genug, gewiß, du kannst es nicht tadeln, daß der König sich von deinem Bruder, und deinem Gemahl, für beleidigt hält; und da er die Verbindung zwischen Euch dreyen weiß, und dich, meine Tochter, als die Mitwisserin ihrer Flucht hält, daß er dich als Geisel zurück zu behalten beschlossen hat. Er weiß, wie sehr dein Gemahl dich liebt, und kann kein theureres Unterpfand von ihm

haben, als dich. Er hat aus dieser Ursache befohlen, daß du Wache haben sollst, damit du nicht von deinem Zimmer kannst. Auch geschieht es mit darum, weil die Räthe dem Könige vorgestellt, daß, wenn du frey unter uns umher gehen dürftest, du alles, was man gegen deinen Bruder und gegen deinen Gemahl beschließen würde, ihnen wieder berichten möchtest. Ich bitte dich, nimm es nicht übel auf, wills Gott, soll es nicht lange dauern. Sey auch nicht traurig, wenn ich nicht oft zu dir komme, um dem Könige keinen Verdacht zu geben, sey aber versichert, daß man dir keine Art des Mißvergnügens zufügen soll, ich werde sicher nichts der Art zugeben, und ich werde alles anwenden, um Frieden zwischen Euren Brüdern zu stiften." Darauf stellte ich ihr vor, wie man mir Unrecht thäte. Ich wollte es nicht verleugnen, sagte ich ihr, daß mein Bruder mir immer seine gerechten Ursachen zum Mißvergnügen mitgetheilt; der König, mein Gemahl, aber habe, seitdem er mir die Thorigny genommen, nicht mit mir geredet, ja er habe mich während meiner Krankheit nicht besucht, und mir kein Lebewohl gesagt vor seiner Abreise. Darauf erwiederte sie: „das sind kleine Neckereien zwischen Mann und Frau, aber man weiß wohl, daß er mit Liebesbriefchen dein Herz wieder erobern wird; und wenn er dich dann zu ihm zu kommen bittet, so gehst du hin, und eben das will mein Sohn, der König, verhindern."

Sie verließ mich hierauf, und ich blieb einige Monate in dieser Lage, ohne daß irgend ein Mensch, nicht einmal meine vertrautesten Freunde es wagten zu mir zu kommen. An den Höfen ist das Unglück immer einsam, das Glück hat aber ein reiches Gefolge; die besten Freunde stehen der Verfolgung bey! — Der einzige Crillon, der Brave, verachtete alle Verbote und Ungnaden, und besuchte mich fünf oder sechs Mal. Die Höllenhunde vor meiner Thüre, die mich bewachen sollten, hatten eine solche Furcht vor ihm, daß sie ihm den Eingang nie verwehrten.

Während dem war der König, mein Gemahl, in seinen Provinzen angelangt, und hatte seine Freunde und Diener versammelt. Sie zeigten ihm, wie Unrecht er gethan, daß er abgereist sey, ohne von mir Abschied zu nehmen; ich hätte Einsichten, sagten sie, könnte ihm sehr nützlich seyn, und er müsse durchaus mich wieder zu gewinnen suchen, er sollte also, sobald die Sachen wieder friedlicher würden, es dahin bringen, daß ich wieder zu ihm käme. Er war von seiner Circe, Frau von Sauve, entfernt, also leicht zu überreden; ihre Reize hatten durch die Abwesenheit die Macht verloren. Er schrieb mir einen sehr verbindlichen Brief, worin er mich bat, alles Vergangne zu vergessen; er liebe mich, und wollte es mehr als jemals beweisen, wie sehr er mich liebe. Er befahl mir auch, ihn von allem, was um mich vorging, zu benachrichtigen, besonders

was meine Lage und die meines Bruders beträfe; denn sie waren von einander entfernt, obgleich sie als Freunde gemeinschaftlich handelten; mein Bruder war in der Gegend der Champagne, und mein Gemahl war in Gascogne. Diesen Brief erhielt ich während meiner Gefangenschaft, er gab meinem Herzen Trost und Erleichterung. Die Nothwendigkeit, Mutter der Erfindung half mir, daß ich von dieser Zeit an, obgleich die Wache Befehl hatte, mich nicht schreiben zu lassen, sehr oft an ihn schrieb, und immer Mittel fand, meine Briefe an ihn gelangen zu lassen. Mein Bruder erfuhr meine Verhaftnehmung einige Tage nachher; er würde, aus Verdruß darüber, sicher einen schrecklichen Krieg angefangen haben, zu dem er alle Mittel besaß, denn er hatte damals eine schöne Armee, und die Völker hätten die Leiden ihrer Fürsten tragen müssen, wenn die Liebe zu seinem Vaterlande meinen Bruder nicht zurückgehalten hätte. Er schrieb an die Königin Mutter, man würde ihn zur Verzweiflung treiben, wenn man fortführe, mich so zu behandeln. Sie, aus Furcht der Krieg würde so erbittert werden, daß ihr kein Mittel bleiben würde, wieder Frieden zu stiften, zeigte dem Könige die Wichtigkeit dieses Krieges, und sie fand ihn aufgelegt, ihren Gründen Gehör zu geben; sein Zorn wurde etwas gedämpft, da er erfuhr, in welcher Gefahr er sich befände; er war vom Könige, meinem Gemahl, und den Hugenotten, die schon verschiedene

gute Orte eingenommen hatten, in Gascogne, in der Dauphine, Languedoc und Poitou angegriffen; von meinem Bruder, mit einer groſsen Armee vom bravſten Adel Frankreichs, in der Champagne. Dazu noch die Erinnerung, daß er damals, als mein Bruder entflohen war, niemand von allen den Prinzen und Herrn gegen ihn ins Feld kriegen konnte, ſie fürchteten alle, den Finger zwiſchen zwey Mühlſteine zu ſtecken. Kurz, nach reiflicher Ueberlegung lieh der König den Vorſtellungen der Königin Mutter ein geneigtes Ohr, und bat ſie, ſich für den Frieden zu verwenden. Sie entſchloß ſich ſogleich zu meinem Bruder zu reiſen, und ſtellte dem Könige vor, wie nothwendig es ſey, daß ich mitreiſe; das wollte aber der König durchaus nicht zugeben, weil er mich als Geiſel zurückbehalten wollte. Sie reiſte alſo ohne mich, und ohne mir etwas davon zu ſagen. Da mein Bruder ſie ohne mich kommen ſah, erklärte er ihr ſein gerechtes Mißvergnügen, ſo wohl wegen der übeln Behandlung, die er bey Hofe erfahren, als wegen der Beſchimpfung, die ich erhielt, da man mich gefangen hielt, und die Thorigny, um mich zu beleidigen, grauſam mißhandelt hatte; er erklärte, nie etwas von Frieden anhören zu wollen, bis ich Genugthuung erhalten hätte, und er mich frey und vergnügt ſähe. Mit dieſer Antwort kam die Königin Mutter zurück, und ſie erklärte dem Könige: daß, wenn er den Frieden wolle, ſo müßte ſie wieder zu meinem Bruder zurückreiſen, käme ſie

aber ohne mich, so wäre ihre Reise gewiß wieder unnütz, und das Uebel würde hernach eher schlimmer als besser; ja man müßte mich sogar erst völlig zufrieden stellen, ehe sie mich hinführte, ich würde sonst dort mehr schaden als nützen. Man müßte befürchten, daß ich nicht wieder mit ihr zurückreisen, sondern zu meinem Gemahl würde gehen wollen; ich müßte also zuerst sogleich von der Wache befreyt werden, und man müsse suchen mir das Geschehene vergessen zu machen. Der König fand alles gut, und war mit allem zufrieden. Sie schickte sogleich nach mir, ließ mich holen und sagte: sie hätte es so weit gebracht, daß man sich zum Frieden neige; der Friede wäre das Wohl des Staates, nach welchem ich so wohl als mein Bruder immer gestrebt hätten; jetzt könnte nun ein für meinen Bruder so vortheilhafter Frieden geschlossen werden, daß er sicher zufrieden seyn und nichts mehr nach der Tyranney des Guast oder andern schlechten Umgebungen des Königs zu fragen haben würde. Sie selber würde ich außerdem von einem tödtlichen Verdruß befreyen, wenn ich etwas beytragen wollte, den König und meinen Bruder auszusöhnen; sie wäre in der schmerzlichen Verlegenheit, daß jeder Sieg, einer ihrer Söhne über den andern, ihr tödtliche Angst verursache; sie bat mich flehendlich, ich möchte mehr den Frieden suchen, als nach Rache streben. Der König bereue die Beleidigung, die er mir angethan, sie habe ihn Thränen darüber vergießen sehen, und er

würde mir jede Genugthuung geben, die ich verlange. Darauf erwiederte ich, wie ich nie mein eignes Wohl dem Wohl meiner Brüder und des Staates vorziehe, für deſſen Ruhe und Frieden ich mich ſehr gerne aufopfern wollte; ich wünſchte nichts ſo ſehr, als einen guten Frieden, und würde alles, was in meinem Vermögen ſtehe, dazu verwenden. Hierauf kam der König hinein, verſchwendete unendlich viele ſchöne Worte, und ſchwor mir ſeine Freundſchaft, da er ſah, daß ich weder mit Worten noch Gebehrden irgend einen Verdruß über die Beleidigung, die mir widerfahren, merken ließ; ich that es aber mehr aus Verachtung der Beleidigung, als um ſeiner Zufriedenheit willen.

Die Zeit meiner Gefangenſchaft hatte ich genützt, viel zu ſtudiren, woran ich damals anfing einen Gefallen zu finden; dies verdankte ich aber nicht etwa dem Zufall, ſondern vielmehr der göttlichen Vorſehung, die damals anfing mich mit einem ſo treflichen Mittel zu beſchenken, womit ich mich in dem vielen Unglück, das mir bereitet war, immer zu tröſten wußte. Auch war dieſe Liebe zu den Studien der Weg zur wahren Andacht für mich, indem ich in dem ſchönen großen Buche der Natur die Wunder ihres Schöpfers zu verſtehen anfing. Jede ſchöne Seele, welche in dieſen Kenntniſſen nur eine Leiter ſieht, deren höchſte Stufe Gott iſt, wird entzückt, in der Anbetung des wundervollen Lichts,

und in dem Geheimniß des unbegreiflichen Wesens sich verlieren; sie weiß nichts erfreulicheres, als jener Kette Homers zu folgen, diesem freudigen Inbegriff aller Wissenschaften, die von Gott selber, dem Ursprung und dem Ende aller Dinge, ausgeht, und wieder zurückkehrt. Die Traurigkeit, entgegengesetzt der Freude, welche den Gedanken unsrer Handlungen immer außer uns selber sucht und setzt, weckt unsre Seele in uns, so daß sie alle ihre Kräfte sammelt, um das Böse auszustoßen und das Gute in sich aufzunehmen, immer und unaufhörlich wieder daran denkt, sich das höchste Gut zu erwahlen, in welchem sie mit Sicherheit die Ruhe findet; diese Traurigkeit verschaft uns gute Anlagen, um zur Erkenntniß der Liebe zu Gott zu gelangen. Der Traurigkeit und der Einsamkeit meiner Gefangenschaft verdanke ich das Gute, gern zu studiren, und mich der Andacht ergeben zu können, welches ich in dem Glanz und der Eitelkeit meines Glücks weder kannte, noch zu schätzen verstand.

Da nun der König, wie gesagt, kein Zeichen des Mißvergnügens an mir wahrnehmen konnte, sagte er mir: die Königin Mutter ginge zu meinem Bruder nach der Champagne, um den Frieden zu unterhandeln; er bäte mich, sie zu begleiten und ihr alle gute Dienste, die ich vermöchte, zu leisten; er wüßte wohl, daß mein Bruder mehr Vertrauen in mich, als in jeden andern setze; was also Gutes

aus dieſer Reiſe entſtände, würde er mir verdanken, und ſollte allein zu meiner Ehre gereichen. Ich verſprach ihm, was ich zu leiſten auch geſonnen war; denn ich wußte, daß es das Wohl meines Bruders und des Staates beförderte, wenn ich ihn zufrieden ſtellte.

Die Königin Mutter reiſte mit mir nach Sens; die Konferenz ſollte eine Stunde von da, bey einem Edelmann Statt haben. Den andern Morgen begaben wir uns an den beſtimmten Ort; hier fanden wir meinen Bruder, begleitet von einigen Truppen, und von den vornehmſten Herrn und Anführern der Katholiken und der Hugenotten, bey ſeiner Armee; unter dieſen war der Herzog Caſimir, und der Oberſte, der, auf Vermittlung der Proteſtanten, meinem Bruder, um des Königs, meines Gemahls, willen, ſechs tauſend Reuter zugeführt hatte.

Einige Tage wurden mit den Friedensunterhandlungen zugebracht, weil es über verſchiedene Artikel Streit gab, vorzüglich wegen der Proteſtanten, denen man vortheilhaftere Bedingungen einräumte, als man ihnen zu halten Willens war, wie man nachher wohl einſah; die Königin Mutter that nur alles, um den Frieden zu haben, die Reuter zurück ſchicken, und meinen Bruder von den Leuten losmachen zu können, von denen er ſelbſt nicht wenig Luſt hatte ſich zu trennen, weil er immer ein

sehr guter Katholik gewesen, und sich der Hugenotten blos in der Noth bedient hatte. Bey diesem Friedensschluß erhielt mein Bruder seinen Antheil nach seinem Stande, worinn, wie er verlangte, der meinige mit begriffen seyn sollte; Herr von Beauvais, sein Abgeordneter, drang sehr darauf, daß man mir eine Verschreibung meiner Mitgift in Ländereyen ausfertige; die Königin Mutter bat mich aber, es nicht zuzugeben, und versicherte mich, ich würde alles was ich verlangte, vom Könige erhalten. Ich bat also meinen Bruder, das was meine Angelegenheiten beträfe, nur herauszulassen, ich wollte lieber, was der König und die Königin Mutter mir geben würden, als ein freywilliges Geschenk ansehen, dann wäre es mir um desto gewisser.

Der Frieden war geschlossen, die Sicherheiten von beyden Seiten gegeben, und die Königin Mutter bereitete sich zur Rückreise, als ich Briefe vom Könige, meinem Gemahl, erhielt, in denen er mir seine Begierde mich wieder zu sehen, bezeigte, und mich bat, Urlaub zu nehmen, und zu ihm zu reisen, so bald der Frieden geschlossen seyn würde. Die Königin Mutter versagte mir den Urlaub, und suchte mich durch alle ersinnliche Ueberredungen von diesem Vorhaben abzubringen. Sie sagte: damals als ich nach der St. Barthelemy ihren Vorschlag, meine Ehe zu trennen, nicht annehmen wollte, hätte ich ihren Beyfall gehabt, weil mein Gemahl damals

den katholischen Glauben angenommen hatte; nun er aber wieder zu den Hugenotten übergegangen sey, könnte sie es nicht zugeben, daß ich mich wieder mit ihm vereinige. Da ich nun aber nicht abließ Urlaub zu begehren, sagte sie mir mit Thränen in den Augen, daß ich sie ins Verderben stürze, wenn ich nicht mit ihr zurück ginge, sie hätte es dem Könige versprochen, mich zurück zu bringen, und mich dahin zu vermögen, daß ich bis zur Zurückkunft meines Bruders dort bliebe; so bald dieser wieder am Hofe seyn würde, sollte ich sicher Urlaub haben.

Wir kehrten wieder nach Paris zurück; der König war mit dem Frieden sehr vergnügt, doch gefielen ihm die vortheilhaften Bedingungen der Hugenotten nicht, und er war Willens, unter irgend einem Vorwand, den Krieg wieder mit ihnen anzufangen, so bald er nur erst meinem Bruder wieder an seinem Hofe haben würde, damit sie das, was man ihnen wider Willen zugestanden, nicht länger genießen möchten, bis er wieder von ihnen los sey. Er blieb noch einige Monate zurück, und verabschiedete die Reuter nebst den übrigen, dann kam er mit dem ganzen katholischen Adel an den Hof. Der König empfing sie ehrenvoll, bezeugte seine Zufriedenheit sie wieder zu sehen, und war auch freundlich gegen Büssy, denn Guast war todt; Gottes Gericht hatte ihn getödtet, da er eben eine Schwitzcur brauchte; von allen Lastern verdorben, war sein

Leib lange vor seinem Tode schon der Fäulniß, so wie seine Seele den Teufeln überlassen, denen er durch Zauberey und alle Bosheiten ergeben war [36]). Da dieses Werkzeug des Hasses und der Zwietracht erst aus der Welt war, und der König auf nichts sann, als die Hugenotten zu verderben, sich meines Bruders gegen sie bedienen wollte, damit dieser sich nicht wieder mit ihnen aussöhnen könnte; dann aber befürchtete, daß ich zum Könige, meinem Gemahl, gehen würde, bezeigte er uns alle erdenkliche Freundlichkeit, und schmeichelte uns auf alle Weise, damit es uns nur an seinem Hof gefallen möchte [37]). Zu gleicher Zeit kam Herr von Düras vom Könige, meinem Gemahl, um mich abzuhohlen; ich drang also sehr in ihn, mich fort zu lassen; da er mir nun den Urlaub nicht länger versagen konnte, versicherte er mir, es geschähe blos aus Liebe zu mir, er sey überzeugt, ich sey die größte Zierde seines Hofes, er könne mir also die Erlaubniß abzureisen, nur so spät als möglich gewähren; er wolle mich nach Poitiers begleiten; und mit dieser Versicherung schickte er Herrn von Düras zurück. Er verzog aber dennoch einige Tage in Paris, schob es immer auf, mir meinen Urlaub offen zu versagen, bis er im Stande war, den Hugenotten, folglich auch dem Könige, meinem Gemahl, den Krieg zu erklären. Zum Vorwande dazu ward ein Gerücht verbreitet, als beklagten sich die Katholiken über die vortheilhaften Bedingungen, die den Katholiken

bey'm Frieden von Seus wären eingeräumt worden; das Murren und die Unzufriedenheit der Katholiken ging so weit, daß sie an den Hof kamen, um sich zu verbünden; nach den Provinzen und den Städten sich anwerben ließen, sich unterzeichneten und viel Geräusch machten, (mit stillschweigendem Mitwissen des Königs,) auch den Herzog von Guise zum Anführer verlangten. Man sprach von nichts, als von dieser Ligue bey Hofe, und von Paris bis nach Blois, wo der König die Stände zusammen berufen hatte. Eh sie eröfnet wurden, rief der König meinen Bruder in sein Kabinet, wo sich die Königin Mutter, und einige Herrn aus dem Staatsrath befanden. Er stellte ihnen vor, von welcher Wichtigkeit diese Ligue der Katholischen, für sein Ansehen, und für den Staat sey, wenn sie so weit gehen sollten, sich Häupter zu erwählen, und die Guisen dazu ausersähen [38]). Ihn und meinen Bruder beträfe dies am allermeisten; die Katholiken hätten Recht sich zu beklagen, Pflicht und Gewissen geböten ihm, eher die Hugenotten als die Katholiken mißvergnügt zu machen; er bat und beschwor also meinen Bruder, als einen Sohn Frankreichs, und guten Katholiken, daß er ihn rathe und beistehe, wo es auf seine Krone und auf die katholische Religion ankäme. Dann fügte er noch hinzu: es dünke ihm gut, um dieser gefahrlichen Ligue den Weg abzuschneiden, müsse man sich selber zum Oberhaupt derselben machen! Um nun seinen Eifer

für den Glauben an den Tag zu legen, und jene zu verhindern, daß sie sich nicht einen andern Anführer wählten, wollte er selber sich als Chef unterzeichnen, alsdenn sollte mein Bruder es thun, und nach ihm alle Fürsten und Herren, so wie jeder, der in seinem Königreiche eine Würde bekleidete. Mein Bruder konnte hierauf nichts thun, als seine Dienste, die er Sr. Majestät und der Aufrechthaltung des katholischen Glaubens schuldig war, anzubieten. So bald der König sich meines Bruders versichert hatte, welches der eigentliche listige Zweck der Ligue war, ließ er alle Prinzen und Herrn seines Hofes zusammen berufen, ließ sich die Liste der Ligue bringen, unterzeichnete zuerst als Chef, hierauf folgte mein Bruder und die übrigen, die bis dahin noch nicht unterzeichnet hatten. Des andern Tages wurden die Stände eröfnet; nach dem Gutachten der Herrn Bischöfe von Lyon, von Ambrun und von Vienne und der andern am Hofe befindlichen Prälaten konnte, dem Krönungseyd des Königs zufolge, kein Eyd gültig seyn, den er den Ketzern geleistet; jener Krönungseyd erließ ihm von selbst, die den Hugenotten gegebenen Versprechungen; dieses ward bei Eröffnung der Stände vorgetragen, den Hugenotten der Krieg erklärt, und Genissac der Hugenotte, der seit wenig Tagen, als Abgeordneter des Königs meines Gemahls, zugegen war, um meine Abreise zu beschleunigen, mit harten Drohworten zurück geschickt; der König ließ meinem Gemahl durch G

niſſac ſagen: er habe ſeine Schweſter einem Katholiken, und nicht einem Hugenotten gegeben, wenn der König, mein Gemahl, mich wieder haben wollte, müſſe er die katholiſche Religion wieder annehmen.

Alle Kriegszurüſtungen wurden gemacht, der Hofe ward von Nichts als vom Kriege geredet, und um meinen Bruder unwiderruflich von den Hugenotten zu trennen, machte ihn der König zum General einer Armee. Da Geniſſac zu mir kam, und mir den harten Beſcheid des Königs meldete, ging ich ſogleich in das Kabinet der Königin Mutter, wo ich den König fand. Ich beklagte mich gegen ihn, daß er mich ſo lange getäuſcht; er habe beſtändig mich verhindert, zum Könige, meinem Gemahl, zu gehen, indem er ſich geſtellt, als ginge er von Paris, um mich bis Poitiers zu begleiten, und doch habe er die entgegengeſetzte Abſicht. Ich ſtellte ihm vor, wie ich mich weder zu meiner Zufriedenheit, noch nach meinem Willen vermählt habe, ſondern es wäre der Wille des König Karls, meines Bruders, der Königin Mutter, und ſein eigner ſo geweſen; nun ſie mir aber einen Gemahl gegeben, könnten ſie mich nicht abhalten, ſeinem Schickſale zu folgen; ich wollte es, und würde, wofern ſie mir die Erlaubniß dazu verweigerten, mich heimlich davon machen, und komme es, wie es wolle, zum Könige, meinem Gemahl, gehen, wenn auch mit Gefahr meines Lebens! Darauf antwortete mir der König:

„Schwester, es ist nun nicht mehr die Zeit, mich mit diesem Urlaub zu quälen. Ich gestehe es, ich habe ihn nur darum immer aufgeschoben, um ihn zuletzt ganz versagen zu können; denn seitdem der König von Navarra wieder Hugenottisch geworden, kann ich es durchaus nicht gut finden, daß Ihr zu ihm gehet. Was wir in dieser Sache thun, die Königin Mutter und ich, geschieht zu Eurem Besten. Ich will den Hugenotten den Krieg machen, und diese elende Religion durchaus vertilgen, die uns so viel Uebels zufügt. Daß nun Ihr, eine Katholikin, und meine Schwester, als eine Geisel in ihren Händen bleibt, wäre sehr unschicklich, und wer weiß ob sie nicht mir zur unauslöschlichen Schmach, an eurem Leben, den Schaden rächen würden, den ich ihnen zuzufügen gesonnen bin? Nein, nein, Ihr sollt nicht hingehen! und wenn Ihr heimlich euch davon machet, wie Ihr eben sagtet, so dürft Ihr nur darauf rechnen, mich und die Königin Mutter, als eure unversöhnlichsten Feinde zu sehen, und daß wir unsre Feindseligkeit, so viel wir vermögen, ausüben, und Ihr dadurch die Lage Eures Gemahls eher verschlimmern, als verbessern werdet." Ich entfernte mich, äußerst mißvergnügt, über diesen grausamen Ausspruch. Meine Freunde und Freundinnen, und die Ersten des Hofes, deren Rath ich verlangte, stellten mir vor, daß es gar nicht schicklich für mich seyn würde, an einem, gegen den König, meinen Gemahl, feindlichen Hof zu leben, von

dem aus man ihm den Krieg machen werde. Sie riethen mir, mich während dieses Krieges vom Hofe zu entfernen; es würde sogar ehrenvoller für mich seyn, wenn ich einen Vorwand finden könnte, Frankreich zu verlassen, es sey zu einer Wallfahrt, oder um einen meiner Anverwandten zu besuchen. Die Prinzessin von la Roche sûr Yon war unter denen, die ich um Rath fragte; diese wollte eben zu den Bädern nach Spa reisen. Mein Bruder war auch zugegen, er hatte Mondoucet mit eingeführt, der Agent des Königs in Flandern gewesen, und kürzlich von da zurückgekommen war. Er hatte dem Könige vorgestellt, wie die Flamänder mit Unwillen die Usurpation des Spaniers, gegen die Gesetze von Flandern, an der Oberherrschaft und Verwaltung von Frankreich litten; wie verschiedene Herren und Bürgerschaften ihm zu verstehen gegeben haben, daß sie im Herzen gut französisch seien, und daß alles die Hände nach dem Könige von Frankreich ausstreckte. Da nun aber Mondoucet sah, daß der König seinen Wink nicht achtete, weil er nichts im Kopfe hatte, als die Hugenotten, die er es fühlen lassen wollte, daß sie ihn beleidigt, indem sie meinem Bruder gegen ihn beystanden; sprach er nicht weiter mit ihm davon, und wandte sich zu meinem Bruder, der mit einem wahrhaft fürstlichen Sinn keine andre als kühne, gefahrvolle Unternehmungen liebte, der mehr zum Erobern als zum Erhalten geschaffen war; dieser ging sogleich ein in diese Unter-

nehmung, die ihn um so besser dünkte, weil keine Ungerechtigkeit darin lag, da er nur für Frankreich wieder erobern wollte, was der Spanier usurpirt hatte [39]). Mondoucet war deshalb in den Dienst meines Bruders getreten, und dieser schickte ihn nach Flandern zurück, unter dem Vorwande, die Prinzessin la Roche für Yon nach den Bädern von Spa zu begleiten. Da nun jeder nach einem Vorwand suchte, mich während dem Kriege aus Frankreich zu schaffen, der eine sagte, nach Lothringen; einer, nach Savoyen; einer nach St. Claude; einer nach Unsrer lieben Frau zu Loretto; sagte Mondoucet leise zu meinem Bruder: „Wenn die Königin von Navarra irgend eine Unpaßlichkeit vorschützen könnte, zu der die Bäder von Spa rathsam wären, wo die Prinzessin von la Roche für Yon hinreisen will, das könnte für Eure Unternehmung auf Flandern von großem Nutzen seyn!" Mein Bruder fand diesen Vorschlag gleich sehr gut, und rief voller Freude: „O Königin, sucht nicht länger, Ihr müßt nach den Bädern von Spa mit der Prinzessin von la Roche für Yon. Ich habe bemerkt, daß Ihr oft die Rose am Arm habt; sagt nur, die Aerzte hätten es Euch schon damals verordnet, die Jahrszeit war aber damals nicht gut dazu; jetzt wäre es die Jahrszeit zu den Bädern, und ihr bittet darum den König, euch nun die Reise nach Spa zu erlauben." Er erklärte sich weiter nicht vor dieser Versammlung, warum er es eigentlich wünsche, weil der Kardinal

von Bourbon dabey war, den er für ſpaniſch und für guiſiſch hielt; ich aber verſtand es ſogleich, daß es wegen der flandriſchen Unternehmung geſchähe, von welcher Mondoucet mit uns beiden geſprochen. Die ganze Verſammlung war damit zufrieden, und die Prinzeſſin la Roche für Yon, die mich ſehr liebte, freute ſich ungemein darüber; ſie verſprach mir, ſich mit mir zu gleicher Zeit bey der Königin Mutter einzufinden, wenn ich mit ihr davon ſprechen würde, um ſie dazu zu bereden. Den andern Morgen fand ich die Königin Mutter, und ich ſtellte ihr vor, wie groß mein Mißvergnügen ſey, den König, meinen Gemahl, im Kriege gegen den König begriffen, und mich von ihm entfernt zu ſehen. Es würde, ſo lange dieſer Krieg daurte, weder ehrenvoll noch ſchicklich für mich ſeyn, am Hof zu leben. Ich müßte, wenn ich bliebe, eins von den beiden Uebeln erleiden, daß entweder der König, mein Gemahl, glaube, ich thäte es zu meinem Vergnügen, und ich diente ihm nicht, wie ich ſollte; oder daß der König Argwohn gegen mich faſſe und glaube, ich entdecke alles dem Könige, meinem Gemahl. Beydes wäre ſehr unglücklich für mich. Sie möchte es daher doch für gut finden, daß ich mich vom Hofe entferne, um dem auszuweichen. Die Aerzte haben mir vor einiger Zeit die Bäder von Spa verordnet, wegen der Roſe am Arm, ein Zufall, dem ich ſo oft ausgeſetzt ſey. Es wäre grade die Jahrszeit zu den Bädern, die Reiſe wäre mit ihrem Gutachten ſehr

schicklich, um mich in diesem Augenblick nicht allein vom Hofe, sondern auch aus Frankreich zu entfernen, um dem Könige, meinem Gemahl, zu erkennen zu geben, daß, da ich wegen des Argwohns des Königs nicht mit ihm seyn könnte, ich doch auch nicht an dem Ort seyn möchte, wo man Krieg gegen ihn führt. Ich hoffte, sie würde, mit ihrer Einsicht die Dinge mit der Zeit so ordnen, daß der König, mein Gemahl, den Frieden und die Gnade des Königs wieder erhielte. Diese glückliche Nachricht wollte ich abwarten, und dann wieder um Urlaub, zum Könige, meinem Gemahl, mich begeben zu dürfen, anhalten. Die Prinzessin, in Rache für Pon, die hier zugegen wäre, wollte mich auf der Reise nach Spa begleiten.

Die Königin Mutter billigte meinen Vorschlag, und sagte, sie wäre sehr froh, daß ich diese Maßregel ergriffen; sie habe großen Aerger über den schlechten Rath, den jene Bischöfe dem Könige gegeben, sein Wort nicht zu halten, und alles, was sie in seinem Namen versprochen und bedungen, zu vernichten, sie habe, aus mehr als einer Rücksicht, großen Verdruß davon; daß sie sehen müsse, wie dieser reißende Strom die bezten Diener des Königs mit sich fort zöge und verderbe; denn der König hatte vier oder fünfe der ältesten und angesehensten Männer aus dem Staatsrathe entfernt. Was ihr aber am meisten im Sinn läge, sey eben das,

was ich Ihr so eben vorgestellt; daß ich nemlich immer auf eine Art unglücklich seyn würde, wenn ich am Hofe lebte. Sie beredete den König, mich nach Spa reisen zu lassen; der König sprach ohne Zorn mit mir darüber, und war nur zufrieden, daß ich nicht zum Könige, meinem Gemahl, reisen wollte, den er über alles haßte. Er befahl sogleich einen Kurier an Dom Juan von Oesterreich zu schicken, der für den König von Spanien in Flandern regierte, ihn um die nöthigen Päße zu bitten, um frey durch die Länder reisen zu dürfen, die unter seiner Botmäßigkeit lagen; man mußte durch einen großen Theil von Flandern, um nach Spa zu kommen, welches in den Ländern des Bißthums Lüttich liegt. Nach wenigen Tagen, die mein Bruder dazu anwendete, mich zu unterrichten, was ich für seine flandrische Unternehmung für ihn zu thun habe, trennten wir uns allesammt. Der König und die Königin Mutter gingen nach Poitiers, um der Armee des Herrn von Mayenne, der Brenage belagerte, näher zu seyn, von da sollte diese Armee nach der Gascogne, gegen den König, meinen Gemahl; mein Bruder mit seiner Armee um Issoire, und die andern Plätze zu belagern, die er alle damals einnahm; und ich nach Flandern, begleitet von der Prinzessin la Roche für Yon, meiner Oberhofmeisterin Frau von Tournon, Frau von Mouy aus der Picardie; Frau von Castelaine van Millon; Fräulein von Atrie; Fräulein von Tournon; und

von sieben oder acht andern Damen. Die Männer in meiner Begleitung waren: der Kardinal von Lenoncourt, der Bischof von Langres, Herr von Mouy von Picardie, jetziger Schwiegervater eines Bruders der Königin Louise, Graf von Chaligny genannt, mein erster Haushofmeister, meine Stallmeister, und andre Edelleute meines Hauses. Diese Versammlung gefiel in der Fremde allgemein sehr wohl, und die Fremden bewunderten sie, und bekamen viel Achtung für Frankreich durch sie. Ich reiste in einer Sänfte mit Säulen, mit inkarnatfarbnem Sammt ausgeschlagen, der reich mit Gold, und mit vielen seidnen Devisen gestickt war; die großen Fensterscheiben waren ebenfalls ganz mit sinnreichen Devisen bemahlt; es waren wohl vierzig verschiedene Devisen auf die Sonne und ihre Wirkungen, mit den Auflösungen, in spanischer und italiänischer Sprache. Meiner Sänfte folgte die der Prinzessin la Roche für Yon, und die der Frau von Tournon, meiner Oberhofmeisterin; diesen folgten zehn junge Damen mit ihrer Hofmeisterin zu Pferde, und sechs Wagen, worin sich die übrigen Damen und Fräulein befanden.

Ich kam durch die Picardie, wo die Städte Befehl vom Könige hatten, mich nach Würden, als seine Schwester, zu empfangen, welches sie auch so ehrenvoll, als ich nur verlangen konnte, ausführten.

In Castelet, einer Festung drey Stunden von der Grenze von Cambresis, welches damals der Kirche zugehörte und unabhänaig war, und den König von Spanien blos als Protektor anerkannte, sandte der Bischof von Cambray mir einen Edelmann entgegen, der sich erkundigte, wenn ich von Castelat abreisen würde, damit der Bischof mir bis an die Grenze seines Landes, entgegen kommen könnte. Ich fand ihn wirklich daselbst, in schöner Begleitung von vielen Frauen, welche die Kleidung, und das ganze Ansehen von wahren Flammänderen hatten, denn die Leute in diesem Lande sind sehr stark und dick. Der Bischof war aus dem Hause von Barlemont, einem der vornehmsten in Flandern, die aber ein spanisches Herz hatten, wie sie es auch gezeigt haben, da sie dem Juan am meisten beystanden. Er unterließ nicht, mich mit vielen Ehrenbezeugungen, und nicht weniger spanischem Ceremoniel zu empfangen. Ich fand diese Stadt Cambray, obgleich nicht mit so guten Materialien erbaut als die französischen, dennoch angenehmer, weil die Straßen und Plätze eine viel beßre Proportion haben, und weit besser angelegt sind; die großen sehr schönen Kirchen sind eine allgemeine Zierde aller flandrischen Städte. Was ich in Cambray am merkwürdigsten und schätzbarsten fand, war die Citadelle; die schönste und vollendetste der Christenheit; wie sie es in der Folge, als mein Bruder sie inne hatte, den Spaniern wohl fühlen ließ. Ein

rechtschaffner Mann, mit Namen Herr von Ainsi, war zu der Zeit Gouverneur darin; Herr von Ainsi war von Anstand und Bildung, und an allem was einem vollkommnen wohlerzognen Mann ziemt, eins seiner vorzüglichsten Hofleuten gleich, und er hatte ganz und gar Nichts von dem rohen Wesen an sich, das den Flammändern natürlich zu seyn scheint. Der Bischof gab uns eine Mahlzeit, und nach dem Nachtessen, verschaffte er uns das Vergnügen eines Balls, zu welchem er alle Damen der Stadt eingeladen hatte. Da er selber sich nicht dabey einfand, sondern sich gleich nach dem Nachtessen wegbegeben hatte, denn er war, wie gesagt, von ceremoniellen, spanischen Gemüth, so ließ er Herrn von Ainsi, als den ansehnlichsten der Gesellschaft zurück, mich während des Balls zu unterhalten, und mich nachher zur Collation zu führen; mich dünkt, es war sehr unvorsichtig, da ihm die Citadelle aufgetragen war. Ich rede nach der Erfahrung, die ich auf meine Unkosten gemacht habe, davon, wie man sich betragen muß, wenn man den Auftrag hat, eine Festung zu bewachen, ich habe es mehr, als es mir lieb ist, erfahren.

Das Andenken an meinen Bruder verließ mich keinen Augenblick, denn er war mir über alles lieb und werth. Da ich mich nun der Vorschriften, die er mir gegeben, erinnerte, sah ich ein, daß dies eine sehr schöne Gelegenheit zu einem Dienst in den

ſtandriſchen Angelegenheiten ſey. Dieſe Stadt Cambray war gleichſam der Schlüſſel zu Flandern; ich ließ ſie daher nicht ungenützt vorübergehen, und wandte allen Verſtand, den Gott mir gegeben, dazu an, Herrn von Ainſi für Frankreich, und für meinen Bruder geneigt zu machen. Gott gab, daß es mir gelang. Herrn von Ainſi gefielen meine Reden; er beſchloß, ſo lange als möglich bey mir zu ſeyn, und mich zu begleiten, ſo lange ich in Flandern ſeyn würde. Er forderte Urlaub bey ſeinem Oberherrn, um mich bis Namur begleiten zu dürfen, wo Dom Juan von Oeſterreich mich erwartete, und gab vor, er wünſche die Feyerlichkeiten dieſes Empfangs zu ſehen. Der Hiſpaniſirte Flammänder war ſo unklug, ihm Urlaub zu geben. Während dieſer Reiſe, die zehn bis zwölf Tage dauerte, redete er ſo oft mit mir, als es anging. Er entdeckte mir offen ſein ganz franzöſiſches Herz; daß er ſich ſehne, einen ſo hohen Prinzen, als meinen Bruder, zum Herrn und Meiſter zu haben, und daß er die Unterwürfigkeit gegen ſeinen Biſchof, und deſſen Oberherrſchaft, verachte, der zwar ein Regent, aber doch nur ein Edelmann war, wie Herr von Ainſi ſelber, und ihm an Eigenſchaften des Geiſtes und des Körpers ſehr untergeordnet.

Von Cambray aus hielt ich Nachtlager in Valenciennes; ein ſtandriſches Land, wo Graf von Lalain, ſein Bruder Herr von Montigny, und eine

Menge andrer Edelleute, zwey bis drey hundert an der Zahl, mir entgegen kamen, um mich am Ausgang der Länder von Cambresis, so weit der Bischof von Cambray mich begleitet hatte, zu empfangen. Valenciennes steht an Macht zwar Cambray nach, aber nicht an der Zierde der schönen Plätze und schönen Kirchen. Die Springbrunnen, und die Uhren, welche mit dem, den Deutschen eignem Kunstfleiß gemacht waren, veranlaßten bey unsern Franzosen, keine geringe Bewundrung; denn sie hatten vorher nie gehört, wie Uhren mit verschiedenen Stimmen, eine angenehme Musik aufführen, wie von eben so viel Personen, wie es jetzt in dem kleinen Schloß, in der Vorstadt St. Germain, zu hören ist. Die Stadt stand unter dem Gouvernement des Grafen Lalain, er bewirthete daselbst die Herrn und Edelleute aus meinem Gefolge; die Damen aber zu bewirthen, verschob er bis Mons, wo seine Gemahlin, seine Schwiegerin Frau von Aveet, nebst den vorzüglichsten, artigsten Damen mich erwarteten; der Graf und sein Gefolge führten mich den andern Tag ihnen zu. Er nannte sich einen Anverwandten des Königs, meines Gemahls, und war ein Mann von großem Ansehen und Macht; die spanische Herrschaft war ihm beständig verhaßt gewesen, wegen der Hinrichtung des Grafen Egmont, seines nahen Verwandten; obgleich er sein Gouvernement erhalten hatte, ohne sich in das Bündniß des Prinzen von Oranien oder der Hugenotten ein-

gelaſſen zu haben, weil er ein eifriger Katholik war, ſo wollte er doch weder Dom Juan jemals ſehen, noch erlauben, daß er, oder irgend einer von der ſpaniſchen Parthey, in die Länder ſeines Gouvernements komme. Dom Juan durfte ihn nie mit Gewalt dazu zwingen, weil er fürchtete, es möchten ſich, wenn er ihn angriffe, die verbündeten Katholiken in Flandern, welche man die vereinigten Staaten nennet, mit denen des Prinzen von Oranien und der Hugenotten vereinigen, welches ſeitdem auch diejenigen wohl erfahren haben, die für den König von Spanien waren. Graf Lalain konnte mir alſo bey ſeiner Art zu denken, nicht genug ſeine Freude über meine Gegenwart bezeigen; er hätte ſeinem natürlichen Herrn und Fürſten, nicht mehr Ehre, mehr Freude und Zuneigung erweiſen können. Als ich zu Mons in dem Hauſe des Grafen ankam, wo man mir eine Wohnung beſtimmt hatte, fand ich ſeine Gemahlin auf dem Vorhofe, mit wohl achtzig oder hundert Damen aus der Stadt, und des Landes, von denen ich empfangen wurde, nicht wie eine fremde, ſondern wie ihre regierende Fürſtin. Die Flammänderinnen ſind von Natur zutraulich, freundlich und fröhlich; und da die Gräfin Lalain, mit dieſer Gemüthsart, vielen, und erhabenen Verſtand vereinigte, (ſie war ſo wohl hierin, als nicht weniger von Anſehen und Betragen, Ihrer Couſine ſehr ähnlich,) ſo war ich gleich gewiß, mit ihr eine recht genaue Freundſchaft ſtiften zu können; dieſe

Freundschaft war für die Absichten meines Bruders sehr günstig, denn sie hatte großen Einfluß auf ihren Gemahl, und vermochte alles über ihn.

Zur Zeit des Nachtessens hatten wir ein grosses Gastmahl, und nachher Ball; so lange ich in Mons blieb, war es alle Tage so, und ich blieb länger dort, als ich erst wollte; denn ich war erst Willens, den andern Morgen wieder abzureisen; aber diese artige Frau beredete mich, eine ganze Woche bey ihnen zuzubringen; anfangs wollte ich es nicht, aus Besorgniß ihnen beschwerlich zu seyn, aber weder sie, noch ihr Gemahl, hörten auf, deshalb in mich zu dringen, bis ich endlich nachgab; und auch am Ende der Woche ließen sie mich ungern fort. Ich lebte in großer Vertraulichkeit mit der Gräfin Lalain; sie blieb bey mir, wenn ich mich zu Bette legte, in später Nacht, und wäre gern immer länger geblieben; dies ist von einer Dame ihres Standes etwas außerordentliches, und zeigt eine überaus große Güte des Herzens, und ein ungezwungenes natürliches Wesen an. Sie säugte auch ihren kleinen Sohn selber; als sie den andern Tag, bey der Mittagstafel, neben mir saß, wo man in diesem Lande sich mit der größten Freymüthigkeit mitzutheilen pflegt, mein ganzer Sinn aber nur darauf gerichtet war, wie ich die Absichten meines Bruders befördern möchte, brachte man ihr ihren kleinen Sohn, damit sie ihm zu trinken gebe. Sie war

BIBL. UNIVERS. LIPS.

sehr geputzt, und ganz bedeckt von Schmuck und reicher Stickerey; sie hatte eine spanische Robille an, von Goldstoff mit schwarzem Grunde, worauf Streifen von Stickerey mit goldner und silberner Cantille; ein kleines Wamms von weissem Silberstoff mit goldner Stickerey, und mit großen diamantnen Knöpfen zugeknöpft; diesen Anzug fand ich sehr passend für eine säugende Frau. Sie legte das Kind, das auch in sehr reichen Windeln lag, zwischen uns beiden auf die Tafel, knöpfte ganz frey ihr Wamms auf, und gab dem Kinde die Brust. Bey einer andern hätte man dies vielleicht unschicklich finden können, sie that es aber, wie alles was sie that, mit so viel Anmuth und Naivheit, daß sie eben so viel Beyfall erhielt, als die Gesellschaft Vergnügen. Nach aufgehobener Tafel, fing der Ball in demselben Saale an, der sehr groß und schön war. Da wir neben einander saßen, sagte ich ihr: „obgleich das Vergnügen, welches ich in dieser Gesellschaft fühle, zu den größten gehört, die ich je gekannt; so wünschte ich fast, es nie gekannt zu haben, wegen des Unmuths, wenn ich sie nun verlassen muß; mit der Ueberzeugung, daß das Schicksal uns wohl die Freude, uns wieder zu sehen, versagen wird. Es ist ein Unglück für mich! daß wir dem Himmel nicht ein gemeinschaftliches Vaterland verdanken!“ Ich fing dies Gespräch mit ihr an, um sie hinein zu ziehen, weil es den Absichten meines Bruders dienlich war. Sie antwortete mir: „dies Land war vor-

mals französisch, bey Gericht wird auch die französische Sprache noch gebraucht, und aus den Herzen der meisten unter uns, ist die natürliche Neigung zu Frankreich nicht gewichen. Ich wenigstens trage Nichts so sehr am Herzen, seitdem ich Euch zu sehen das Glück habe. Ehedem waren wir dem Hause Oesterreich zugethan; seit der Hinrichtung der Grafen Egmont, Horn, des Barons Montigny und der andern damals hingerichteten Herrn, die alle unsre nahe Anverwandte, und verwandt mit dem größten Theil des Adels dieses Landes waren, ist uns nichts so sehr verhaßt, als diese spanische Herrschaft, und wir wünschen eifrig, uns von ihrer Tyranney zu befreyen. Wir wissen es aber noch nicht anzufangen, denn das Land ist uneinig, wegen der verschiedenen Religionspartheyen. Wären wir vereint, wir hätten die Spanier bald hinausgetrieben, so einzeln aber, sind wir nicht mächtig genug. Wollte Gott, es gefiele dem Könige von Frankreich, eurem Bruder, das Land wieder zu erobern, das von Alters her schon sein ist! mit offnen Armen würden wir ihn empfangen!" Sie sagte das zwar, wie aus dem Stegreif, aber es war wohl vorher bedacht, Hülfe bey Frankreich zu suchen. Da ich nun so den Weg zu meinen Absichten gebahnt fand, sagte ich ihr: „mein Bruder, der König von Frankreich, ist nicht gesonnen, einen Krieg in der Fremde zu unternehmen, da er in seinem eignen Reich den Krieg mit den Hugenotten führt, er ist also an jeder aus-

wärtigen Unternehmung verhindert. Aber mein Bruder, der Herzog von Alençon, der an Tapferkeit, Einsicht und Gütigkeit, keinen meiner königlichen Ahnen und Brüder etwas nachgiebt, könnte sich eher zu dieser Unternehmung verstehen, und er besitzt nicht weniger Mittel euch zu helfen, als mein Bruder, der König von Frankreich. Er ist in den Waffen erzogen, und als einer der besten Heerführer unsrer Zeit geschätzt. Er commandirt auch in diesem Augenblick eine Armee des Königs gegen die Hugenotten; seitdem ich weg bin, hat er eine sehr starke Festung Issoire, und noch einige andre eingenommen. Keinen andern Fürsten könntet ihr zur Hülfe rufen, der euch so nützlich wäre, denn er ist Euch benachbart, und das große Frankreich steht ihm zu Gebote, woher er alle Mittel und Kriegsbedürfnisse mit Leichtigkeit ziehen kann. Seyd versichert, wenn der Graf, Euer Gemahl, ihm diese Gefälligkeit erzeigt, daß er jeden Theil an seinem Glücke nehmen soll, den er selber nur verlangt; denn mein Bruder ist sanft, nicht undankbar, und nichts ist ihm angenehmer, als für einen guten Dienst, oder eine Gefälligkeit, erkenntlich seyn zu können. Er liebt und verehrt die tapfern und ehrliebenden Männer; auch sind die Besten Frankreichs in seinem Dienste. Man wird, glaube ich, in Frankreich bald einen Frieden mit den Hugenotten machen, es ist möglich, daß ich ihn bey meiner Zurückkunft schon geschlossen finde; ist nun der Graf,

Euer Gemahl, mit Euch gleichen Sinnes, so berichte er mir, ob ich meinen Bruder dazu bewegen soll; ich bin gewiß, dies Land, und vorzüglich Euer Haus, wird sich sehr wohl dabey befinden. Erhält mein Bruder, durch Eure Vermittlung, die Oberherrschaft des Landes, so werdet ihr mich sicher sehr oft hier sehen; denn die Liebe zwischen uns beyden ist so groß, als sie nur immer zwischen Bruder und Schwester Statt finden kann."

Sie bezeigte mir ihre Zufriedenheit über diese Eröffnung, und sagte, sie hätte nicht blos von ungefähr so zu mir geredet; sondern, da sie sich mit meiner Liebe beehrt gesehen, hätte sie beschlossen, mich nicht fortreisen zu lassen, ohne mir ihre Lage zu entdecken, und ohne mich zu bitten, daß ich ihnen von Seiten Frankreichs Hülfe schaffe, um sie von der Furcht zu befreyen, sich entweder in ewige Kriege verwickelt, oder unter der spanischen Tyranney gebeugt zu sehen. Sie bat mich hierauf um Erlaubniß, ihrem Gemahle alles mittheilen zu dürfen, was wir zusammen gesprochen, damit sie beyde den andern Tag das weitere mit mir verabreden könnten; worin ich natürlich gleich willigte. Wir brachten den ganzen Nachmittag mit dergleichen Gesprächen zu, die ich zu meinen Absichten dienlich glaubte, woran sie auch viel Vergnügen fand. Nach geendigtem Ball gingen wir in die Vesper, zu den Stiftsdamen; ein Nonnenorden, den wir in Frank-

reich nicht haben. Es sind Fräulein, die man als Kinder hineingiebt, um sie hernach vortheilhafter zu verheyrathen, und daselbst bleiben zu lassen, bis sie in dem Alter dazu sind. Sie haben kein gemeinschaftliches Schlafzimmer, sondern abgesonderte Häuser, jedoch alle in demselben Bezirk, wie die Stiftsherren. In jedem Hause wohnen drey, vier, bis sechs junge Fräulein, mit einer Alten; diese sind diejenigen, die nicht geheyrathet haben, so wie auch die Aebtissin nicht heyrathet [40]). Die Nonnenkleidung tragen sie blos in der Kirche, des Morgens während des Gottesdienstes, und Nachmittags in der Vesper. Nach geendigtem Gottesdienste kleiden sie sich wieder um, und ziehen sich wie junge Mädchen an, und gehen frey, wie die andern, zu den Bällen und Lustbarkeiten; sie kleiden sich folglich viermal täglich um. Sie kamen alle Tage zu uns zum Ball und zum Gastmal, und tanzten gewöhnlich mit.

Der Gräfin Lalain ward die Zeit lang, eh sie mit ihrem Gemahl von dem glücklichen Anfang ihrer Geschäfte reden konnte; sie that es aber noch in derselben Nacht, und führte den Morgen drauf ihren Gemahl zu mir. Dieser hielt mir eine lange Rede über die gerechten Ursachen, die er habe, sich von dem spanischen Joche zu befreyen. Er glaubte hiebey nichts gegen seinen rechtmäßigen Fürsten zu unternehmen, denn er wußte, daß die Herrschaft über

Flandern dem Könige von Frankreich zukomme. Er zeigte mir die Mittel, die er in Händen hatte, meinem Bruder die Oberherrschaft in Flandern zu verschaffen, denn das ganze Hennegau, welches sich beynah bis an Brüssel erstreckt, war ihm ergeben. Er war nur wegen des Cambresis besorgt, das zwischen Flandern und Hennegau liegt, und meynte, es wäre gut, den Herrn von Ainsi zu gewinnen, der noch bey uns war. Ich wollte es dem Grafen nicht sagen, daß ich schon das Wort des Herrn von Ainsi hatte, sondern bat ihn, sich selber um ihn zu bemühen, er könnte es, als sein Nachbar und sein Freund, füglicher thun als ich. Nachher beschlossen wir, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben, wie sehr er auf das Zutrauen und die Liebe meines Bruders rechnen dürfe, an dessen Glück er, seinem ausgezeichneten Verdienst gemäß, allen Antheil nehmen würde; wir beschlossen, daß ich, bey meiner Zurückkunft, mich zu Lafere aufhalten sollte, wo mein Bruder, und Herr von Montigny, Bruder des Grafen Lalain, hinkommen, und die Sache zusammen verabreden sollten; ich that alles, um ihn in seinen Vorsätzen zu befestigen, und die Gräfin war nicht weniger thätig dabey, als ich.

Den Tag als ich mich von dieser schönen Gesellschaft zu Mons trennen mußte, waren wir alle, so wohl ich als die Flammändischen Damen, und besonders die Gräfin Lalain sehr traurig. Sie hatte

mir ihre ganze Freundſchaft geſchenkt, und ich mußte es ihr zuſagen, auf der Rückreiſe wieder durch Mons zu kommen. Ich gab ihr ein Schmuckkäſtchen, und ihrem Gemahl einen Orden und Ordenskette von Edelſteinen, von großem Werth; jene aber ſchätzten es mehr, weil es aus den Händen einer Perſon kam, die ſie ſehr liebten, als wegen des Werths. Alle Damen blieben dort, nur Frau von Harrach ging mit nach Namur, wo ich übernachtete. Ihr Gemahl, und ihr Schwager der Herzog von Arſcot, wohnten daſelbſt, ſeit dem Frieden zwiſchen dem Könige von Spanien und den Staaten von Flandern. Obgleich ſie zu der Flandriſchen Parthey gehörten, war doch der Herzog von Arſcot, zur Zeit als er in Flandern und in England war, einer der aller galanteſten Hofleute, am Hofe des Königs Philipp; auch gefiel er ſich nirgend, als an den Höfen und bey den Großen. Graf Lalain und der übrige Adel begleiteten mich ſo weit ſie konnten, an zwey Stunden weit außerhalb ſeines Gouvernements, und bis man das Gefolge des Dom Juan erblickte, dann nahm er Abſchied, denn ſie wollten ſich, wie geſagt, nicht ſehen. Herr von Ainſi allein ging weiter mit, weil ſein Herr, der Biſchof von Cambray, von der ſpaniſchen Parthey war. Kurz darauf, nachdem jener ſchöne Hauſe mich verlaſſen, traf ich Dom Juan von Oeſterreich, begleitet von gewaltig viel Laquaien, aber nur von zwanzig oder dreißigen zu Pferde. Mit ihm waren der Herzog

von Arſcot, Herr von Harrach, Marquis von Varambon, und der junge Balançon, Gouverneur der Grafſchaft Burgund, für den König von Spanien; alle dieſe waren, als höfliche feine Männer, mit Poſt gekommen, um ſich da auf meinem Wege zu finden. Unter den Dienern des Dom Juan, war keiner von bedeutendem Namen oder Anſehen, als ein Ludwig von Gonzaga, der ſich für einen Verwandten des Herzogs von Mantua ausgab. Die übrigen waren geringe Leute von ſchlechtem Anſehen; kein Adlicher von Flandern war darunter. Dom Juan ſtieg vom Pferde, um mich in meiner Sänfte zu begrüßen; ſie war ganz offen, und die Vorhänge von allen Seiten aufgezogen. Ich grüßte, nach franzöſiſcher Sitte, ſo wohl ihn, als den Herzog von Arſcot und Herrn von Harrach. Nach einigen höflichen Worten ſtieg er wieder zu Pferde, und unterhielt ſich beſtändig mit mir, bis wir an die Stadt kamen, welche wir erſt ſehr ſpät erreichten, weil die Damen zu Mons mich ſehr lange aufgehalten hatten. So gar ſchon in der Sänfte ſitzend, mußte ich dennoch wohl noch eine Stunde ihnen die Deviſen alle daran erklären, an welchen ſie außerordentlich viel Vergnügen fanden. Es war aber, wie denn die Spanier darin wirklich Meiſter ſind, in Namur alles ſo ſchön angeordnet, und die Stadt ſo erleuchtet, daß man von dem Schein der vielen Lichter in den Fenſtern, und in den Boutiken, einen neuen Tag leuchten zu ſehen glaubte. Denſelben

Abend ließ Dom Juan mich und die meinigen in unſern Zimmern ſpeiſen, in der Meynung, daß es nicht vernünftig ſey, uns nach einer langen beſchwerlichen Reiſe mit einem Gaſtmale zu bemühen. Das Haus, welches er mich bewohnen ließ, war zu meinem Empfang eigentlich eingerichtet; man hatte Mittel gefunden, einen großen ſchönen Saal, und ein vollſtändiges Appartement für mich, mit den dazu gehörigen Zimmern, Vorzimmern, Kabinetten und Salons einzurichten, alle mit den ſchönſten und koſtbarſten Meublen verſehen, die ich je geſehen. Die Tapeten waren alle von Sammt oder Atlas, zwiſchen großen Säulen von Silberſtoff, mit reicher Stickerey von dicken Schnüren, und Leiſten von goldner Stickerey, welche ſich auf die ſchönſte und reichſte Weiſe von der Welt hervorhoben; an dieſen Säulen waren die Bildniſſe großer Männer, in antiker Kleidung, mit derſelben Stickerey. Der Herr Kardinal von Lenoncourt, der einen wißbegierigen ſinnreichen Geiſt beſaß, war vertraut worden mit dem Herzog von Arſcot, der, wie ich ſchon geſagt, ein alter Hofmann war, von höflichen feinen Sitten, und gewiß die ganze Zierde des Gefolges des Dom Juans. Als er nun, während wir uns da aufhielten, die koſtbaren und vortreflichen Meubeln betrachtete, ſagte er ihm: „mich dünken dieſe Meublen ſchicklicher für einen großen König, als für einen jungen Prinzen, wie Sennor Dom Juan.“ Darauf antwortete der Herzog von Arſcot: „Auch

sind sie durch einen Zufall hier, und weder aus Pracht, noch mit Absicht. Die Stoffe sind dem Prinzen von einem Pascha des Großsultans übersendet, dessen Kinder er in dem berühmten Siege gegen die Türken zu Gefangenen gemacht hatte. Da nun Sennor Dom Juan so edelmüthig war, sie ihm, ohne Ranzion zu verlangen, wieder zu schicken, so hat ihm der Pascha ein Geschenk gemacht von vielen goldnen und silbernen Stoffen; er erhielt sie gerade, als er in Mayland war, wo man dergleichen am besten zu benutzen weiß. Er ließ dort diese Tapeten davon machen, und zum Andenken der ruhmvollen Gelegenheit, die sie ihm verschaffte, ließ er an den Bettvorhängen, und den Tapeten des Zimmers, welches die Königin bewohnt, die Seeschlachten in Stickerey arbeiten, welche seinen glorreichen Sieg über die Türken, in jener berühmten Schlacht bey Lepante, vorstellt."

Den Morgen ließ Dom Juan uns eine Messe hören, nach spanischer Weise, mit der vollen Musik von Geigen und Hörnern; von da gingen wir zum Mittagmal in den großen Saal. Er und ich saßen allein an einem Tisch; drey Schritte von uns stand die große Tafel, woran die andren Damen und Herrn saßen. Dom Juan ließ sich von Ludwig von Gonzaga knieend bedienen. Nach der Tafel war Ball, der den ganzen Abend durch währte. Dom Juan unterhielt mich, und sagte mir oft, er be-

wundre meine Aehnlichkeit mit seiner Gebieterin, der seligen Königin, meiner Schwester, welche er sehr verehrte [41]). Er bezeigte mir und meinem Gefolge, durch alle ersinnliche Höflichkeit und Ehrenbezeugungen, seine Freude, mich bey sich zu sehen. Die Fahrzeuge, mit welchen ich über die Maaß bis nach Lüttich fahren sollte, wurden nicht fertig; ich mußte also den andern Tag noch verweilen; den Vormittag brachten wir, wie den ersten zu; den Nachmittag setzten wir uns in ein sehr schönes Fahrzeug auf den Fluß, umringt von andern Fahrzeugen, auf denen sich Musiker mit Oboen, Geigen und Hörnern befanden. Wir fuhren nach einer Insel, wo Dom Juan, in einem Saal von Epheu umgeben, ein Gastmal hatte zubereiten lassen; rings umher waren Lauben, worin Musik von Oboen und andern Instrumenten, während der Mahlzeit ertönte. Nach aufgehobener Tafel, und nach dem Ball, der einige Stunden währte, kehrten wir in dieselben Fahrzeuge, welche uns hingebracht, und Dom Juan zu meiner Reise hatte machen lassen, wieder zurück. Den andern Morgen bey der Abreise begleitete mich Dom Juan bis an das Fahrzeug. Nach einem ehrenvollen höflichen Abschied, ließ er mir Herrn und Frau von Harrach zurück, mich bis Huy zu begleiten, die erste Stadt des Bisthums Lüttich, wo ich die Nacht bleiben wollte. Herr von Ainsi blieb noch nach Dom Juan in dem Fahrzeuge, dann nahm er traurig Abschied von mir,

und unter den heiligsten Versicherungen, mir und meinem Bruder ewig ergeben zu seyn. Er hatte nicht Urlaub mich weiter zu begleiten.

Das neidische verrätherische Geschick ertrug länger nicht den Ruhm, der mich auf dieser Reise begleitete: es verkündete mir durch zwey traurige Vorbedeutungen das Uebel, das ihr Neid mir bey meiner Zurückkunft bereitete. Die erste war, daß, sobald das Fahrzeug anfing, sich vom Ufer zu entfernen, Fräulein Tournon, die Tochter meiner Oberhofmeisterin, von einen so heftigen Uebel befallen ward, daß sie vor entsetzlichem Schmerz laut aufschreyen mußte. Sie fühlte einen heftigen Druck auf dem Herzen; die Aerzte vermochten durch kein Mittel, weder ihn zu lindern, noch konnten sie ihren Tod verhindern; wenige Tage nach meiner Ankunft in Lüttich, starb sie. Ich werde ihre traurige Geschichte gehörigen Orts erzählen, denn sie ist merkwürdig. Die zweyte üble Vorbedeutung war, daß, als wir zu Huy ankamen, eine Stadt, welche am Abhange eines Berges liegt, ein reißender Strom vom Berge herunter, den Fluß plötzlich so anschwellen machte, in dem Augenblick als unser Fahrzeug landete, daß wir kaum Zeit hatten, in vollem Lauf die Anhöhe zu gewinnen. Das Wasser folgte uns auf dem Fuße nach, alle Straßen überschwemmend, und war mit uns zu gleicher Zeit, in der für uns bestimmten Wohnung, in der am höchsten gelegenen

Straße. Wir mußten uns denſelben Abend mit dem behelfen, was der Herr vom Hauſe uns geben konnte; es war nicht möglich, weder meine Leute, noch meine Kleider aus dem Fahrzeuge hohlen zu laſſen, noch weniger konnte man etwas aus der ganz überſchwemmten Stadt hohlen; ſie wurde nicht weniger wunderbar von dieſer Sündfluth befreyt, als ſie davon ergriffen worden war; denn mit Anbruch des Tages hatte ſich das Waſſer wieder zurückgezogen, und in ſein gewöhnliches Bett begeben.

Herr und Frau von Harrach kehrten wieder nach Namur zurück, zu Dom Juan, und ich begab mich wieder in mein Fahrzeug, um noch denſelben Abend in Lüttich zu ſeyn. Der Biſchof von Lüttich empfing mich ehrenvoll, und gab alle Beweiſe des guten Willens, die man von einer höflichen und wohlwollenden Perſon erwarten darf. Er war ein ſehr tugendhafter, gütiger und verſtändiger Herr; er ſprach ſehr gut franzöſiſch, ſeine Perſon war angenehm, ſeine Sitten edel und prachtliebend, und er war ein liebenswürdiger Geſellſchafter. In ſeinem Gefolge waren einige Domherrn, und das ganze Kapitel, lauter Herzoge, Grafen, und großer Herrn Söhne aus Deutſchland; denn das Bisthum Lüttich iſt ein eigner Staat für ſich, von nicht geringem Umfange, mit vielen anſehnlichen Städten verſehen, und beſitzt große Einkünfte. Aus den Domherrn, die alle von Adel ſeyn, und ein Jahr

daselbst gewohnt haben müssen, wird jedesmal der Bischof gewählt. Die Stadt ist fast wie Lyon, aber größer; die Maaß fließt mitten durch; sie ist sehr gut gebauet, jedes Domherrn Haus ist ein schöner Pallast; lange und breite Straßen; große Plätze mit schönen Springbrunnen, die mit so vielem Marmor verziert sind, den sie ganz noch dabey haben, daß sie ganz von Marmor erbaut scheinen; die Uhren mit deutscher Künstlichkeit verfertigt, mit ihrem verschiedenen musikalischen Glockenspiel, als ob es eben so viele menschliche Stimmen wären.

Der Bischof empfing mich, als ich aus dem Fahrzeug ans Land stieg, und führte mich in seinen herrlichen Pallast, den er verlassen hatte, um ihn mir ganz einzuräumen. Für ein Haus in der Stadt ist es schöner und bequemer eingerichtet, als ich vorher je gesehen hatte; denn es sind mehrere Gärten mit schönen Springbrunnen dabey, und Gallerien mit so vielen vortreflichen Gemählden, und so reich mit Vergoldungen und Marmor verziert, wie man nichts köstlicheres und prachtvolleres sehen kann.

Da die Quellen von Spa nur drey oder vier Stunden von dort liegen, und sich nur ein kleines Dorf von einigen elenden Häusern dabey befindet, so riethen die Aerzte der Prinzessin la Roche für Yon, sich das Wasser nach Lüttich kommen zu lassen; wenn man es nur bey Nacht, ehe die Sonne auf-

gegangen, bringen läßt, ſo behält es dieſelbe Kraft und Eigenſchaft, als an der Quelle. Ich war ſehr froh, daß wir nun in ein ſo bequemes Haus, und in ſo guter Geſellſchaft bleiben durften. Außer der Geſellſchaft Sr. Gnaden, (ſo wird der Biſchof von Lüttich genannt, eben wie man einen König, „Sr. Majeſtät," oder einen Prinzen, „Sr. Hoheit," nennt;) kamen noch auf das Gerücht, daß ich mich dort befände, verſchiedene Herrſchaften aus Deutſchland hin, um mich zu ſehen, unter andern die Gräfin Aremberg, dieſelbe, welche die Ehre hatte, die Königin Eliſabeth nach Mezieres zu begleiten, als ſie mit dem Könige Karl, meinem Bruder, vermählt ward, und hernach begleitete ſie meine älteſte Schweſter zum Könige von Spanien, ihrem Gemahl; eine Dame, die von der Kayſerin, vom Kayſer, und von allen chriſtlichen Fürſten ſehr geſchätzt ward. Ihre Schweſter die Frau Landgräfin, Frau von Aremberg ihre Tochter, Graf Aremberg ihr Sohn, ein rechtſchafner artiger Mann, das wahre Bild ſeines Vaters, der damals meinem Bruder, dem König Karl, die Hülfe aus Spanien brachte, wobey er ſich ſo viel Ehre und guten Ruf erwarb. Die Freude, ſie ankommen zu ſehen, ward durch den unglücklichen Tod der Fräulein Tournon ſehr getrübt, deren merkwürdige Geſchichte ich hier nicht übergehen kann, und ihr zu Gefallen, muß ich hier eine Abſchweifung in meiner Erzählung machen.

Die älteste Tochter meiner Oberhofmeisterin, der Frau von Tournen, hatte Herrn von Balançon geheyrathet, Gouverneur für den König von Spanien, von der Grafschaft Burgund. Sie bat ihre Mutter, ihr die jüngere Schwester, Fräulein von Tournon, mitzugeben, damit sie ihr in ihrem Hause beistehen, und ihr Gesellschaft leisten möchte, da sie von allen ihren Verwandten entfernt ward, und in die Fremde mußte. Die Mutter gab es zu, sie blieb einige Jahre dort, und wußte sich sehr angenehm und beliebt zu machen, obgleich sie eben nicht schön war, aber ihre Schönheit bestand in ihren liebenswürdigen Eigenschaften, ihrer Tugend, und anmuthigem Wesen. Der Marquis von Varambon, wohnte mit seinem Bruder, Herrn von Balançon, in einem Hause mit ihr, er war damals zur Kirche bestimmt; er faßte aber eine heftige Liebe zur Fräulein von Tournon, und wollte sich mit ihr vermählen; er hatte sein Gelübde noch nicht abgelegt. Er erklärte dieses ihren und seinen Anverwandten; von ihrer Seite fand man nichts dagegen, aber Herr von Balançon, der es für sich von größerm Nutzen hielt, wenn sein Bruder Geistlicher würde, widersetzte sich mit dem größten Eigensinn der Heyrath. Frau von Tournon, eine verständige, vorsichtige Frau, fühlet sich beleidigt, und nimmt ihre Tochter wieder von ihrer Schwester, der Frau von Balançon, fort, und wieder zu sich. Sie war eine etwas harte, zornmüthige Frau, und begegnete ihrer Tochter ohne

Schonung, obgleich ſie doch ſchon erwachſen war, und eine ſanftere Behandlung wohl verdiente. Nie hatte Fräulein Tournon trockne Augen; ihre Mutter ſchalt ſie, und ſchrie unaufhörlich mit ihr; gleichwohl that ſie nie etwas, das Tadel verdiente, aber es war einmal die natürliche ſtrenge Gemüthsart ihrer Mutter. Da ſie nun ſehr wünſchte, von dieſer Tyranney befreyt zu werden, freute ſie ſich, als ſie hörte, ich würde nach Flandern reiſen, denn ſie dachte gleich, daß der Marquis von Varambon ſich einfinden würde, wie es auch wirklich geſchah. Da er nun damals den geiſtlichen Stand dennoch völlig verlaſſen, und alſo im Stande war, ſie zu heyrathen, hoffte ſie, er würde bey ihrer Mutter um ſie anhalten. Zu Namur fanden ſich auch, wie ich ſchon geſagt, der Marquis von Varambon, und der jüngſte Balançon ein. Der jüngſte Balançon, der bei weitem nicht ſo liebenswürdig war, als ſein Bruder, redete Fräulein Tournon an, bemühte ſich um ſie, aber der Marquis von Varambon, that ſo lange wir in Namur waren, als hätte er ſie nie gekannt. Sie ſtrengte gewaltſam alle ihre Kräfte an, um ihn merken zu laſſen, was ſie fühle, aber ihr Herz war von Angſt, Verdruß und Schmerz gepreßt, und in dem Augenblick, als er das Schiff verließ, wo er Abſchied von uns genommen, fühlte ſie ſich ſo angegriffen und zerſtört, daß ſie ohne heftiges Schreyen, und ohne die tödtlichſten Schmerzen nicht mehr athmen konnte. Es war kein ein-

ziger Grund zu ihrer Krankheit vorhanden, als dieſer innere Schmerz; ihre Jugend kämpfte noch einige Tage mit dem Tode, aber dieſer ſiegte, und raubte ſie mir und ihrer Mutter, die nicht mehr als ich, über dieſen Verluſt trauern konnte; ihre Mutter liebte ſie ſehr, obgleich ſie ihr hart begegnete. Ihre Beerdigung geſchah ſo ehrenvoll als möglich, denn ſie war aus einem großen Hauſe, und gehörte eigentlich der Königin Mutter. Viere von meinen Edelleuten erhielten Befehl, ihre Leiche zu Grabe zu tragen; einer von ihnen, war la Boeßiere, der ſie leidenſchaftlich geliebt hatte, ohne es ihr jemals zu ſagen; er kannte ihre ſtrenge Tugend, und ſeine Geburt war der ihrigen nicht gleich. Dieſer nun trug ihre ſterbliche Hülle; ſelber den Tod erleidend durch ihren Tod, ſo wie er ehemals ihn ſchon erlitt durch ſeine Liebe!

Der ſtrafbare Marquis von Varambon bereute einige Tage nach meiner Abreiſe von Namur, ſeine Grauſamkeit. Seine Liebe, o wunderbares Schickſal! die in der Gegenwart erloſchen war, entzündete in der Abweſenheit ſich aufs Neue! Er entſchließt ſich zurück zu reiſen, und bey ihrer Mutter um ſie anzuhalten, vertrauend ſeinem guten Glück, denn alle Frauen liebten ihn, von denen er geliebt zu ſeyn wünſchte, wie er dann auch ſeit kurzem eine große Dame, gegen den Willen ihrer Eltern, geheyrathet; und hoffte mit Gewißheit, ſeine Gebie-

terin würde ihm verzeihen; er wiederhohlte ſich die italiäniſchen Worte: che la forza d'amore non risguarda al delitto. Er bat Dom Juan, ihm einen Auftrag an mich zu geben, reiſte eiligſt zurück, und kam in demſelben Moment zu Lüttich an, als man den Leib der Unglücklichen, Schuldloſen, in der Glorie ihrer Jungfräulichkeit, durch die große Straße zur Kirche trug, um ihn in die Erde zu ſenken. Das Gedränge des Leichenzugs verſperrt ihm den Weg, er ſchaut hin was es ſeyn mag, erblickt von weitem, mitten unter einem zahlreichen Haufen von Leuten in Trauerkleidern, ein weißes Leichentuch mit Blumenkränzen bedeckt. Ein Bürger antwortet ihm auf ſeine Fragen, es würde jemand begraben; er wird neugieriger, drängt ſich bis zu dem Vorderſten des Leichenzugs, und hört mit immer ſteigender Unruhe nicht auf zu fragen, bis er es erfährt, wer es ſey. O tödtlicher Bericht! So rächte ſich die Liebe an der undankbaren Treuloſigkeit, und ließ ihn fühlen, was ſeine Geliebte bey ſeinem ſtrafbaren Vergeſſen gefühlt hatte; den Pfeil des Todes! „Es iſt die Leiche der Fräulein von Tournon!“ wird ihm zugerufen, und ohnmächtig ſinkt er vom Pferde. Man bringt ihn für todt in ein Haus; zu ſpät war es, ſich im Leben mit ihr zu vereinigen, nun wollte er es im Tode thun. Seine Seele verließ ſeinen Körper, um ihre Seele jenſeits des Lebens zu ſuchen, und ihre Verzeihung zu erflehen; dann kehrte ſie wieder zu ihm zurück,

damit er länger ihren Verluſt fühle, er wäre ſonſt für ſeine Treuloſigkeit nicht hart genug beſtraft geweſen.

Nach dieſer traurigen Pflicht, wollte ich, um dieſer fremden Verſammlung keine Langeweile zu verurſachen, mich meiner Traurigkeit, über den Verluſt des liebenswürdigen Mädchens, nicht überlaſſen, ich ging alſo täglich, von dem Biſchof, (Sr. Gnaden genannt) von ſeinen Domherrn, und von den fremden Herren und Damen begleitet, in unterſchiedliche Häuſer und Gärten ſpazieren, deren es in dieſer Stadt, und auch umher, ſehr ſchöne giebt. Die Geſellſchaft kam jeden Morgen, und hohlte mich zu dieſen Spaziergängen ab, wobey ich das Spawaſſer trank, denn man muß dabey ſpazieren gehen. Mein Bruder war zwar der Arzt, auf deſſen Verordnung ich es trank, gleichwohl that es doch ſehr gute Wirkung; denn ich habe nachher ſechs oder ſieben Jahre nichts von der Roſe am Arm geſpürt. Nachher brachten wir den ganzen Tag zuſammen zu; des Mittags war jedesmal irgendwo ein Gaſtmal, nach dieſem ein Ball; hernach gingen wir in irgend ein Frauenkloſter zur Veſper; nach dem Abendeſſen war wieder entweder Ball, oder wir fuhren aufs Waſſer mit Muſik. So vergingen ſechs Wochen; das iſt die beſtimmte Zeit, den Spabrunnen zu trinken, es war auch der Prinzeſſin la Roche für Yon ſo verordnet. Da wir eben nach

Frankreich zurückreisen wollten, kam Frau von Harrach an, die zu ihrem Mann nach Lothringen wollte. Sie gab uns Nachricht von den Veränderungen, welche in Namur sowohl, als in dem ganzen Lande, seit meiner Durchreise sich zugetragen. Als Dom Juan aus meinem Schiff und zu Pferde gestiegen war, nahm er unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, den Weg vor dem Schloß von Namur vorbey, welches noch nicht in seinen Händen war. Er that, als wollte er es bey dieser Gelegenheit besehen, ritt hinein, bemächtigte sich desselben, und ließ die Besatzung der Staaten abziehen, gegen seine Abrede mit den Staaten. Außerdem hatte er sich des Herzogs von Arscot, des Herrn und der Frau von Harrach bemächtigt; auf dringendes Bitten hatte er die beyden erstern wieder frey gelassen; Frau von Harrach aber mußte bis dahin als Geisel bey ihm zurück bleiben, damit jene nichts gegen ihn unternehmen möchten. Das ganze Land wäre in Krieg und Brand; es seyen drey Partheyen da; die Parthey der Staaten, das heißt, der flandrischen Katholiken; die des Prinzen von Oranien und der Hugenotten, welche zusammen nur Eine machten, und die spanische unter Dom Juan. Nun war ich so verwickelt, daß ich nothwendig durch eine oder die andre durch mußte. Mein Bruder hatte mir einen Edelmann, Namens Lescart geschickt, durch diesen schrieb er mir; er habe, seitdem ich den Hof verlassen, dem Könige, mit der ihm anvertrauten

Armee, große Dienste geleistet; alle Städte, die er ihm anzugreifen befohlen, habe er genommen, die Hugenotten aus allen Provinzen, welche ihm angewiesen worden, verjagt; dann wäre er an den Hof nach Poitiers zurück gekommen, wo sich der König während der Belagerung von Brouage aufgehalten, um in der Nähe der Armee des Herzogs von Mayenne zu seyn, damit er ihm desto schneller mit allem Nothwendigen zu Hülfe kommen könnte. „Der Hof," schrieb er, „ist ja stündlich verändert, wie ein Proteus, ich habe ihn bei meiner Ankunft ganz umgewandelt gefunden; man war so kalt gegen mich, als hätte ich gar nichts im Dienste des Königs ausgerichtet. Der König, der vor dem Auszuge sehr freundlich mit Büssy gewesen, ist jetzt eben so vom Neide verfolgt, und so übel angesehen, als zu Guast seiner Zeit; doch hat Büssy dem Könige treu gedient, mit seinen Freunden wie mit seiner eignen Person, denn er hat, als Issoire bestürmt wurde, seinen Bruder dabey verlohren. Täglich beleidigt man uns. Die Mignons [41]) des Königs haben mir einige der rechtlichsten Männer unter meinen Leuten abwendig gemacht, nemlich Maugiron, la Vallette, Maulcon, Livarrot, und noch einige; sie haben meinen Dienst verlassen, und sind zum Könige gegangen." Er wisse aus guter Hand, setzte er noch hinzu, daß der König es bereue, ihm den Zug nach Flandern erlaubt zu haben; mir aber suche man aus Haß gegen ihn, auf meiner Rückreise

einen bösen Streich zu spielen; entweder durch die Spanier, indem man sie warnet, ich unterhandle in Flandern für ihn; oder durch die Hugenotten, damit sie an mir das Unrecht rächen sollten, daß er ihnen gethan, indem er ihr Feind würde, nachdem sie ihn unterstützt hatten. Alles das machte mir nicht wenig Sorge; nicht allein ich mußte durch eine von beyden Partheyen, sondern auch die vornehmsten meiner Reisegesellschaft waren entweder den Spaniern oder den Hugenotten zugethan. Der Herr Kardinal von Lenoncourt war im Verdacht die Hugenotten zu begünstigen, und Herr Descarts, Bruder des Bischofs von Lisieux, war oft im Verdacht, im Herzen spanisch zu seyn. In dieser Verwirrung konnte ich mich niemand anvertrauen, als der Prinzessin la Roche für Yon, und der Frau von Tournon; diese sahen die Gefahr, in welcher wir uns befanden, wohl ein; wir hatten fünf oder sechs Tagereisen bis zu Lafere, während welchen wir immer in der Gewalt des einen oder des andern waren. Mit Thränen in den Augen, sagten sie: Gott allein vermöchte es, uns aus dieser Gefahr zu erretten; ich sollte mich ihm wohl empfehlen und thun, was er mir zu thun eingeben würde, was sie beyde beträfe, sie wollten sich alles gefallen lassen, wenn ich nur gerettet würde; sie wären zu den stärksten Tagereisen bereit, obgleich die eine krank, und die andre sehr alt war. Ich redete mit dem Bischof von Lüttich darüber, dieser half mir wie ein

wahrer Vater. Er gab mir seinen Haushofmeister mit, seine Pferde, die mich, so weit ich es verlangte, bringen sollten. Da ich nothwendig einen Paß vom Prinzen von Oranien haben mußte, so schickte ich Mondoucet zu ihm, der mit ihm vertraut war, und ein wenig zu dieser Religion hinneigte; er kam aber nicht wieder. Ich erwartete ihn zwey, drey Tage, und glaube, ich hätte bis heute auf ihn warten können. Da der Herr Kardinal von Lenoncourt, und der Ritter Salviati, mein Oberstallmeister, die zu derselben Kabale gehörten, mir unaufhörlich riethen, nicht ohne Paß zu reisen, und ich argwohnte, man könnte mir unterdessen noch etwas schlimmeres entgegen stellen, entschloß ich mich den andern Morgen in der Frühe abzureisen. Da sie sahen, daß man mich unter dem Vorwande des Passes nicht länger zurückhalten konnte, ließ mein Schatzmeister, gleichfalls ein heimlicher Hugenotte, dem Ritter Salviati sagen, es wäre kein Geld da die Gastwirthe zu bezahlen; dies war durchaus eine Lüge, denn als ich zu Lafere angekommen war, verlangte ich meine Rechnungen noch zu sehen, und da fand es sich, daß, außer dem nöthigen Reisegelde, noch Geld genug da war, meinen Haushalt sechs Wochen lang zu führen. Sie ließen meine Pferde anhalten, und fügten zu der Gefahr noch diese Verunglimpfung hinzu. Die Prinzessin la Roche sür Yon ertrug diese Niederträchtigkeit länger nicht, sie lieh mir in dieser Verlegenheit das nöthige Geld, und jene blie-

ben verwirrt. Nachdem ich dem Bischof von Lüttich einen Diamant, drey tausend Thaler an Werth, und seinen Dienern Ringe oder goldne Ketten geschenkt hatte, reiste ich ab, und kam noch denselben Tag bis Huy; ohne einen andern Paß, als meine Hofnung auf die Hülfe Gottes. Huy gehörte, wie ich schon bemerkt, zu den Ländern des Bischofs von Lüttich; dennoch war es in vollem Aufruhr und Rebellion (so wie keine der Provinzen von der allgemeinen Revoluzion in den Niederlanden verschont blieb,) und wollte seinen Bischof nicht anerkennen, weil er neutral blieb, und jene zur Parthey der Staaten gehörten; sie wollten also den Haushofmeister des Bischofs, der mit uns war, nicht anerkennen; sie waren noch in Allarm darüber, daß Dom Juan sich bey meiner Durchreise, Namurs bemächtigt hatte; so bald wir also in unsre Wohnungen eingekehrt waren, zogen sie die Sturmglocke, schleppten die Artillerie in den Straßen, und pflanzten sie gegen meine Hausthüre, sperrten die Gassen, damit wir nicht zusammen kommen konnten, und hielten uns so die ganze Nacht in Schrecken, ohne daß es möglich war, mit einem von ihnen zu sprechen, denn es war nichts als gemeines Volk, grobe, unvernünftige Leute. Den Morgen ließen sie uns reisen, hatten aber die ganze Straße mit Bewaffneten besetzt.

Den Abend kamen wir nach Dinan, hier hatten sie zum Unglück denselben Tag ihre Burgemei-

sterwahl gehabt; alles schmauste, alles war betrunken, es war ein wahres Chaos. Unsern Zustand zu verschlimmern, war der Haushofmeister des Bischofs ihnen verhaßt, der ehemals ihnen den Krieg gemacht hatte. Diese Stadt ist, wenn sie nüchtern ist, für die Parthey der Staaten; regiert aber Bacchus darin, so kennt sie weder sich selbst noch andre. Sobald sie mein groses Gefolge in der Vorstadt ankommen sahen, geriethen sie in Schrekken. Sie verließen die Flaschen, griffen zu den Waffen, und statt uns die Thore zu öffnen, laufen sie in der größten Unordnung hin und verschließen sie. Ich hatte einen Edelmann mit dem Fourier, und dem Quartiermeister vorausgeschickt, sie um die Erlaubniß zu bitten, durchreisen zu dürfen; aber als ich ankam, standen sie noch da, schrieen unter einander, und keiner verstand den andern. Endlich stehe ich in meiner Sänfte auf, nehme meine Maske herunter, und winke den ansehnlichsten unter ihnen zu mir; als er heran kam, bat ich ihn, doch Stillschweigen zu gebieten, damit ich gehört werden könnte. Dies geschah denn nach vieler Mühe, und ich machte ihnen begreiflich, wer ich sey, und warum ich reise; daß, weit gefehlt, ihnen durch meine Ankunft irgend ein Uebel zu verursachen, wollte ich vielmehr ihnen nicht einmal Anlaß zum Argwohn geben; ich ersuchte sie darum, nur mich und meine Frauen, nebst so wenigen von meinen Leuten, als sie selber mir erlauben würden, auf diese Nacht in die

Stadt zu lassen; das übrige Gefolge könnte in der Vorstadt bleiben. Sie waren gleich mit diesem Vorschlag zufrieden und gestatteten ihn mir. Ich ging also mit den ansehnlichsten aus meinen Haufen in die Stadt, unter ihnen der Hauchofmeister des Bischofs von Lüttich, der zum Unglück erkannt ward, als ich von diesem betrunknen und bewaffneten Volk begleitet, mich nach meinem Quartier begab; nun schimpften sie ihn, und wollten den guten alten Mann todtschießen; es war ein achzigjähriger ehrwürdiger Greis, mit einem weißen, bis auf den Gürtel reichenden Bart. Ich ließ ihn in das Haus, und die Trunkenbolde feuerten ihre Gewehre unaufhörlich gegen die Mauer ab, die blos von Leim war. Ich fragte nach dem Wirth vom Hause; zum Glücke war er gegenwärtig. Ich bat ihn sich an das Fenster zu stellen, und es dahin zu bringen, daß ich mit den angesehensten reden könne. Nachdem er lange vom Fenster hinunter geschrieen hatte, kamen die Burgemeister zu mir herauf, aber so betrunken, daß sie nicht wußten was sie sprachen, noch was sie wollten. Ich gab ihnen die Versicherung, ich hätte nicht gewußt, daß dieser Hauchofmeister ihr Feind sey; zeigte ihnen, von welcher Wichtigkeit es sey, eine Person von meinem Range zu beleidigen, eine Freundin der vornehmsten Herrn der Staaten; ich sey gewiß, Graf Lalain, und alle andre Chefs würden die Aufnahme, welche ich hier fände, sehr übel nehmen. Bey dem Namen Graf Lalain, waren sie

gleich ganz verwandelt; ſie hatten mehr Reſpekt für dieſen Namen, als für die Namen aller Könige, denen ich angehörte. Der älteſte unter ihnen fragte mich ſtammelnd und lächelnd: ob ich denn eine Freyndin des Grafen Lalain ſey? Da ich ſogleich merkte, daß ſeine Verwandſchaft mir mehr hier hülfe, als die Verwandſchaft aller Potentaten der Chriſtenheit, ſagte ich: ja wohl, ich bin ſeine Freundin und ſeine Verwandte! Nun machten ſie mir groſſe Reverenze, reichten mir die Hand, und erzeigten mir ſo viel Höflichkeiten als vorher Grobheiten, baten mich um Verzeihung, und verſprachen mir den guten alten Haushofmeiſter in Frieden mit mir ziehen zu laſſen. Den Morgen drauf, als ich eben zur Meſſe gehen wollte, kam Dübois an, der Agent des Königs bey Dom Juan, der ſehr ſpaniſch geſinnt war. Er gab vor, Briefe vom Könige zu haben, worin er ihm Befehl ertheilte, mich abzuhohlen, und mich ſicher zurück zu geleiten; zu dem Ende habe er Dom Juan gebeten, ihm Barlemont und einen Haufen Leute zu Pferde zu geben, um mich zu escortiren, und mich ſicher nach Namur zu bringen; ich mußte alſo die aus der Stadt Dinan erſuchen, daß ſie Herrn von Barlemont, der ein Eingebohrner ſey, und ſeinen Haufen Reuter in die Stadt laſſen möchten, damit ſie mich begleiten könnten. Dies hatte nun einen doppelten Endzweck; erſtlich wollte er ſich für Dom Juan der Stadt bemeiſtern, und zweytens

ſollte ich in die Hände der Spanier fallen. Ich war in groſser Verlegenheit, und da ich ſie dem Kardinal von Lenoncourt mittheilte, der ſo wenig Luſt hatte als ich, den Spaniern in die Hände zu fallen, beſchloſſen wir, von denen aus der Stadt zu erfahren, ob wir nicht einen andern Weg nehmen könnten, auf welchem wir dem Haufen des Herrn von Barlemont ausweichen. Ich übergab dem Herrn Kardinal von Lenoncourt den kleinen Agenten Dübois, damit er ihn aufhalte; während deſſen ging ich in ein andres Zimmer, wo ich die aus der Stadt zu mir kommen lieſs, und ihnen zu verſtehen gab, daſs ſie verloren wären, wenn ſie Herrn von Barlemont mit ſeinen Reutern einlieſsen, weil er ſich der Stadt für Dom Juan bemächtigen wollte; ich rieth ihnen, ſich zu bewaffnen, ſich am Thore bereit zu halten, und ſehen zu laſſen, daſs ſie wohl unterrichtet und gerüſtet ſeyen, und ſich nicht überrumpeln lieſsen; Herrn von Barlemont ſollten ſie einlaſſen, ſonſt aber niemand. Da der Wein von Tags vorher verdampft war, fanden ſie meine Gründe gut, hatten Zutrauen zu mir, und boten mir ihre Dienſte und ihr Leben an. Sie gaben mir einen Wegweiſer, der mich einen Weg führen ſollte, auf welchem ich den Fluſs zwiſchen mir und den Truppen des Dom Juan haben, und dieſe ſo weit zurück laſſen würde, daſs ſie mich nicht mehr erreichen könnten, da ich immer durch Städte kommen würde, die den Staaten angehören. Nachdem ich dies mit ihnen

abgeredet, schickte ich sie hin, Herrn von Barlemont allein hinein kommen zu lassen. So bald dieser in die Stadt war, wollte er sie bereden, auch seinen Truppen freyen Einzug zu verstatten; darüber wurden sie aber so aufgebracht, daß wenig fehlte, sie hätten ihn umgebracht, sie kündigten ihm an, daß, wofern er sie nicht würde der Stadt aus dem Gesichte ziehen lassen, sie ihr Geschütz gegen sie richten wollten. Das verlangten sie, um mir Zeit zu verschaffen über den Fluß zu gehen, ehe dieser Haufe mich einhohlen könnte. Herr von Barlemont, und der Agent Dübois wendeten nun alles an, mich zu bereden, daß ich nach Namur gehen sollte, wo Dom Juan mich erwarte. Ich stellte mich, als willigte ich ein, und nachdem ich Messe gehört, und eine kurze Mittagsmahlzeit zu mir genommen hatte, verließ ich mein Quartier, begleitet von zwey bis dreyhundert bewaffneten Männern aus der Stadt, und indem ich immerwährend mich mit Herrn von Barlemont und dem Agenten Dübois unterhielt, nahm ich den Weg gerade nach dem Thore gegen den Fluß zu, welches dem Wege nach Namur, wo sich des Herrn von Barlemont Reuter befanden, gerade entgegengesetzt war; da jene es merkten, erinnerten sie mich, und sagten, ich gienge nicht recht; ich führte sie aber, beständig redend, immer weiter, bis ich an das Thor kam; dann ging ich von einem guten Theil derer aus der Stadt begleitet, hinaus; verdoppelte meine Schritte gegen den Fluß, stieg in das Schiff,

und ließ eiligſt die meinigen mit einſteigen. Herr von Barlemont und der Agent Dübois ſtanden am Ufer und ſchrieen: „Ihr ſeyd Unrecht! das iſt nicht der Wille des Königs, er will, daß Ihr nach Namur gehen ſollt!“ Trotz dem Schreyen fuhren wir ſchnell hinüber, und während man die Sänften und Pferde hinüber ſchaffte, hielten die aus der Stadt, in der Abſicht mir Zeit gewinnen zu laſſen, Herrn von Barlemont, und den Agenten Dübois mit Klagen und Zänkereyen auf, machten ihnen Vorwürfe, in ihrer platten Mundart, über Dom Juans Unrecht, den Frieden und ſeine Treue gegen die Staaten, gebrochen zu haben; und über den alten Zank wegen Graf Egmonts Hinrichtung, unter immerwährender Drohung, auf die Truppen zu feuern, ſo bald ſie ſich noch an der Stadt ſehen lieſſen. So erhielt ich Zeit mich zu entfernen, von Gott, und jenem Führer geleitet, den mir die Leute aus Dinan mitgegeben hatten [43]).

Dieſelbe Nacht blieb ich in einem feſten Schloß, Fleurines genannt; es gehörte einem Edelmann von der Parthey der Staaten, den ich bey dem Grafen Lalain geſehen. Zum Unglück war aber dieſer Edelmann gerade nicht zu Hauſe; es war niemand da als ſeine Frau. Da wir in den offen ſtehenden Vorhof hinein kamen, gerieth ſie in Schrecken, floh nach ihrem feſten Thurm, ließ die Brücke aufziehen, und war entſchloſſen uns unter keinem Vor-

wande einzulassen. Inzwischen liessen sich dreyhundert Edelleute, auf einer Anhöhe etwa tausend Schritte davon, erblicken; Dom Juan hatte sie geschickt, uns den Weg abzuschneiden, und sich des Schlosses Fleuri zu bemächtigen; da sie uns in den Vorhof hinein gehen sahen, vermutheten sie, wir wären mit in den Thurm gelassen, und blieben auf der Anhöhe stehen, um uns den andern Morgen bey unsrer Abreise zu fangen. Wir standen in dem Hof, der bloß von einer schlechten Mauer umgeben, und mit einer schlechten Thüre befestigt war, die man ohne alle Mühe hätte einstoßen können, und capitulirten mit der Dame im Schloß, die aber unerbittlich blieb, und befanden uns in der größten Noth; als durch die Gnade Gottes, der Herr von Fleurines mit hereinbrechender Nacht ankam. Er ließ uns sogleich in das Schloß ein, und zürnte mit seiner Frau wegen ihrer unvernünftigen Unhöflichkeit. Herr von Lalain hatte uns den Herrn von Fleurines geschickt, um mich sicher durch die Städte der Staaten zu schaffen. Da er selber die Armee, deren Chef er war, nicht verlassen konnte, um mich zu begleiten. Es war ein großes Glück für uns; Herr von Fleurines erbot sich, mich bis nach Frankreich zu begleiten; wir wurden also durch alle Städte, welche wir durch kamen, die den Staaten zugehörten, ruhig und mit gebührender Achtung empfangen. Die einzige Unannehmlichkeit hatte ich nun noch, daß ich nicht durch Mons konnte, wie ich

es der Gräfin Lalain versprochen hatte; ich konnte nicht weiter als bis nach Nivelles kommen, das noch sieben starke Stunden von Mons liegt; wegen des damals sehr hitzigen Krieges, konnten wir uns also nicht sehen, auch den Grafen Lalain nicht, der mit seiner Armee bey Antwerpen stand. Ich schrieb der Gräfin von Nivelles aus; sobald sie wußte, daß ich dort war, schickte sie mir einen der angesehensten Edelleute, die zurück geblieben waren, um mich bis an die französische Grenze zu begleiten; denn ich hatte noch durch ganz Cambresis zu reisen, das halb spanisch und halb für die Staaten war; in dieser Begleitung ging ich bis nach dem Schloß Cambresis, wo ich blieb, und jene wieder zur Gräfin Lalain zurückgingen; ich überschickte ihr mit ihnen, als ein Andenken, sich meiner zu erinnern, eins meiner Kleider, welches sie bey meiner Anwesenheit zu Mons sehr schön gefunden; es war von schwarzem Atlas, von schwerer reicher Stickerey ganz bedeckt, es hatte acht bis neunhundert Thaler gekostet.

Im Schloß Cambresis erhielt ich Nachricht, daß einige Haufen Hugenotten mich zwischen der flandrischen und französischen Grenze angreifen wollten; ich theilte diese Nachricht nur wenigen mit, und war nach einer Stunde zum Aufbruch bereit; als ich aber nach den Sänften und Pferden schickte, machte es der Ritter Salviati wie zu Lüttich. Da ich nun seine Absicht einsah, ließ ich meine Sänfte

im Stich, setzte mich zu Pferde, die, welche zuerst fertig waren, folgten mir, so daß ich um zehn Uhr des Morgens im Chastelet anlangte, und war allein mit Gottes Hülfe allen Fallstricken und Hinterlisten meiner Feinde entgangen. Von da ging ich nach Lafere, hier wollte ich bis zum Friedensschlusse bleiben. Daselbst fand ich einen Kourier von meinem Bruder, der mich zu erwarten Befehl hatte, um die Nachricht davon aufs eiligste meinem Brüder zu überbringen. Er schrieb mir, der Frieden wäre gemacht, und der König auf dem Wege nach Paris. Was ihn selber beträfe, so würde seine Lage immer unangenehmer; es gäbe keine Art von Mißhandlung und Beleidigung, die er und die seinigen nicht zu erdulden hätten, und täglich erregte man neue Zänkereyen gegen Büssy und seine Leute. Er erwarte also meine Ankunft zu Lafere mit Ungeduld, weil er dort zu mir kommen wollte. Ich schickte ihn sogleich seinen Kourier zurück; so bald er die Nachricht erhielt, schickte er Büssy und sein ganzes Haus nach Angers, nahm nur funfzehn oder zwanzig Leute mit sich zur Begleitung, und kam mit Postpferden zu mir nach Lafere. Es war eine der größten Freuden für mich, die ich je empfunden, eine Person, die ich so sehr liebte und ehrte, bey mir zu sehen. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, ihm seinen Aufenthalt bey mir so angenehm als möglich zu machen, er war auch so vergnügt darüber, daß er gern wie St. Peter gesagt hätte: Laßt uns

hier Hütten bauen, wenn der wahrhaft königliche Heldenmuth seiner Seele, ihn nicht zu größern Dingen aufforderte. Das ruhige Leben an unserm Hof, dünkt ihn, nach jenem welches er verlassen, so angenehm, daß er sich nicht enthalten konnte, immer auszurufen: „O meine Königin, wie schön ist es hier bey Euch! Mein Gott, diese Gesellschaft ist ein Paradies, voll von Freude und Vergnügen; wo ich herkomme, ist die Hölle voller Furien und Qualen!“ [43]) Zwey Monate brachten wir so in diesem glücklichen Zustande zu, uns schienen sie zwey kurze Tage; während denen erstattete ich ihm Bericht von dem, was ich in Flandern für ihn gethan. Er fand es rathsam, daß Graf von Montigny, Bruder des Grafen Lalain, kommen, und mit ihm die übrigen Maaßregeln nehmen sollte, auch um sich einer dem andern die gehörigen Sicherheiten zu geben. Graf Montigny kam also mit vier oder fünf der Angesehensten aus dem Hennegau; einer von ihnen hatte einen Brief von Herrn von Ainsi an meinen Bruder, worin er ihm seine Dienste aufs Neue anbot, und ihm die Citadelle von Cambray zusicherte. Graf von Montigny brachte ihm die Versicherung vom Grafen Lalain, Hennegau und Artois in seine Hände zu geben, worin sich mehrere ansehnliche Städte befinden. Nachdem sein Bruder diese Anerbietungen und Versicherungen erhalten, schickte er die Herren zurück, nachdem ihnen goldne Medaillen geschenkt, worauf mein

Brustbild, und das seinige abgebildet war, und nachdem er ihnen aufs neue die Versicherung alles dessen, was sie von ihm zu hoffen, gegeben hatte. Sie gingen nun, alles zu seinem Empfang vorzubereiten, in ihr Land, und er an den Hof zurück, wo er versuchen wollte, was er von dem Könige zu dieser Unternehmung erlangen könnte, weil er seine Macht in Bereitschaft halten wollte, um in kurzer Zeit hingehen zu können.

Ich meiner Seits wollte meine Reise nach der Gascogne antreten; da alles dazu in Bereitschaft war, ging ich nach Paris. Eine Tagereise von Paris kam mein Bruder mir entgegen; und der König, die Königin Mutter, die Königin Louise und der ganze Hof, erzeigten mir die Ehre, mir bis zu St. Denis, wo ich zu Mittag speisen wollte, entgegen zu kommen. Sie empfingen mich ehrenvoll und mit Freundlichkeit, und es gefiel ihnen, mich von der Pracht und den Festlichkeiten in Lüttich erzählen zu hören, nebst den Abentheuern meiner Rückreise. Unter diesen angenehmen Unterhaltungen, kamen wir, in den Wagen der Königin Mutter, nach Paris. Nach dem Soupe und dem Ball [44]) nahte ich mich dem Könige und der Königin Mutter, und bat sie, mir zu erlauben, daß ich mich zu dem Könige, meinem Gemahl, begeben dürfe; da der Frieden nun geschlossen sey, könnte ihnen diese Bitte auf keine Weise irgend einen

Verdacht geben, es wäre aber nicht schicklich, und mir sehr nachtheilig, wenn ich nicht zu ihm ginge. Sie bezeigten beyde ihre Zufriedenheit mit meinem Verlangen, und gaben mir ihre Einwilligung. Die Königin Mutter sagte, sie wolle mich begleiten, weil auch sie nothwendig, und in Geschäften des Königs hinzureisen habe. Auch sagte sie dem Könige, er müsse mir die Mittel zu dieser Reise geben; welches er auch sogleich bewilligte. Da ich nun nichts zurück lassen wollte, was mich wieder an den Hof rufen könnte, denn mir konnte an demselben, wenn mein Bruder nicht da war, nichts gefallen, und diesen sah ich alle Anstalten treffen, um nach Flandern zu gehen; bat ich die Königin Mutter, sich dessen zu erinnern, was sie mir bey dem Frieden mit meinem Bruder versprochen; daß sie mir nemlich, wenn ich nach der Gascogne gehen würde, eine Verschreibung über die Ländereyen meiner Mitgabe ausfertigen wollte. Sie erinnerte sich dessen, der König fand es billig, und versprach mir, sie solle ausgefertigt werden. Ich bat ihn, daß es bald geschehen möchte, weil ich, wenn es ihm gefiele, mit Anfang des künftigen Monats abzureisen gedächte. Es ward auch beschlossen, aber auf die gewöhnliche Weise des Hofs; das heißt: anstatt mich schnell abzufertigen, wie ich alle Tage darum bat und flehte, ließen sie fünf bis sechs Monathe hinziehen. Meinem Bruder, der seine Reise nach Flandern gern befördern wollte, geschah dasselbe. Er stellte dem

Könige vor, wie es zum Ruhm und zur Vergrößerung Frankreichs geschähe, wie es ein vortreffliches Mittel sey, den innern Krieg zu verhindern, wenn man allen unruhigen und Neuerungen liebenden Köpfen einen Weg nach Flandern öffne, wo sie ihren Rausch verdampfen, und des Kriegs überdrüßig werden könnten; so auch, daß diese Unternehmung, eben so wie Piemont, eine Schule in den Waffen für den französischen Adel werden, und wieder Montluc und Brissons, Termes und Bellegardes erwekken könnte, die dann, so wie diese großen Feldherrn, die sich in dem Piemontesischen Kriege gebildet, einst dem Könige und dem Vaterlande glorreich dienen würden. Alle diese Vorstellungen waren schön und wahr, aber sie hatten nicht genug Gewicht, um den Neid aufzuwiegen, der sich der Vergrößerung meines Bruders entgegensetzte. Täglich schuf man neue Verhinderungen sein Unternehmen rückgängig zu machen, während er und Büssy und seine andre Diener, tausend Mißhandlungen erfahren mußten. Büssy ward verschiedene Mal angegriffen, bald von Auclus, bald von Grammont, in der Nacht wie am Tage, und zu jeder Stunde, weil man immer hoffte, mein Bruder würde sich einmal dabey hervor machen. Dies geschah zwar ohne des Königs Vorwissen, aber Maugiron, der ihn damals ganz besaß, trug meinem Bruder, weil er seinen Dienst verlassen, und sich einbildete, er würde sich deshalb rächen, (so wie gewöhnlich, wer beleidigt, nie verzeiht)

einen solchen Haß nach, daß er ihn auf jede Weise zu verderben trachtete; er trotzte ihm, und begegnete ihm ohne allen Respekt; jung, unverständig und aufgeblasen von der Gunst des Königs, hielt er sich jede Unverschämtheit für erlaubt. Er hatte sich mit Quelus, Sts. Luc, St. Maigrie, Grammont, Mauleon, Livarrot und einigen andern jungen Leuten, die der König begünstigte, verbunden, und der ganze Hof folgte ihnen, wie es gewöhnlich von den Hofschranzen geschieht, die blos der Gunst nachgehen. Sie thaten also alles, was ihnen in den Kopf kam; es mochte auch seyn was es wollte, so daß kein Tag verging, wo es nicht Streit mit Büssy gab, dessen Muth aber niemanden wich. Mein Bruder, der wohl einsah, daß alles dies seine Reise nach Flandern nicht beförderte, und er den König lieber besänftigen als aufbringen wollte, damit er seiner Unternehmung günstig bleiben möchte; da er überdies auch meynte, Büssy besser außerhalb, zur Uebung seiner Truppen brauchen zu können, schickte er ihn fort, die nöthigen Befehle zu geben. Dennoch hörte die Verfolgung meines Bruders nicht auf, obgleich Büssy fort war; man sah nun wohl ein, daß, obgleich seine großen Eigenschaften den jungen Günstlingen des Königs vielen Neid einflößten, dennoch die Haupturſache des Hasses gegen ihn war, daß er meinem Bruder so treu diente, denn seit er fort war, trotzten sie und höhnten meinen Bruder so sichtbar und mit einer solchen Ver-

achtung, daß es niemand übersehen konnte. Obgleich nun mein Bruder sehr vorsichtig und geduldig von Natur war, und auch entschlossen alles zu dulden, um nur seine Flandrische Unternehmung zu Stande zu bringen, weil er dadurch hofte, allem dem auf einmal zu entgehen, und dergleichen nie wieder unterworfen zu seyn, so waren ihm diese Verfolgungen und Mißhandlungen dennoch äußerst verdrüßlich, und er schämte sich ihrer, da er sehen mußte, daß man aus Haß gegen ihn allen seinen Dienern zu schaden suchte; denn man hatte in dieser Zeit Herrn von la Chastre einen wichtigen Prozeß gegen Frau von Sennetaire verliehren lassen, weil er kürzlich in Diensten meines Bruders getreten war. Der König hatte sich von Maugiron und St. Lüc, die Freunde der Frau von Sennetaire waren, so eins nehmen lassen, daß er selber den Prozeß für sie gegen la Chastre führte; der, wie man leicht denken kann, sehr beleidigt darüber war, und meinem Bruder seinen gerechten Schmerz theilen ließ.

Während denselben Tagen war die Hochzeit von St. Lüc. Mein Bruder wollte nicht dabey seyn, und ersuchte mich, es auch nicht zu thun. Die Königin Mutter, der die ungebändigte Ausgelassenheit dieser jungen Leute auch sehr verdrüßlich war, und die befürchtete, daß man den ganzen Tag in Lärmen und Ausschweifungen zubringen würde, und daß man für meinen Bruder, weil er nicht von der

Partie seyn wollte, irgend eine andre anstellen möchte, die ihm verderblich werden könnte; erhielt Erlaubniß vom Könige diesen Hochzeittag in St. Maur zu Mittag zu speisen, nebst mir und meinem Bruder. Wir kamen den Abend von St. Maur zurück, wo die Königin Mutter meinem Bruder so viel predigte, bis er endlich einwilligte, bey dem Ball zu erscheinen, um dem Könige gefällig zu seyn. Statt daß dieses hätte Gutes wirken sollen, ward es nur noch schlimmer dadurch. Maugiron, und andre von seiner Clique verspotteten ihn dergestalt, und führten solche Stacheireden gegen ihn, daß wohl ein Geringerer als er, darüber in Zorn gerathen wäre. Untern andern: „er habe sich vergeblich bemüht, sich umzukleiden, kein Mensch habe den Nachmittag etwas an ihm auszusetzen gefunden; Er wäre bey Nacht gekommen, weil er im Finstern am besten aussähe," und mehr dergleichen, mit denen sie seine Häßlichkeit und seinen kleinen Wuchs verspotteten [41]). Man richtete nemlich alle diese Reden ganz laut an die Braut, die neben ihm saß, so daß er jedes Wort hören mußte. Mein Bruder, der es nicht vergaß, daß man ihn nur dahin bringen wollte, zu antworten, um ihn dann mit dem Könige zu entzweyen, stand auf und ging fort, ohne ein Wort zu sagen, aber ganz außer sich vor Zorn und Verdruß. Er überlegte mit Herrn von la Chastre, was er thun solle, und beschloß auf die Jagd zu gehen auf einige Tage, um durch seine Abwesenheit

den Haß der jungen Leute abkühlen zu lassen, damit er nur vom Könige erlange, was er brauchte zu seinem Zuge nach Flandern. Er eilte zur Königin Mutter, die eben im Auskleiden begriffen war, erzählte ihr was auf dem Balle vorgegangen, worüber sie sich sehr ärgerte, und theilte ihr seinen Entschluß mit, sich auf einige Tage zu entfernen. Die Königin Mutter billigt dies, verspricht, ihm die Erlaubniß des Königs zu schaffen, und in seiner Abwesenheit sein Geschäft zu betreiben, was die Flandrische Angelegenheit betraf. Herr von Villequier war zugegen, diesem befiehlt sie zum Könige zu gehen, und ihm den Wunsch meines Bruders vorzutragen, daß er ihm nehmlich erlauben möchte, einige Tage auf die Jagd zu gehen, um die Streitigkeiten zwischen ihm und den jungen Leuten zu stillen.

Mein Bruder geht nach seinem Zimmer zurück, hält seinen Urlaub schon so gut als ausgefertigt, und brachte mit seinen Leuten alles in Ordnung, um den Morgen nach St. Germain auf die Hirschjagd zu gehen; befiehlt seinem Oberjägermeister die Hunde in Bereitschaft zu halten, und legt sich mit dem Vorsatze nieder, den andern Morgen recht früh aufzustehen, und sich durch das Vergnügen der Jagd, von allen diesen Verdrüßlichkeiten des Hofes etwas zu erhohlen. Unterdessen war Herr von Villequier auf Befehl der Königin Mutter zum Könige gegangen, um Urlaub für ihn zu fordern, welchen der

König auch sogleich bewilligte. „Da aber Herr von Villequier sich entfernte, und er allein blieb mit seinen Räthen Rehabeams, mit seinen jungen Günstlingen, machten sie ihm diese Entfernung verdächtig, und jagten ihm eine solche Furcht ein, daß er durch ihre Schuld eine der größten Thorheiten beging, die zu unsrer Zeit geschehen; nehmlich die, meinen Bruder, und seine vornehmste Dienerschaft gefangen zu nehmen. Unvernünftig ward es beschlossen, aber weit unvernünftiger noch ausgeführt; denn der König ging noch in der Nacht, in größter Eil, zur Königin Mutter, ganz bewegt, als ob ein allgemeiner Aufruhr, oder der Feind vor dem Thore wäre, und rief: „Wie gnädige Frau, woran denkt Ihr, daß Ihr begehrt, ich solle meinem Bruder gehen lassen? seht Ihr denn die Gefahr, die der Staat dabey läuft, nicht ein? Unter dieser Jagdpartie steckt ganz gewiß irgend ein gefährliches Unternehmen. Er und alle seine Leute sollen fest genommen werden, und ich will alle seine Schränke durchsuchen lassen; sicher entdecken wir große Dinge, ich bin es ganz gewiß." Herr von Lesse, Hauptmann von der Garde, und einige schottische Schützen waren mit ihm. . . . Die Königin Mutter, fürchtend er könne in dieser Uebereilung dem Leben meines Bruders gefährlich werden, bat ihn, mitgehen zu dürfen; und so entkleidet als sie war, und sich einen Schlafrock, so gut es anging, überwerfend, ging sie mit ihm, hinauf in meines Bruders Zimmer. Der

König pochte ſtark an die Thüre, und rief, man ſolle aufmachen, er ſey es! Mein Bruder erwachte, und da er nichts befürchtete, befahl er ſeinem Kammerdiener Lange, die Thüre zu öffnen. Der König kam wüthend herein, und rief ſcheltend: „Nie hörſt du auf, etwas gegen den Staat zu unternehmen, aber ich werde es dir weiſen, daß dies eben ſo viel heißt, als ſeinen König angreifen!“ Darauf befahl er den Schützen die Schränke hinaus zu tragen, und die Kammerdiener aus dem Zimmer zu führen. Er ſelbſt durchſuchte das Bett, um nachzuſehen, ob keine Papiere darin verborgen wären? Mein Bruder, der denſelben Abend einen Brief von der Frau von Senve erhalten hatte, hielt ihn feſt in der Hand, um ihn nicht ſehen zu laſſen. Der König wollte ihn ihm mit Gewalt entreißen, er wehrte ſich aber, und bat mit aufgehobenen Händen, dieſen Brief nicht ſehen zu wollen; deſto größer ward nur die Begierde des Königs, ihn zu ſehen; er glaubte, dies Papier würde hinreichen, meinem Bruder den Prozeß zu machen; er mußte ihn herausgeben. Der König öffnet ihn in Gegenwart der Königin Mutter, und — ſie geriethen eben ſo in Verwirrung, als Cato, da er den Cäſar gezwungen, das Papier vorzuzeigen, das ihn überbracht worden war, und er behauptete, es müſſe etwas der Republik wichtiges betreffen, und es denn ein Liebesbrief von der Schweſter dieſes Cato an dieſen Cäſar war!

Die Scham, ſich ſo betrogen zu haben, verſtärkte nur noch den Zorn des Königs; ohne meinen Bruder nur anhören zu wollen, der zu wiſſen verlangte, weſſen man ihn beſchuldige? und warum man ihn ſo behandle? übergab er ihm der Aufſicht des Herrn von Leſſe und der Schotten, mit dem Befehl niemanden zu ihm zu laſſen. Dies geſchah ungefähr um ein Uhr in der Nacht. Mein Bruder war mehr um meinetwillen beſorgt, als um ſich ſelber, denn er glaubte, man hätte es mir eben ſo gemacht, und ein ſo heftiger ungerechter Anfang könne nicht anders, als ein ſehr ſchreckliches Ende beabſichtigen. Da er nun ſah, daß Herrn von Leſſe bey dieſem Unfuge die Thränen in den Augen ſtanden, und er doch nicht offen mit ihm reden konnte, wegen der Schottiſchen Schützen, fragte er ihn blos, wie es denn mit mir ſtände? Herr von Leſſe antwortete, ich wiſſe noch von Nichts. Darauf erwiederte mein Bruder: „Meine Schweſter frey zu wiſſen, vermindert meinen Schmerz ſehr. Dennoch bin ich gewiß, ſie wird lieber die Gefangenſchaft mit mir theilen, als ohne mich frey ſeyn wollen.“ Darauf bat er ihn, zur Königin Mutter zu gehen, und ſie zu bitten, ſie möchte von dem Könige erlangen, daß ich mit ihm verhaftet würde; es ward ihm verſtattet. Dieſen feſten Glauben an meine Freundſchaft habe ich immer unter allen den großen Verbindlichkeiten, die ich gegen ihn hatte, oben angeſetzt, er war mir immer der größte Beweis ſeiner Liebe. Sobald

er die Erlaubniß hatte, es war mit Anbruch des Tages, bat er Herrn von Lesse, einen der Schottischen Schützen zu mir zu schicken, der mir die traurige Botschaft bringe, und mich ersuche zu ihm zu kommen. Der Schütze trat in mein Zimmer, ich schlief ruhig und wußte von Nichts; er zog meinen Bettvorhang auf, und rief in der schottischen Mundart: „Guten Morgen, gnädige Frau, Euer Herr Bruder läßt Euch ersuchen, zu ihm zu kommen!“ Ich war noch halb im Schlafe, und glaubte zu träumen; da ich ihn erkannte, fragte ich ihn, ob er nicht ein Schottländer sey von der Garde? Er sagte Ja: Was ist denn das, fragte ich weiter, hat mein Bruder keinen andern Boten zu mir zu senden, als Euch? „Nein!“ erwiederte er, „man hat ihm seine Leute genommen,“ und darauf erzählte er mir, was in dieser Nacht sich zugetragen, und daß mein Bruder Erlaubniß erlangt habe, daß ich mit ihm verhaftet würde. Da der abgesandte Schütze meine Betrübniß sah, nahte er sich mir und sagte leise: „Grämt euch nicht, ich weiß Mittel euren Herrn Bruder zu retten, und ich werde sie auch anwenden, daran zweifelt nicht, aber ich muß dann freylich mit ihm davon gehen!“ Ich sagte ihm jede Belohnung zu, die er nur verlangen konnte, kleidete mich vollends an, und ging mit ihm ganz allein nach meines Bruders Zimmer. Ich mußte durch den Hof gehen, der voller Leute war, die sonst immer rannten, mich nur zu sehen und zu verehren; nun aber Fortuna

mir den Rücken wandte, thaten ſie auch, als ſähen ſie mich nicht.

Meinen Bruder fand ich unverändert, mit ſeiner gewöhnlichen Standhaftigkeit und Gemüthsruhe. Er umarmte mich, mehr heiter als niedergeſchlagen: „Ich bitte dich, meine Königin,“ ſagte er, „weine nicht; deine Betrübniß iſt das einzige, was mich betrübt, denn meine unſchuldige gerade Abſichten laſſen mich die Anklagen meiner Feinde nicht befürchten. Wollen die Grauſamen mir ſo ungerecht an mein Leben, ſo werden ſie ſich mehr ſchaden als mir, denn ich habe Muth und Entſchloſſenheit genug, den Tod zu verachten; den Tod fürchte ich wahrlich am allerwenigſten, denn mein Leben war bis jetzt nur ein Gewebe von Schmerz und Leiden; die Freuden dieſer Welt habe ich nie gekannt, es kann mir auch nicht ſchwer werden, ſie zu verlaſſen. Ich befürchte aber, da ſie mir ohne eine offenbare Ungerechtigkeit den Tod nicht geben können, ſo werden ſie mich im Gefängniß ſchmachten laſſen; doch auch hier kann ich ihre Tyranney verachten, wenn du mich durch deine Gegenwart unterſtützen willſt.“ Meine Thränen floſſen nur noch ſtärker bey dieſen ſeinen Reden; laut weinend ſagt ich ihm: „Mein Leben und mein Schickſal ſind ewig an das deinige gebunden, Gott allein vermag es zu verhindern, daß ich dir nicht in jeder Lage deines Lebens beiſtehe. Sollte man dich etwa fortführen, und mir nicht

erlauben dir zu folgen, so nehme ich mich in deiner Gegenwart das Leben.“ 45) Einige Stunden vergingen mit solchen Gesprächen, wir suchten die Ursache zu ergründen, die den König so sehr gegen ihn aufgebracht haben konnte, aber wir fanden durchaus keine in uns. Unterdessen war es um die Zeit geworden, daß die Schloßthore geöffnet wurden; ein unvorsichtiger junger Mensch, der Büssy gehörte, wollte hinein gehen, die Wache erkennt ihn, hält ihn an, und fragt ihn, wo er hin wolle? Er erschrickt und sagt, er wolle zu seinem Herrn. Diese Antwort ward dem Könige hinterbracht, und man argwohnt nun, daß Büssy im Louvre sey. Mein Bruder hatte ihn den Nachmittag von St. Maur mit hinein gebracht, um mit ihm über die Flandrischen Angelegenheiten zu sprechen, denn er dachte da noch nicht den Hof so schnell zu verlassen, als er nachher auf dem Ball sich entschloß zu thun. Archant, Hauptmann von der Garde, bekam Befehl vom Könige, Büssy zu suchen, und so wohl ihn, als auch Simier zu verhaften, wann er sie fände. Archant that es ungern, denn er war ein vertrauter Freund von Büssy und nannte ihn Sohn, jener nannte ihn Vater. Er ging hinauf nach Simiers Zimmer, und nahm ihn in Verhaft; da er wohl vermuthete, daß Büssy irgendwo da verborgen seyn müsse, suchte er nur sehr überhin, und war froh, als er ihn nicht fand. Büssy war im Bette versteckt, und sah, daß er allein im Zimmer bleiben

würde, wenn Archant den Simier fortführte; er fürchtete, man würde einen andern den Auftrag geben, ihn zu suchen, bey dem er nicht so gut aufgehoben wäre; es war ihm lieber, unter der Aufsicht von Archant zu bleiben, den er als einen braven Mann und als seinen Freund kannte; wie er nun immer von lustigem, aufgewecktem Gemüth war, den weder Gefahr noch Ueberraschung jemals Furcht einflößen konnten, steckte er den Kopf zwischen den Bettvorhängen hervor, als Archant mit Simier eben vor dem Bette vorbey und hinausgehen wollten: „Nun Vater," rief er hervor, „geht ihr fort ohne mich? glaubt ihr, daß ich nicht so gut bin, wie der Schlingel Simier?" — „Ach mein Sohn," sagte Archant, „wollte Gott, du wärst nicht hier, meinen Arm wollte ich drum geben!" — „Vater," sagte Büssy, „es ist ein Zeichen, daß es gut mit meiner Sache steht." Damit stand er auf, und ging mit ihnen, Simier verspottend, der vor Furcht zitterte. Archant gab ihnen Wache in ein Zimmer; Herrn von la Chastre führte er hernach nach der Bastille.

Herr von Losse, der die Wache bei meinem Bruder hatte, war ein guter alter Mann; war Hofmeister des Königs, meines Gemahls, gewesen, und liebte mich, wie seine eigne Tochter. Da er nun die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens einsah, und die schlechten Rathgeber des Königs verdammte,

entschloß er sich, meinen Bruder zu befreyen. Um mich von seinem Vorhaben zu unterrichten, ließ er die schottischen Schützen hinaus gehen, auf der Treppe vor meines Bruders Zimmer; zwey ausgenommen, auf welche er sich verlassen konnte, dann zog er mich bey Seite, und sagte: „Kein rechtschaffner Franzose, dem nicht das Herz blutet, wenn er sieht, was wir sehen müssen. Ich war ein Diener des Königs, Eures Herrn Vaters, und opfere mein Leben für seine Kinder. Hoffentlich behalte ich die Wache bey Eurem Herrn Bruder, man mag ihn hinbringen, wo man wolle; gebt ihm die Versicherung, daß ich ihn rette, und sollte es auch mein Leben kosten; verlaßt Euch darauf; aber sprechen wollen wir nicht mehr darüber, man könnte Argwohn fassen." Die Versicherung tröstete mich, und ich ward etwas heitrer. Drauf sagte ich meinem Bruder, daß wir unmöglich länger so ohne Untersuchung bleiben könnten; wir müßten doch wissen, wessen man uns beschuldige? Nur Böswichter könne man so behandeln. Ich bat Herrn von Losse, dem Könige zu sagen, weil er nicht zugeben wollte, daß die Königin Mutter herauf käme, daß es ihm gefallen möge, uns durch einen der Seinigen wissen zu lassen, warum wir in Verhaft wären? Herr von Combaut, der Anführer des geheimen Raths der jungen, ward uns herauf geschickt; dieser sprach mit seiner gewöhnlichen Gravität: „er sey abgesandt sich zu erkundigen, was wir von dem Könige zu

wiſſen verlangten.“ Wir wünſchen jemand vom Könige zu ſprechen, antworteten wir ihm, um die Urſache unſers Verhafts zu erfahren, da wir ſie uns gar nicht denken können. Darauf erwiederte er ganz gravitätiſch: „die Götter und die Könige muß man nie um ihre Urſachen fragen; was ſie thun, iſt gut und gerecht!“ Man kann doch, antworteten wir ihm, gegen uns nicht wie in der Inquiſition verfahren, wo die Angeklagten errathen müſſen, was ihr Verbrechen ſey. — Wir konnten aber nichts von ihm herauskriegen, als „er würde ſich für uns verwenden, und uns ſo viel als möglich zu Dienſten ſeyn!“ Mein Bruder fing an zu lachen, ich aber war in Traurigkeit verſunken, meinen Bruder, den ich mehr als mich ſelber liebte, in Gefahr zu ſehen; und ich hielt mich nur mit Mühe zurück, ihm nicht alles zu ſagen, was er verdiente. Während er dem Könige ſeinen Rapport brachte, ließ die Königin Mutter alle alten Räthe, den Herrn Kanzler, die Prinzen, Herrn und Marſchälle von Frankreich in ihr Zimmer zuſammen rufen; ſie war, wie leicht zu ermeſſen, in äußerſter Betrübniß, da ſie als eine ſehr einſichtsvolle Frau wohl vorausſehen konnte, daß dieſe heftigen Maaßregeln ohne Urtheil noch Recht, dem ganzen Reiche Unglück bringen könnten, wenn mein Bruder nicht von Natur viel zu ſanftmüthig geweſen wäre. Die Herrn Räthe waren alle erſtaunt und erſchrocken, über das was vorgegangen, und alle waren einſtimmig der Meynung,

die Königin Mutter müſſe ſich dem widerſetzen, und dem Könige das Unrecht, das er an ſich ſelber thäte, vorſtellen. Was geſchehen, ſey nicht ungeſchehen zu machen, man müſſe es aber wieder auf das beſte gut zu machen ſuchen.

Die Königin Mutter ging ſogleich, begleitet von allen Räthen, zum Könige, und zeigten ihm die Wichtigkeit der Sache. Dem Könige gingen die Augen auf über den verderblichen Rath jener jungen Leute; er nahm den Rath der alten wieder an, und bat die Königin Mutter, doch alles wieder ins gehörige Gleis zu bringen, daß mein Bruder das Geſchehene vergeſſe, und es den jungen Leuten nicht weiter nachtrage; auch ſollten Büſſy und Quelus ſich wieder verſöhnen. Die Wache wurde meinem Bruder ſogleich abgenommen, und die Königin Mutter kam zu ihm auf ſein Zimmer. „Dankt Gott," ſagte ſie zu ihm, „daß er Euch aus dieſer großen Gefahr errettet, ich habe jetzt den Moment erlebt, in welchem ich an Eurem Leben verzweifelte. Da Ihr aber nun ſeht, daß der König nicht allein ſich über wahrhafte Dinge, ſondern auch über Einbildungen erzürnt; und wenn er einmal ſeinen Sinn auf etwas geſetzt, er weder meinen noch ſonſt irgend jemandes Rath annimmt, ſondern thut was ihm einfällt, ſo entſchließe dich, in allen Dingen, nach ſeinem Willen zu bequemen, und zum Könige zu gehen, ohne beleidigt zu ſcheinen, oder dich der Be-

leidigung zu erinnern.“ Wir antworteten ihr, wir hätten allerdings große Urſache Gott zu danken, daß er uns gegen dieſe ungerechte Willkühr beſchützt habe. Nächſt Gott verdankten wir dieſe Rettung ihr am meiſten; der Rang meines Bruders aber erlaube nicht, daß man ihn ſo ohne Urſache verhafte, und ohne Rechtfertigung oder Genugthuung wieder befreye. Darauf die Königin erwiederte: „Es iſt nun einmal geſchehen, und geſchehene Dinge kann Gott ſelber nicht ungeſchehen machen; die Unordnung bey der Gefangennehmung ſoll aber, durch das Ehrenvolle der Befreyung, wieder gut gemacht werden; du wirſt jede Genugthuung erhalten, die du ſelber verlangſt. Du mußt nur den König in allen Stücken befriedigen, und mit Ehrerbietung und Zuneigung mit ihm ſprechen. Außerdem mußt du aber noch ſuchen Büſſy und Quelus zu verſöhnen, damit kein Streit zwiſchen ihnen bleibe; denn der vorzüglichſte Beweggrund von allem dem Uebel iſt, daß der alte Büſſy, der würdige Vater des würdigen Sohns, das Gutachten des Königs verlangt hat, ſeinen Sohn ſecundiren zu dürfen, ſo wie auch der alte Quelus den ſeinigen; ſie viere wollten den Streit unter ſich ausfechten, ohne den Hof weiter damit zu beunruhigen, oder vielen andern Leuten Mühe zu machen.“

Mein Bruder meynte hierauf, Büſſy würde, um nur aus dem Verhafte zu kommen, alles thun, was man von ihm verlangen werde, beſonders

wenn er sähe, daß keine Hofnung, sich zu schlagen, vorhanden sey. Drauf ging die Königin Mutter hinunter und brachte es beym Könige dahin, daß die Befreyung ehrenvoll geschähe. Zu dem Ende begab er sich nach dem Zimmer der Königin Mutter, nebst seinem ganzen Staatsrath, und allen Prinzen und Herrn; ich und mein Bruder, wurden durch Herrn von Villequier herunter gerufen. Da wir durch die Säle und Vorsäle gingen, fanden wir viele Leute versammelt, die uns mit Thränen in den Augen ansahen, und Gott dankten für unsre Befreyung. Als wir zu Sr. Majestät in die Versammlung traten, sagte der König zu meinem Bruder: Er ersuche ihn, nichts übel zu nehmen von dem was geschehen, und sich nicht beleidigt zu glauben; sein Eifer für die Ruhe des Staats habe ihn dazu verleitet, er solle überzeugt seyn, daß er ihn nicht habe kränken wollen. Darauf sagte mein Bruder, es wäre seine Schuldigkeit, alles gut zu finden, was Sr. Majestät gefiele; nur flehe er Sr. Majestät an, zu bedenken, daß seine Treue und Ergebenheit, keine solche Begegnung verdiene; er schreibe dieses aber seinem unglücklichen Schicksal zu, und wäre zufrieden, wenn nur Sr. Majestät seine Unschuld einsehen wollten. Hierauf sagte der König, es bliebe ihm kein Zweifel mehr, und er ersuche ihn, mehr als jemals, von seiner Freundschaft überzeugt zu seyn. Nun führte die Königin Mutter sie beyde zusammen, und sie umarmten sich.

Der König befahl hierauf, daß man Büſſy herein führe, um ihn mit Quelus auszuſöhnen, und daß man Simier und la Chaſtre in Freyheit ſetze. Büſſy trat mit der ihm allein eignen ſchönen Manier herein. „Ich verlange," ſagte der König, „daß Ihr Euch ſogleich mit Quelus ausſöhnet, und daß von dieſem Streite nicht wieder die Rede ſey," und befahl ihm, Quelus zu umarmen. „Sire, wenn Ihr es befehlt, ich bin ganz bereit, ihn zu küſſen," und mit dieſen Worten umarmte er ihn mit einem komiſchen Geſtus à la Pantolone, worüber die ganze Verſammlung, obgleich ſie noch von der vorhergehenden Scene bewegt und erſchreckt war, ſich des Lachens nicht erwehren konnte. Viele der geſcheuteſten ſahen ein, daß mein Bruder mit einer ſo leichten Genugthuung nicht zufrieden ſeyn könne. —

Der König und die Königin nahten ſich mir, und ſagten, ich müſſe das meinige dazu thun, daß mein Bruder ſich nichts mehr erinnere, was ihm Gelegenheit geben könne, ſich von dem Gehorſam des Königs zu entfernen. Mein Bruder, antwortete ich, iſt ſo vernünftig und ſeiner Pflicht ſo ganz ergeben, daß er weder von mir, noch von irgend jemand anders dazu angefeuert zu werden braucht; er würde auch von mir nie einen andern Rath erhalten, als der ſeiner Pflicht und ihrem Willen gemäß ſey.

Es war drey Uhr Nachmittags; kein Mensch hatte daran gedacht zu Mittag zu essen. Die Königin Mutter wünschte, wir möchten alle an einer Tafel speisen; dann befahl sie mir und meinem Bruder den Anzug zu wechseln, (denn der unsrige war der traurigen Lage angemessen,) und uns zum Soupe und Ball beym Könige anzuschicken. Es ward ihr gehorcht, so weit es sich thun ließ, nemlich in Kleidern und Schmuck; dem Gesicht aber, diesem Spiegel der Seele, konnten wir den gerechten Unwillen und das Mißvergnügen über diese Tragikomödie nicht nehmen. Ritter von Sevre, den die Königin Mutter meinem Bruder gegeben hatte, um bey ihm in der Kammer zu schlafen, besaß ein dreistes freyes Wesen, und eine gute Art, alles was er sagen wollte, zu sagen; er glich darin den Cynischen Philosophen. Die Königin Mutter, die sich gern mit ihm unterhielt, fragte ihn bey dieser Gelegenheit, was er davon hielte? „Es ist," sagte er, „zum Ernst zu wenig, und zum Scherz zu viel!" Dann sagte er mir leise, daß sie es nicht hören konnte: „ich glaube nimmermehr, daß dies schon der letzte Akt des Spiels war; dieser Mensch, (mein Bruder nemlich,) würde mich sehr betrügen, wenn er hier stehen bliebe."

Da nun das Uebel zwar von außen, aber noch innerlich gar nicht gehoben war, und die jungen Leute, des Königs Günstlinge, den Sinn meines

Bruders, nach dem ihrigen beurtheilten, weil ſie nicht wiſſen konnten, was Pflicht und Liebe zum Vaterlande, über einen Fürſten, wie er, vermögen, überredeten ſie den König, (um ſeinen Vortheil immer mit dem ihrigen zu vermengen,) mein Bruder würde dieſe Beſchimpfung nie vergeſſen können, und würde ſicher ſuchen ſich zu rächen. Der König, ohne ſich im geringſten zu erinnern, in welchen Irrthum dieſe Menſchen ihn verleitet hatten, ließ ſich den Augenblick wieder hinreißen, und gab den Hauptleuten von der Garde Befehl, genau Acht auf die Thore des Schloſſes zu geben, damit mein Bruder nicht hinaus ginge, und daß ſeine Leute jeden Abend aus dem Louvre ſich entfernen, und niemand bey ihm bleiben ſolle, als die zu ſeiner Garderobe gehörten, und in ſeinem Zimmer ſchliefen. Da mein Bruder ſich nun ſo behandelt, und der Willkühr dieſer Brauſeköpfe ſich ſo ganz hingegeben ſah, befürchtete er noch ärgeres; ſeine Gefahr, und der Verdruß waren ihm noch friſch im Gedächtniß, er beſchloß alſo den Hof zu verlaſſen, und ſeinen Zug nach Flandern bey ſich in ſeiner Provinz zu ordnen und zu betreiben. Er theilte mir ſeinen Entſchluß mit, und ich billigte ihn, denn es war zu ſeiner Sicherheit nothwendig, und weder der König noch der Staat verlohren etwas dabey. Da er nun nicht aus dem Louvre konnte, denn die Thore wurden ſo genau bewacht, daß man ſogar jeden Ein- und Ausgehenden ſcharf ins Geſicht ſah, ſo blieb kein andres

Mittel, als ſich aus meinem Fenſter hinunter zu laſſen, welches aus dem zweyten Stock in den Graben ging. Er bat mich, den nöthigen Strick zu verſchaffen, ich ſchickte alſo noch denſelben Tag einen Burſchen, auf den ich mich verlaſſen konnte, mit einem zerriſſenen Bettſack hinaus, unter dem Vorwand, ihn zurecht machen zu laſſen. Nach einigen Stunden brachte er ihn wieder, der Strick lag darinne.

Dieſen Abend ſpeiſte die Königin Mutter allein mit mir in dem kleinen Saal, der König ſpeiſte nicht zu Nacht, weil es ein Faſttag war [46]). Mein Bruder, obgleich ſonſt ein Muſter der Geduld und Mäßigkeit, war den Abend in der größten Ungeduld; er kam, als ich von der Tafel aufſtand, zu mir, und bat mich leiſe, zu eilen, daß ich auf mein Zimmer käme, er wolle mir gleich dahin folgen. Herr von Matignon, damals noch nicht Marſchall, ein feiner gefährlicher Normann, der meinen Bruder nicht liebte, war vielleicht von irgend einem Plauderer benachrichtigt worden, vielleicht hatte er auch etwas gemuthmaßt, an der Art wie mein Bruder zu mir ſprach, dieſer ſagte zur Königin Mutter, als ſie nach ihrem Zimmer ging, ſo daß ich faſt alles hören konnte, denn ich ſtand neben ihr, und gab auf alles was vorging, genau Acht, ſo wie man in einer ſolchen Lage, und auf dem Punkt frey zu werden, bewegt von Furcht und Hofnung, immer thut. Er wüßte, ſagte er ganz gewiß, daß mein

Bruder entfliehe, er stände dafür, daß er den andern Tag nicht zu finden seyn würde; sie möchte also dafür sorgen. Ich sah ihre Bestürzung bey dieser Nachricht, und fürchtete nun noch mehr entdeckt zu werden. Als wir in ihr Kabinet kamen, zog sie mich bey Seite und sagte: „weißt du, was Matignon mir gesagt hat?" Ich verstand ihn nicht, gnädige Frau, antwortete ich, aber ich sah wohl, daß es etwas war, das Euch verdrüßlich war. „Ja so ist es," sagte sie sehr laut, „denn du weißt, ich habe beym Könige dafür gut gesagt, dein Bruder würde nicht entfliehen; und nun sagte Matignon, er wisse bestimmt, er würde morgen fort seyn." Hier fand ich mich nun zwischen den beyden Fallen, entweder meinem Bruder die Treue zu brechen, und sein Leben in Gefahr zu bringen, oder eine Unwahrheit zu bekräftigen, (welches ich nie gethan hätte, um tausendmal dem Tod zu entgehen). Ich befand mich in so großer Verlegenheit, daß, ohne die Hülfe Gottes, ich mich schon allein durch mein Ansehen verrathen haben würde, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Da aber Gott die gute Absicht unterstützte, und durch seine göttliche Güte so auf mich wirkte, daß ich, um meinen Bruder zu retten, eine Miene anzunehmen wußte, und meine Worte so setzen konnte, daß die Königin nichts verstand, als was ich wollte, und so weder meinem Freunde, noch meinem Gewissen durch einen falschen Eyd zu nahe trat. Ich sagte ihr also, ob sie nicht wisse,

daß Herr von Matignon ein boshafter Klätscher sey, der meinen Bruder hasse, und dem es leid sey, uns alle so einig zu sehen? Wenn mein Bruder fortginge, wollte ich mit meinem Leben für ihn haften; da er mir nie etwas verschwiegen, so würde er mir, wenn es seine Absicht wäre, auch wohl dieses entdeckt haben, und wenn dem so sey, so stände ich mit meinem Leben für ihn. Ich durfte das wohl sagen, denn war nur erst mein Bruder gerettet; so durfte man mir nichts zu Leide thun, und im schlimmsten Falle, wären wir auch entdeckt worden, so wollte ich lieber mein eignes Leben zum Pfande setzen, als das meines Bruders in Gefahr bringen, oder meine Seele durch einen falschen Eyd belasten. Sie, die nicht tief auf den eigentlichen Sinn meiner Worte drang, sagte: „Bedenke was du sprichst; du sollst mir für ihn haften; du sollst mit deinem Leben für ihn haften.“ Ich antwortete lächelnd: „Das wäre alles was ich verlangte.“ Darauf wünschte ich ihr gute Nacht, und ging auf mein Zimmer. Ich zog mich eilends aus, und legte mich zu Bette, um meine Hofdamen los zu seyn. Als ich mit meinen Kammerfrauen allein war, kam mein Bruder, mit Simier und Cange; ich stand wieder auf, wir befestigten den Strick an einen Steck, und nachdem wir erst nachgesehen, ob auch niemand in dem Graben versteckt sey, liessen wir, ohne andre Hülfe, als der drey Kammerfrauen, und des Burschen, der den Strick geschafft hatte, erst

meinen Bruder hinab, welcher ſcherzte und lachte, und nicht die geringſte Furcht zeigte, obgleich es beträchtlich hoch war; dann Simier, der zitterte und ſich vor Furcht kaum halten konnte, und zuletzt Cange, ſeinen Kammerdiener. Gott geleitete meinen Bruder glücklich nach der Abtey St. Genoveva, wo Büſſy ihn erwartete; dieſer hatte mit Bewilligung des Abts eine Oeffnung in der Mauer gemacht, durch welche er aus der Stadt kam. Draußen fand er Pferde bereit, mit welchen er ohne Unfall nach Angers kam. Als wir zuletzt Cange hinunter ließen, erhob ſich ein Menſch aus dem Graben, und lief nach der Seite des Ballhauſes auf dem Wege nach der Schloßwache zu. Ich, die während dieſen Begebenheiten nie etwas für mich, ſondern nur immer für die Sicherheit meines Bruders gefürchtet hatte, ward halb ohnmächtig vor Schrecken; denn ich fürchtete, Herr von Matignon habe dieſen Menſchen dort hin geſteckt, um uns zu belauſchen; da ich nun gewiß glaubte, mein Bruder würde gefangen werden, gerieth ich ſo in Verzweiflung, wie der nur eine Vorſtellung davon haben kann, der etwas ähnliches erfahren. In dieſem Zuſtande des Entſetzens nahmen meine Frauen, die mehr als ich, auf meine, wie auf ihre eigne Sicherheit bedacht waren, den Strick, und warfen ihn ins Feuer, damit er nicht gefunden würde, wenn zum Unglück jener Menſch im Graben beſtellt geweſen wäre, uns zu verrathen. Der Strick war ſo lang und ſtark, und verurſachte

ein solches Feuer, daß die Flamme aus dem Schornstein hinaus schlug. Die wachthabenden Schützen wurden das Feuer gewahr, kamen herauf, pochten gewaltig an der Thüre, und verlangten, man solle sogleich aufmachen. Ob ich nun gleich in diesem Augenblick meynte, mein Bruder sey gefangen, und wir wären beyde verloren, so behielt ich doch durch die Gnade Gottes und seiner großen Allmacht, auf die ich stets gehofft, und die mich in allen Gefahren beschützte, eine solche Gegenwart des Geistes, daß ich, da der Strick nur erst zur Hälfte verbrannt war, zu meinen Frauen sagte, sie sollten ganz leise an die Thüre gehen, und ganz leise, als ob ich schliefe, fragen: was sie verlangten? Die Schützen antworteten ihnen, es brenne ein Schornstein aus einem Kamine, sie wollten das Feuer löschen. Darauf saaten meine Frauen, es hätte nichts zu bedeuten, sie würden es selber wohl löschen, sie sollten nur wieder gehen, und mich nicht aufwecken. Da gingen sie fort. Um zwey Uhr des Morgens, nachdem dieser Lärm vorüber war, kam Herr von Losse, und forderte mich vor den König und die Königin Mutter, um Rechenschaft zu geben von der Flucht meines Bruders. Der Abt vom Kloster der heiligen Genoveva hatte mit Bewilligung meines Bruders, als er weit genug entfernt war, nicht eingehalten werden zu können, ihnen alles entdeckt, um nicht mit verwickelt zu werden. Er erzählte dem Könige, mein Bruder habe ihn in seinem Kloster

überfallen, und ihn so lange eingeschlossen, bis die Oeffnung gemacht gewesen, er habe also Sr. Majestät nicht eher die Nachricht bringen können.

Herr von Losse fand mich zu Bette; ich stand sogleich auf, und nahm meinen Schlafrock um. Eine von meinen Frauen, erschrocken und unvorsichtig, hielt mich bey dem Schlafrocke fest, und rief weinend: „Ihr werdet niemals wieder kommen!“ Herr von Losse stieß sie zurück und sagte: „Hätte diese Frau das in Gegenwart eines andern gethan, der euch weniger treu und ergeben ist, als ich, so könnte es Euch in Noth bringen; aber fürchtet nichts, und danket Gott, denn Euer Herr Bruder ist in Sicherheit!“ Diese Worte waren mir eine heilsame Stärkung, deren ich wohl bedurfte, um den Zorn, die Drohungen des Königs zu ertragen. Ich fand ihn am Bette der Königin Mutter, und in erschrecklicher Wuth, die er mich, denke ich, auch genug würde haben fühlen lassen, wenn er nicht von meines Bruders Abwesenheit so wohl, als von der Gegenwart der Königin Mutter, davon wäre abgehalten worden. Sie riefen mir beyde entgegen, ich hätte gesagt, mein Bruder würde nicht entfliehen, und ich hätte mich für ihn verbürgt! Ich sagte, das sey wahr, aber er habe mich eben so wohl, als sie betrogen; doch noch jetzt stände ich mit meinem Leben dafür, daß seine Entfernung dem Könige keinen Nachtheil bringen würde, und daß er nur von

seinem Hause aus, die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Reise nach Flandern machen wollte. Der König ward einigermaßen davon besänftigt, und ließ mich zurück auf mein Zimmer gehen. Er erhielt auch bald Nachrichten von meinem Bruder, welche ihm die Versicherungen, die ich gegeben, bestätigten. Die Anklagen hörten nun zwar auf, aber nicht die Unzufriedenheit; denn obgleich er sich stellte, als wollte er ihm zu seinem Zuge nach Flandern hülfreich seyn, that er im Gegentheil unter der Hand alles, um ihm Hindernisse in den Weg zu legen.

Drittes Buch.

Ich bat nun den König ſtündlich um die Erlaubniß, zum Könige, meinem Gemahl, reiſen zu dürfen. Er ſah wohl ein, daß er mir dieſe nicht verſagen durfte, doch wollte er mich nicht unzufrieden von ſich laſſen; außerdem wünſchte er auch ſehr, mich mit meinem Bruder zu entzweyen; er machte ſich mir alſo durch tauſend Gefälligkeiten verbindlich, und gab mir, dem Verſprechen der Königin Mutter gemäß, die Verſchreibung meiner Mitgift in Ländereyen, und außerdem noch das Ernennungsrecht der Aemter und Pfründen; dann auch die gewöhnliche Penſion der Töchter vom Hauſe Frankreich, und noch eine beſondre Penſion aus des Königs Chatulle. Jeden Morgen gab er ſich die Mühe mich zu beſuchen, und mir vorzuſtellen, wie ſehr nützlich mir ſeine Freundſchaft ſeyn könnte. Die Liebe meines Bruders würde mich verderben, die ſeinige aber mich ganz glücklich machen; und mehr dergleichen Sachen, die ungefähr dahin führten. Meine Treue gegen meinen Bruder war unerſchütterlich, und ich ant-

worteke dem Könige nie anders, als daß ich nur wünschte, meinen Bruder in seiner Gunst zu sehen; ich würde bey meinem Gemahl immer seinen Befehlen gehorchen, und immer mich bemühen, auch ihn im Gehorsam des Königs zu erhalten [47]).

Die Königin Mutter wollte meinen Bruder noch einmal zu Alencon sehen, ehe er nach Flandern ginge. Ich bat den König um Urlaub, sie begleiten zu dürfen, um Abschied von ihm zu nehmen. Er ertheilte ihn mir, obwohl ungern. Als wir von Alencon zurückkamen, hielt ich wieder um die Erlaubniß an, reisen zu dürfen. Die Königin Mutter mußte auch in Geschäften des Königs nach der Gascogne reisen, es ward also beschlessen, daß ich mit ihr reisen solle [48]). Der König begleitete uns nach seinem Dolinville. Nachdem er uns einige Tage dort bewirthet hatte, nahmen wir von ihm Abschied, und in kurzer Zeit befanden wir uns in der Güyenne. Sobald wir in die Staaten des Königs, meines Gemahls, gekommen waren, wurden uns allenthalben feyerliche Einzüge gehalten [49]). Der König, mein Gemahl, kam der Königin Mutter bis la Rcolle entgegen, er konnte nicht weiter kommen, weil man in den protestantischen Ländern noch voll Mißtrauen war. Er hatte ein schönes Gefolge von allen den Herrn und Edelleuten von der Religion der Gascogner, und auch von einigen Katholiken [50]).

Die Königin Mutter dachte nur sich eine kurze Zeit dort aufzuhalten, aber es fügte manches sich so, von Seiten der Hugenotten sowohl, als von Seiten der Katholischen, daß sie sich gezwungen sah, länger als achtzehn Monate dort zu bleiben [51]). Sie ward verdrüßlich darüber, und war einigemal geneigt zu glauben, man hielte sie absichtlich so lange auf, um ihre Hoffräulein desto länger dort zu behalten, denn der König, mein Gemahl, hatte sich in Dayelle verliebt, und Herr von Türenne in la Vergne; dies aber verhinderte doch nicht, daß mir der König, mein Gemahl, mit aller Freundlichkeit und Achtung begegnete, die ich nur wünschen konnte. Er hatte mir gleich bey meiner Ankunft erzählt, welche Ränke man während seines Aufenthalts am Hofe angewendet, um uns zu entzweyen; er sah auch den wahren Grund, und die Absicht davon wohl ein, um nemlich meinen Bruder von ihm zu trennen; und er bezeigte große Freude wieder mit mir zusammen zu seyn. So lange die Königin Mutter in der Güyenne war, befanden wir uns in einer recht angenehmen, glücklichen Lage; während dem nahm sie auf Bitte meines Gemahls, dem Marquis von Villars die Stelle als Lieutenant des Königs, und gab sie dem Marschall von Biron. Darauf begab sie sich nach Languedoc; wir begleiteten sie bis Castelcaudarry; dort nahmen wir von ihr Abschied, und gingen zurück nach Pau im Bearn. Ich hatte keinen katholischen Gottesdienst daselbst;

man erlaubte mir blos, in einer kleinen Kapelle, die nicht mehr als drey oder vier Schritte lang war, Messe lesen zu lassen; es war so eng darin, daß es von uns sieben oder acht, ganz voll war. Während die Messe gelesen wurde, zog man die Zugbrücke des Schlosses auf, weil man befürchtete, die Katholiken, die im Lande waren, und keinen Gottesdienst halten durften, würden sich hinzudrängen, sie zu hören, denn sie waren sehr begierig nach dem heiligen Amte, das sie schon seit so langer Zeit entbehren mußten. Von diesem heiligen Verlangen getrieben, fanden die Einwohner zu Pau, an einem Pfingsttage, Gelegenheit, eh man noch die Brücke aufzog, in das Schloß und in die Kapelle zu schleichen; sie wurden bis gegen das Ende der Messe nicht daselbst entdeckt; da aber einige von meinen Leuten die Thüre aufmachten, um hinaus zu gehen, wurden einige Hugenotten, die an der Thüre spionirten, jene gewahr, und klagten es an Pin, Sekretär meines Gemahls, der sehr für ihn eingenommen war. Da er viel Ansehen im Hause, und alle Geschäfte zu führen hatte, welche die Hugenotten betrafen, ließ er die Katholiken mit einer Wache, von der Garde des Königs, meines Gemahls, abholen, und sie in ein Gefängniß werfen, wo sie lange bleiben, und noch eine starke Geldbuße zahlen mußten. Ich empfand diese üble Behandlung tief in der Seele, da ich gar nicht dergleichen erwarten durfte. Ich beklagte mich bey dem König, meinem Gemahl

und bat ihn, dieſe arme Katholiken frey zu geben, die keine ſo harte Beſtrafung verdienten, weil ſie, die ſo lange ihres Gottesdienſtes beraubt waren, meine Gegenwart zu benutzen ſuchten, um an einem der großen Feſttage Meſſe zu hören. Pin miſchte ſich unberufen hinein, und nahm das Wort, gegen die ſchuldige Ehrfurcht für ſeinen Herrn, und ohne dieſem Raum zum antworten zu laſſen. Ich möchte, ſagte er, dem Könige, meinem Gemahl, mit dergleichen, den Kopf nicht zerbrechen, denn jene hätten dieſe Strafe verdient, ich möchte auch ſagen was ich wollte, und meinen Worten zu Gefallen, geſchähe ihnen weder mehr noch weniger; ich könnte zufrieden ſeyn, daß mir erlaubt würde, für mich eine Meſſe leſen zu laſſen, und für jeden meiner Leute, die ich mit hinein nähme. Dieſe Worte beleidigten mich erſtaunlich von einem Menſchen ſeines Standes, und ich flehte den König, meinen Gemahl, an, daß er, wenn ich ſo glücklich wäre, einigen Theil an ſeiner Gunſt zu beſitzen, ſie mir zu erkennen gebe, indem er die unwürdige Behandlung dieſes geringen Menſchen ahnde, und mir Genugthuung verſchaffe. Der König, da er ſah, daß ich mich ſo erciferte und mit Recht, ließ ihn hinausgehen aus meinen Augen, und ſagte zu mir, er wäre ſehr böſe über die Unſchicklichkeit des Pin; der Eifer für ſeine Religion habe ihn zu weit geführt, und ich ſollte jede Genugthuung, die ich verlange, erhalten. Ueber die verhafteten Katholiken,

würde er mit seinen Räthen überlegen, was man thun könnte, um mich zufrieden zu stellen. Nachdem er so zu mir geredet, ging er in sein Kabinet und sprach mit Pin, der ihn wieder ganz umkehrte, so daß er aus Furcht, ich möchte dessen Abschied verlangen, mich vermied, und mir sehr kalt begegnete. Da ich nun aber eigensinnig darauf bestand, daß er zwischen mir und Pin wählen müsse, sagten ihm alle Anwesende, denen Pins Anmaßung verhaßt war, er möchte mich nicht, wegen eines solchen Menschen, der mich beleidigte, mißvergnügt lassen; der König und die Königin Mutter würden es ihm sehr übel nehmen, wenn sie es erführen. Dadurch ward er gezwungen ihm den Abschied zu geben; aber er hörte nicht auf, mir darüber Uebel zu wollen, und böse auf mich zu seyn [52]), wozu ihn, wie er nachmals mir gestand, Herr von Pibrac verleitete, der doppelzüngig zu mir sagte, ich dürfe nicht zugeben, daß ein so geringer Mensch mir trotze, und ich müßte ihn auf jeden Fall fortschicken lassen; und zu meinem Gemahl: es ginge gar nicht an, daß ich ihn eines Mannes beraube, der ihm so nothwendig sey. Aber Herr von Pibrac that dies nur, um mich dahin zu bringen, daß ich wieder nach Frankreich zurück ginge, wohin sein Stand als Präsident, und Rath im Königlichen Staatsrath ihn rief [53]).

Was meine Lage noch verschlimmerte, war, daß der König, mein Gemahl, seit dem Daville

fort war, ſich um Rebours bewarb. Ein boshaftes Mädchen, die mir nicht wohl wollte, und mir alles Böſe that, was ſie vermochte. In dieſen Widerwärtigkeiten, da ich zu Gott allein meine Zuflucht nahm, erbarmte er ſich meiner Thränen, und gab, daß wir von dem kleinen Pau weggingen, wo, zum guten Glück für mich, Rebours krank zurück blieb. Da der König, mein Gemahl, ſie aus den Augen verlohr, dachte er nicht mehr an ſie, und ließ ſich mit Foſſeuſe ein, die damals ſchöner war, und ganz gut, noch ganz ein Kind. Auf unſerer Reiſe nach Montauban kamen wir durch eine kleine Stadt Eauſe genannt; in der Nacht ward mein Gemahl daſelbſt krank, an einem anhaltenden Fieber mit ſtarkem Kopfweh begleitet; dieſe Krankheit dauerte ſiebzehn Tage, während denen er weder Nacht noch Tag Ruhe hatte, man mußte ihn immer aus einem Bette in das andre ſchaffen. Ich wartete ihn ſelbſt auf das ſorgfältigſte, und entfernte mich während der ganzen Zeit, ohne mich umzukleiden, nicht einen Augenblick von ihm. Meine Dienſte wurden ihm endlich lieb, und er rühmte ſie gegen jedermann, beſonders gegen Herrn von Türenne, der mir als Anverwandter den Dienſt leiſtete, und ihn wieder ſo mit mir ausſöhnte, daß ich beſſer als je bey ihm ſtand. Dieſe Glückſeligkeit währte die vier bis fünf Jahre, welche ich in der Gascogne mit ihm zubracht:, wo wir die meiſte Zeit zu Nerac lebten. Unſer Hof war ſo ſchön und angenehm, daß wir

den französischen nicht beneiden durften. Die Prinzessin von Navarra war da, die seitdem den Herzog von Bar meinen Neffen geheyrathet; ich, und eine große Anzahl Damen und Fräulein; der König, mein Gemahl, hatte ein auserlesenes Gefolge von Herrn und Edelleuten, so artigen und rechtlichen Leuten, als ich jemals am französischen Hofe gesehen; es war kein Mangel an ihnen, außer daß sie das Unglück hatten, Hugenotten zu seyn. Man sprach aber gar nicht über die Verschiedenheit der Religion. Der König, und seine Schwester gingen mit ihrem Gefolge von der einen Seite zur Predigt, und ich mit den meinigen von der andern Seite zur Messe, in eine Kapelle im Park, in welchem wir uns, wenn ich heraus kam, vereinigten, um entweder hier, oder in einen sehr schönen Garten, spazieren zu gehen, mit langen Alleen von hohen Lorbeerbäumen und Cypressen; oder auch in den Park, den ich hatte machen lassen, worin Alleen von dreytausend Schritten, längst dem Ufer des Flusses hingingen. Den Rest des Tages brachten wir in allen Arten von anständigen Lustbarkeiten zu. Nach dem Mittagessen und am Abend war gewöhnlich Ball. Während dieser ganzen Zeit machte der König die Aufwartung an Fosseuse, die sich so tugendhaft und ehrliebend betrug, daß, wenn sie sich immer so verhalten hätte, sie sicher nicht in das Unglück gerathen wäre, welches denn wieder die Schuld

von so vielen andern war, die sie selbst und auch mich betrafen [54]).

Das Schicksal beneidete uns das glückliche Leben, in welchem wir ruhig und einig seine Macht zu verachten schienen, als ob wir seiner Unbeständigkeit nicht unterworfen wären, und erregte, um uns wieder zu zerstören, einen neuen Krieg zwischen dem Könige, meinem Gemahl, und den Katholiken, der sich damit anfing, daß der König, mein Gemahl, und der Marschall von Biron, der auf Verlangen der Hugenotten, Lieutenant des Königs in der Güyenne geworden war, so entzweyten, daß ich sie niemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, wieder hätte versöhnen können. Sie hatten ewigen Argwohn und Streitigkeiten gegen und mit einander, beklagten sich gegenseitig beym Könige; mein Gemahl verlangte, man sollte den Marschall von Biron wieder zurück rufen; und der Herr Marschall, der meinen Gemahl, und alle von seiner Religion anklagte, daß sie allerley gegen den Friedenstraktat unternähmen. Dieser Anfang der Uneinigkeit wuchs nach und nach höher zu meinem größten Leidwesen. Der Marschall von Biron rieth dem Könige, er solle selber nach der Güyenne kommen, damit seine Gegenwart die Ordnung wieder herstelle. Da das die Hugenotten erfuhren, fürchteten sie, der König möchte sich ihrer Städte bemeistern und sie verjagen; sie beschlossen also die Waffen zu ergreifen. Nichts hatte ich wohl mehr zu fürchten,

als diesen Krieg, da ich einmal mit in die Schicksale des Königs, meines Gemahls, verwickelt war, also gegen die Parthey des Königs, und meiner Religion seyn mußte. Ich suchte meinen Gemahl und seine Räthe davon abzubringen; ich zeigte ihnen, wie wenig vortheilhaft der Krieg ihnen seyn könnte. Da sie einen Chef, wie den Marschall von Biron gegen sich hatten, einen so großen General, und der so gern gegen sie aufgebracht war, daß er sie gewiß niemals verschonen würde, wie viele andre gethan. Würde der König einmal seine ganze Macht dazu anwenden, sie alle zu vertilgen, so würden sie ihr nicht widerstehen. — Ihre Furcht, der König möchte nach der Gäyenne kommen, die Hofnungen, in Ansehung ihrer Unternehmungen auf die meisten Städte der Gascogne und des Languedocs, spornten sie so, daß ich sie, obgleich der König, mein Gemahl, viel Vertrauen zu mir hatte, und die vornehmsten der Hugenotten mir Einsicht genug zutrauten, dennoch nie überzeugen konnte, was sie hernach auf ihre eigne Unkosten erfuhren. Man mußte nun den Sturm ruhig vorüber ziehen lassen, der sich aber bald legte, als sie jene Erfahrungen machten. Lange vorher hatte ich den König und die Königin Mutter oft genug ermahnt, dem Uebel zu steuern, und dem Könige, meinem Gemahl, einiges nachzugeben; aber nie hatten sie darauf geachtet; sie schienen es im Gegentheil nicht ungern zu sehen, daß es so weit kam. Der Marschall von Biron überredete sie, er

habe Mittel die Hugenotten so tief herunter zu bringen, als er wolle. Mein Rath ward nicht geachtet, die Erbitterungen wurden immer heftiger, und man griff zu den Waffen [55]). Die von der sogenannten reformirten Parthey hatten sich aber in Ansehung ihrer Macht sehr verrechnet, sie waren nicht so stark als der Marschall von Biron, und alle ihre Unternehmungen mißglückten, außer daß sie Cahors einnahmen, obgleich mit einem starken Verlust. Herrn von Vezies, der darin lag, hatten sie zwey Tage lang bekämpft, und sich Straße nach Straße, Haus für Haus errungen. Hiebey zeigte der König, mein Gemahl, seine Tapferkeit und Einsicht nicht allein wie ein Fürst seines Standes, sondern wie ein erfahrner, kühner Heerführer [56]). Die Einnahme von Cahors schwächte sie aber vielmehr, statt sie zu stärken. Der Marschall von Biron nahm seine Zeit wahr, und behauptete das Feld, indem er alle kleinen Städte, welche mit Hugenotten besetzt waren, nahm, und alles was sich darin befand, über die Klinge springen ließ. Ich theilte gleich vom Anfang des Krieges an, das Schicksal des Königs, meines Gemahls, ich hielt es für meine Pflicht, da er mich mit seinem Zutrauen beehrte; aber mit nicht geringen Leiden, weil der Vortheil der einen wie der andern Parthey immer mit meinem Nachtheil verbunden war. Denn siegten die Hugenotten, so geschah es auf Unkosten meiner Religion, deren Erhaltung ich doch mehr, als mein

eignes Leben werth hielt; siegten die Katholiken, so war es auf Unkosten des Königs, meines Gemahls. Ich war aber durch meine Pflicht sowohl, als durch seine Freundschaft, und sein Zutrauen bey ihm zu bleiben, verbunden, ich schrieb daher dem Könige und der Königin Mutter die Lage der Dinge, da sie nicht auf meine Warnungen geachtet. Ich ersuchte sie, wenn sie auch in Rücksicht auf mich, die beyden Feuer, zwischen welchen ich mich befände, nicht tilgen wollten, daß es ihnen doch gefallen möchte, dem Marschall von Biron zu befehlen, daß er Nerac neutral behandeln sollte, wo ich mich aufhielt, und auf drey Meilen den Krieg davon entfernt halte. Dasselbe würde ich von meinem Gemahl, in Ansehung seiner Truppen, fordern. Es ward mir unter der Bedingung bewilligt, wenn der König, mein Gemahl, nicht in Nerac sey; die Neutralität wäre aufgehoben, sobald er sich daselbst aufhielte. Diese Bedingungen wurden von beyden Seiten, so ehrerbietig, als ich nur verlangen konnte, erfüllt; doch konnten sie den König, meinen Gemahl, nicht abhalten, oft nach Nerac zu kommen, wo er mich und seine Schwester traf; denn er war gern in Gesellschaft von Frauen, und liebte besonders noch die Fossense sehr, über die ich aber niemals zu klagen Ursache hatte. Da der König, mein Gemahl, nun sah, daß ich nichts mehr wünschte, als ihm gefällig zu seyn, lebte er in aufrichtiger brüderlicher Freundschaft mit mir.

Einmal blieb er mit seinem ganzen Gefolge drey Tage in Nerac; er konnte sich gar nicht entschließen, den ihm so angenehmen Aufenthalt zu verlassen. Der Marschall von Biron ward von seinen Kundschaftern davon unterrichtet, stellte sich, als wollte er mit seiner Armee nur nahe vorbey ziehen, um sich bey einer Ueberfahrt des Flusses mit Herrn Cornusson, Seneschall von Toulouse, zu vereinigen, der ihm Truppen zuführte, und anstatt wirklich dahin zu ziehen, wandte er sich gegen Nerac, und stand plötzlich eines Morgens um neun Uhr mit seiner Armee vor den Thoren von Nerac. Der König, mein Gemahl, der den Abend vorher schon die Nachricht von der Ankunft des Herrn von Cornusson gehabt hatte, wollte ihre Vereinigung verhindern, und jeden besonders schlagen; an Macht fehlte es ihm nicht dazu, denn er hatte damals Herrn von Rochefoucaut mit dem ganzen Adel von Xaintonge, und an achthundert Schützen zu Pferde, die er ihm zugeführt hatte; er war also mit Anbruch des Tages ausgezogen und meynte, sie bey der Mündung des Flusses anzutreffen. Er war aber nicht genau berichtet; Herr von Cornusson war schon den Abend vorher über den Fluß gegangen, er kehrte also nach Nerac zurück, und während er in einem Thor hinein zog, hörte er, daß der Marschall von Biron vor dem andern stand, in völliger Schlachtordnung. Es war den Tag übles Wetter, es regnete so stark, daß die Büchsenschützen nicht dienen konnten. Dem-

ungeachtet warf der König, mein Gemahl, einen Theil seiner Truppen in die Weinberge, um den Marschall von Biron vom Vordringen abzuhalten. Der Marschall konnte auch wegen des Regens an dem Tage nichts weiter anfangen, als daß er in seiner Ordnung fest stehen blieb, sein Geschütz bedeckte, bis sie feuern konnten, und unterdessen einige absendete, die verlangten eine Lanze zu brechen, zur Ehre der Damen; dann ließ er plötzlich seine Truppen sich theilen, und warf einige Kugeln in die Stadt, von denen eine das Schloß traf; worauf er sich zurückzog, und mir einen Trompeter sandte, mit Entschuldigungen für ihn. Wenn ich allein gewesen wäre, ließ er mir sagen, würde er dergleichen um keinen Preis unternommen haben, der König, mein Gemahl, wäre aber, wie ich wohl wisse, nicht mit in die Neutralität begriffen, und er habe Befehl von dem Könige, ihn anzugreifen, wo er ihn anträfe. Der Marschall von Biron hatte mir sonst bey allen Gelegenheiten alle Achtung bezeigt, und mir Beweise seiner Freundschaft gegeben; denn er hatte mir während des Krieges, Briefe uneröfnet zugeschickt, die ihm in die Hände gefallen waren, und alle die zu mir gehörten, behandelte er mit Achtung und Schonung. Ich gab seinem Trompeter zur Antwort: ich wisse sehr wohl, daß der Herr Marschall nur nach Kriegsgesetzen und nach den Befehlen des Königs gehandelt habe; ein verständiger Mann aber, wie er, könnte sehr wohl beydes

thun, ohne seinen Freunden zu nahe zu treten; er hätte wohl der Gegenwart meines Gemahls mich können erfreuen lassen, diesen könnte er zu Nerac nicht angreifen, ohne zugleich mich anzugreifen; ich fände mich sehr dadurch beleidigt, und würde mich beym Könige darüber beklagen.

Der Krieg dauerte noch eine Zeit lang, und die Hugenotten zogen den kürzern; dies half mir, den König, meinen Gemahl, zum Frieden zu bereden. Ich schrieb oft an den König und die Königin Mutter darüber, aber diese wollten nichts davon hören, sie verließen sich auf das Glück des Marschalls von Biron. Zu derselben Zeit als dieser Krieg losbrach, ward die Stadt Cambray, die sich seit meiner Abreise von Frankreich, durch die Vermittlung des Herrn von Ainsi, meinem Bruder ergeben hatte, von den Spaniern belagert. Mein Bruder erhielt diese Nachricht bey sich zu Plessis la Tour. Er war kürzlich von seinem ersten Flandrischen Zuge zurückgekommen; die Städte Mons, Valenciennes, und andre, unter dem Gouvernement des Grafen Lalain stehende, hatten sich ihm ergeben; Graf Lalain hatte offen die Partie meines Bruders genommen, und ihn in allen Ländern, die unter ihm standen, als Oberherrn anerkennen lassen; er wollte nun dem Herrn von Ainsi in Cambray zur Hülfe kommen, und ließ schnell Leute anwerben, um mit ihnen hin zu eilen. Er konnte nicht schnell

genug bereit seyn, er ließ also Herrn von Balagny sich hineinwerfen, um die Belagerung so lange auszuhalten, bis er mit seiner Armee käme, sie aufzuheben. Als er nun damit eben beschäftigt war, kam dieser Hugenotten-Krieg dazwischen; die neuen Truppen verließen meinen Bruder, um dem Könige nach der Gascogne zu folgen; so daß jener keine Hoffnung behielt, Cambray zur Hülfe kommen zu können; mit Cambray ging ihm alles verloren, was er in dem Lande besessen hatte; und was am schlimmsten war, Herr von Balagny, und alle, die mit ihm in Cambray eingeschlossen waren. Es verdroß ihn sehr, und da er sehr viel Urtheilskraft besaß, und es ihm bey seinen Unfällen niemals an einem Auswege fehlte, so sah er gleich ein, daß das einzige Mittel für ihn sey, Frieden in Frankreich zu stiften. Sein Muth fand nie Schwierigkeiten in seinen Unternehmungen. Er sandte sogleich einen Edelmann zum Könige, und ließ um die Erlaubniß zu Friedensunterhandlungen anhalten. Er unternahm es selber, damit nicht etwa ein andrer Bevollmächtigter die Sache so in die Länge zöge, bis er Cambray nicht mehr zur Hülfe kommen könnte; Herr von Balagny hatte ihm geschrieben, daß er nicht länger als sechs Monath Zeit habe, wenn er ihm noch zur Hülfe kommen wollte; länger könnte er das Volk in der Stadt nicht zurückhalten, sich zu ergeben, wegen des Mangels an Lebensmitteln. Gott stand meinem Bruder in seinen Absichten bey;

der König nahm seinen Vorschlag zu Friedensunterhandlungen an; er glaubte dadurch ihn von Flandern abzuhalten, woran er niemals einen rechten Gefallen gefunden hatte. Er gab ihm förmlichen Auftrag, und Vollmacht zum Frieden, und sandte ihm zur Unterstützung die Herrn von Villeroy und von Bellievre. Es gelang meinem Bruder ganz vollkommen, er kam nach der Gascogne, und machte Frieden, sowohl zur Zufriedenheit der Katholiken, als der Protestanten. Sein Verfahren war so ganz vernünftig, daß er sich die Liebe und das Lob aller erwarb. Sieben Monathe dauerte das Geschäft, die ihm lang genug dünkten, wegen seiner Begierde, Cambray zu entsetzen, obgleich die Freude, mit uns zusammen zu seyn, ihm seine Sorgen erleichterte [57]). Er erwarb sich bey dieser Gelegenheit den Marschall von Biron, der es übernahm seine Armee nach Flandern zu führen; dem Könige, meinem Gemahl, zu Gefallen nahm er den Marschall fort, und schickte den Marschall von Matignon nach der Güyenne. Vor seiner Abreise wünschte mein Bruder, noch den König, meinen Gemahl, mit dem Marschall von Biron auszusöhnen; er sollte mich wegen dessen, was bey Merac vorgefallen war, bey der nächsten Unterredung um Verzeihung bitten; mir befahl er, ihn tüchtig und mit derben Worten auszuschelten. Diesem leidenschaftlichen Befehl meines Bruders gehorchte ich, mit der in solchen Dingen gehörigen Schonung, er hätte vielleicht es sonst eines Tags

bereuen können, denn er hatte von seinem Beystande viel zu hoffen. Mein Bruder kehrte, begleitet vom Marschall von Biron, nach Frankreich zurück. Diese Unruhen zur Zufriedenheit aller Partheyen gestillt zu haben, häufte nicht weniger Ehre und Ruhm auf ihn, als alle Siege, die seine Waffen erfochten. Seine Armee ward stärker und schöner als je. Aber wird nicht das Glück und der Ruhm immer vom Neide verfolgt? Der König fand kein Wohlgefallen an dem Ruhm meines Bruders, eben so wenig als daran, daß er sieben Monathe in der Gascogne mit mir zusammen gewesen war. Um seinem Zorn eine Ursache zu geben, bildete er sich ein, ich hätte diesen Krieg gestiftet, und meinen Gemahl dazu verleitet, (der aber wohl das Gegentheil bezeugen kann,) um meinem Bruder den Ruhm zu verschaffen, Frieden gestiftet zu haben. Wäre es auf mich angekommen, er hätte diesen mit geringerer Mühe, und weniger Zeitverlust haben können; seine Angelegenheiten in Flandern und Cambray, hatten keinen Nutzen von diesem Aufenthalt. Doch wie? Verblenden Haß und Neid die Augen doch so, daß man nie die Dinge sieht, wie sie sind! Auf diesen Grund baute der König einen tödtlichen Haß gegen mich; er suchte alle alten Erinnerungen wieder zusammen, wie ich in allen Angelegenheiten, sowohl während seines Aufenthalts in Pohlen, als nachher, immer die Parthey meines Bruders genommen hatte; und beschwor meinen Untergang. Das Schicksal begünstigte

ſeinen Haß; denn während den ſieben Monathen, die mein Bruder ſich in der Gascogne aufhielt, wollte es das Unglück, daß er ſich in die Foſſeuſe verliebte, die von meinem Gemahl geliebt ward. Dieſer glaubte, ich begünſtige die Abſichten meines Bruders, und war noch dran, deßwegen böſe auf mich zu ſeyn. Da ich es merkte, ließ ich nicht nach mit Bitten bey meinem Bruder, und ſtellte ihm vor, wie vielen Verdruß er mir zuzöge; er, der mehr meine Zufriedenheit ſuchte, als die ſeinige, bezwang ſeine Leidenſchaft, und redete nicht mehr mit ihr. Von dieſer Seite hatte ich dem Uebel ſo vorgebeugt; das gehäſſige Geſchick läßt ſich aber auf den erſten Wurf nicht abſchrecken; es legte mir eine andre, weit gefährlichere Schlinge. Die Foſſeuſe liebte den König, ſie hatte ihm aber noch keine andre Vertraulichkeit zugeſtanden, als die Sittſamkeit erlaubt; um ihm jetzt ihre ungetheilte Liebe zu beweiſen, und ihn von ſeiner Eiferſucht wegen der Liebe meines Bruders zu heilen, gab ſie ſich ihm ganz, und ohne alle Zurückhaltung hin, und zum Unglück ward ſie ſchwanger. Da ſie ſich in dieſen Umſtänden ſah, veränderte ſie ihr Betragen ganz gegen mich. Statt daß ſie ſonſt offen und zutraulich gegen mich war, und mir bey meinem Gemahl alle erſinnliche gute Dienſte leiſtete; verbarg ſie ſich nun gegen mich, und ſuchte mir nun eben ſo ſchädlich zu werden, als ſie mir zuerſt nützte. Sie hatte ſich des Königs, meines Gemahls, ſo bemeiſtert,

daß er in kurzer Zeit sich sehr gegen mich verän-derte. Er entfremdete sich von mir, vermied mich, und meine Gegenwart war ihm nicht mehr so an-genehm, als in den glücklichen Jahren, die ich mit ihm in der Gascogne zubrachte, während denen die Fosseuse sich ehrbar betragen.

Nachdem mein Bruder, nach geschloßnem Frie-den, nach Frankreich gegangen, um seine Armee zu bilden, und wir nach Nerac zurückgekehrt waren, so setzte die Fosseuse, als wir kaum dort anlangten, dem Könige, meinem Gemahl, in den Kopf, er solle nach den Bädern von Aigues-caudes, im Bearn-schen mit ihr gehen; es sey nun um ihre Schwan-gerschaft zu verbergen, oder sich deren zu entledigen. Ich ersuchte meinen Gemahl, ihn nicht nach Aigues-caudes begleiten zu dürfen, er wisse wohl, daß ich wegen der Mißhandlung zu Pau geschworen habe, nicht eher wieder nach dem Bearn zu gehen, bis die katholische Religion daselbst herrsche. Er drang sehr in mich, mit zu reisen, und erzürnte sich, als ich mich standhaft dessen weigerte. Endlich sagte er, sein Mädchen, (so nannte er die Fosseuse,) müsse wegen ihrer Magenkrankheit hinreisen. Ich hätte nichts dagegen, daß er hinreise, erwiederte ich. Es schickte sich nicht, meinte er, ohne mich zu reisen, es gäbe nur Gelegenheit böses zu denken, wo keins wäre. Darauf ward er sehr zornig auf mich, weil ich demungeachtet nicht mit wollte. Ich brachte es

aber doch so weit, daß er sich zufrieden gab, und mit ihr allein reiste, begleitet von der Hofmeisterin, und von zweyen ihrer Gespielinnen, der Rebours, und der Villesavin; ich erwartete ihre Zurückkunft zu Baviere. Von der Rebours bekam ich täglich Nachrichten, daß die Fosseuse mir schlechte Dienste erzeige, daß sie mich immer verleumde, und sich einbilde, wenn sie einen Sohn bekommen sollte, und mich los werden könnte, würde sie die Gemahlin des Königs werden; zu dem Ende wolle sie mich nach Pau bringen lassen; sie habe auch den König, meinen Gemahl, schon dazu beredet, mich bey meiner Zurückkunft von Baviere hinzuschicken, und das mit Gewalt, wenn ich nicht im Guten wollte. Die Rebours war ein verderbtes falsches Mädchen, die nichts wünschte, als die Fosseuse zu verdrängen, um sich wieder in die Gunst meines Gemahls einzuschleichen; aber ihre Nachrichten betrübten mich dennoch sehr, wie man wohl denken kann; ich erwartete jedoch, voll Vertrauen auf die Güte Gottes und meines Gemahls, seine Ankunft standhaft zu Baviere; ich vergoß so viel Thränen, als sie Tropfen des Gesundheitwassers tranken, obgleich der ganze katholische Adel der Gegend in meinem Gefolge war, und sich alle ersinnliche Mühe gab, mich meinen Schmerz vergessen zu machen. Nachdem vier oder fünf Wochen verflossen waren, kam der König, mein Gemahl, Fosseuse und ihre Begleiterinnen wieder. Da er von einigen Herren, die mit mir

waren, erfuhr, in welcher Angſt ich wäre, nach Pau zu müſſen, drang er nicht weiter ſehr in mich darum, er ſagte bloß, er hätte ſehr gewünſcht, daß ich es gern thun möchte. Da er nun aber aus meiner Antwort ſowohl, als aus meinen Thränen ſah, daß ich lieber ſterben wolle, als nach Pau gehen, änderte er ſeine Abſicht, und wir gingen nach Nerac zurück. Dort erfuhr ich, daß man ganz öffentlich und nicht allein an unſerm Hof, ſondern im ganzen Lande, von der Schwangerſchaft der Foſſeuſe redete; ich entſchloß mich alſo mit ihr ſelber davon zu ſprechen, damit wir Mittel ausfinden möchten, dem öffentlichen Gerede ein Ende zu machen; ich nahm ſie alſo zu mir in mein Kabinet, wo ich ihr ſagte: „Obgleich Ihr euch ſeit einiger Zeit von mir entfernt habt, und man mich verſichert, daß Ihr mir, bey dem Könige, meinem Gemahl, lauter Böſes erzeigt, ſo erlaubt es mir doch nicht meine ehemalige Freundſchaft für Euch, und für die achtungswürdigen Perſonen Eure Angehörigen, daß ich Euch verließe, und Euch nicht in Eurem Unglück beyſtehen wollte. Ich bitte Euch, nichts zu leugnen, und nicht Eure Ehre mit der meinigen zu Grunde zu richten. Seyd verſichert, ich werde Euch wie eine Mutter helfen. Ich kann unter dem Vorwande der Peſt, die, wie ihr wißt, in dieſem Lande, und ſogar in unſrer Stadt wütet, mich entfernen, und nach Mas Agenois gehen, ein ganz entlegenes Haus des Königs, meines Gemahls. Ich werde kein

ſtärkeres Gefolge mit mir nehmen, als ihr ſelber wollt. Unterdeſſen wird der König, mein Gemahl, in einer andern Gegend auf die Jagd gehen, und ich rühre mich von dort nicht weg, bis Ihr befreyt ſeyd. So können wir dem Lärm ein Ende machen, das mir nicht weniger verdrüßlich iſt, als Euch.“ Sie nun, anſtatt es mir zu danken, ſagte mit der ungeheuerſten Impertinenz: „Alle die, welche das behaupten, würde ſie Lügen ſtrafen. Sie wiſſe wohl, daß ich ſie ſeit einiger Zeit nicht liebe, und blos einen Vorwand ſuche, ſie zu verderben.“ Sie ſchrie ſo laut dabey, da ich doch ſanft und leiſe mit ihr geredet hatte, ging voller Wuth aus meinem Kabinet, und klagte es dem Könige, meinem Gemahl. Dieſer gerieth in Zorn auf mich, daß ich ſeinem Mädchen dergleichen ſagte, behauptete auch, ſie würde alle die Lügen ſtrafen, die ſich über ſie aufhielten, und war lange Zeit ganz böſe mit mir, bis endlich nach einigen Monaten ihre Stunde kam. Sie ſchlief in dem Hoffräulein-Zimmer; des Morgens früh bekam ſie heftige Schmerzen; ſie ließ meinen Arzt hohlen, und bat ihn, den König, meinen Gemahl, von ihrem Zuſtande zu benachrichtigen. Der Arzt kam in unſer Schlafzimmer, wo wir, wie immer, in abgeſonderten Betten ſchliefen, und gab meinem Gemahl dieſe Nachricht. Nun war er in großer Verlegenheit, und wußte nicht was zu thun? denn er fürchtete, ſie möchte verrathen, oder ſchlecht bedient werden; er liebte ſie ſehr.

Endlich entschloß er sich, mir alles zu entdecken, und mich um Hülfe für sie zu bitten; er wußte wohl, daß er mich immer bereit finden würde, ihm zu dienen, was auch vorhergegangen seyn mochte. Er zog meine Bettvorhänge auf, und sagte: „Meine Liebe, ich muß jetzt Euch etwas gestehen, das ich bis jetzt immer verleugnet hatte. Ich bitte, vergebt mir, denkt nicht mehr an das, was ich bisher darüber gesagt; steht mir zu Gefallen gleich auf, und sucht der Fosseuse zu helfen, sie ist sehr übel dran. Ich bin gewiß, Ihr werdet Euch in ihrem jetzigen Zustande alles Vergangenen nicht mehr erinnern wollen. Ihr wißt, wie sehr ich sie liebe, ich bitte Euch also recht sehr, thut mir den Gefallen." Darauf antwortete ich: Ich ehrte ihn zu sehr, um durch ihn beleidigt werden zu können; ich wollte zu ihr gehen, und sie wie meine eigne Tochter versorgen; er sollte unterdessen auf die Jagd gehen, und den ganzen Hof mitnehmen, damit man nichts erführe.

Ich ließ sogleich die Fosseuse aus dem Hoffräulein-Zimmer fortnehmen, und in ein entlegnes Zimmer bringen, schickte ihr meinen Arzt, Frauen zu ihrer Bedienung, und ließ ihr aufs sorgfältigste Hülfe leisten. Gott gab, daß sie nur eine Tochter gebar, die auch nicht lebte. Nach der Entbindung brachte man sie wieder in das Hoffräulein-Zimmer. Aller angewandten Vorsicht ungeachtet, konnte man

dennoch nicht verhindern, daß das Gerücht davon nicht augenblicklich im ganzen Pallast herumkam. Der König, mein Gemahl, ging gleich nach der Jagd zu ihr, wie er gewöhnlich that; sie bat ihn, daß ich sie besuchen möchte; (nach meiner Gewohnheit die Hoffräulein zu besuchen, wenn sie krank waren,) weil sie meynte das Gerücht dadurch zu unterdrücken. Der König, mein Gemahl, kam zu mir, und fand mich im Bette liegend. Ich war müde vom ungewöhnlich frühen Aufstehen, und von der Mühe, die ich gehabt hatte. Er bat mich, doch aufzustehen, und zu ihr zu gehen; ich wollte aber nicht, und sagte ihm: ich wäre zu ihr gegangen, als sie meiner Hülfe bedurfte, jetzt aber könnte sie mich nicht weiter brauchen; ich würde, wenn ich jetzt hinginge, viel eher verrathen was es eigentlich sey, als daß ich es verberge; und auf mich würde die ganze Welt mit Fingern zeigen. Darüber ward er sehr aufgebracht, und dies verdroß mich nicht wenig, denn ich glaubte, nach dem, was ich den Morgen gethan, eine andre Vergeltung verdient zu haben. Die Fosseuse setzte ihn oft in solche Laune gegen mich.

Der König, dem nichts verborgen blieb, was in den Häusern der Großen seines Reichs vorging, war besonders begierig, alles zu erfahren, was sich an unserm Hof zutrug; er trug noch immer dasselbe Verlangen sich an mir zu rächen, das er ehemals

gefaßt, bey Gelegenheit als mein Bruder, wie ich schon erwähnt, bey seinem Friedensgeschäft sich so viel Ruhm erwarb. Er sah es als ein treffliches Mittel an, mich so elend zu machen, als er mich zu sehen wünschte, wenn er mich vom Könige, meinem Gemahl, entfernen könnte; er hoffte, die Entfernung würde wie die Oeffnungen der macedonischen Schlachtordnung wirken. Zu dem Ende ließ er mir durch die Königin Mutter schreiben: „sie wünsche mich wieder zu sehen; ich wäre beynah sechs Jahre von ihr entfernt, dies wäre lange genug; es wäre nun Zeit, daß ich den Hof wieder besuchte, es würde für die Angelegenheiten meines Gemahls, wie für die meinigen, sehr nützlich seyn. Sie wisse, der König sey begierig, mich wieder zu sehen, wenn es mir also an Mitteln zur Reise etwa fehlen sollte, würde er sie mir geben." Der König schrieb mir das nehmliche, und schickte Manniquet, seinen Haushofmeister, zu mir, mich zu überreden, denn ich hatte mich in der ganzen Zeit, die ich in der Gascogne zugebracht hatte, nicht entschließen können, den französischen Hof zu besuchen; jetzt fand er mich eher geneigt hiezu, wegen meines Verdrusses mit der Fosseuse, von welchem ich den Hof benachrichtigt hatte. Der König und die Königin Mutter schrieben mir zwey, dreymal hinter einander, und ließen mir 1500 Thaler auszahlen, damit mich die Reisekosten nicht abhalten möchten. Die Königin Mutter schrieb, sie würde mir bis Xainctonge entgegen

kommen; ſollte etwa mein Gemahl mich bis dorthin begleiten, ſo würde ſie alsdenn mit ihm ſprechen, und ihm die Zuſicherung vom Willen des Königs geben. Er wünſchte nemlich ſehr, ihn wieder aus der Gascogne zu ziehen, und ihn wieder unter denſelben Bedingungen, als ehemals an dem franzöſiſchen Hof zu ſehen. Auch trieb der Marſchall von Matignon meinen Gemahl ſehr dazu an, weil er Luſt hatte, allein in der Gascogne zu bleiben. All dieſer ſchöne Schein des Wohlwollens täuſchte mich nicht über das, was man von dem Hof zu erwarten hatte; ich war zu gut von der Vergangenheit belehrt. Ich beſchloß aber von dieſem Anerbieten Nutzen zu ziehen, und nur auf einige Monate hin zu reiſen, um unſre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen [58]). Ich glaubte auch, es würde die Liebe meines Gemahls zur Foſſeuſe etwas ſtören, denn ich nahm ſie mit, und wenn er ſie nicht mehr ſähe, würde er ſich vielleicht mit einer andern einlaſſen, die weniger feindlich gegen mich geſinnt wäre. Es koſtete mir viel Mühe, ehe ich vom Könige, meinem Gemahl, Urlaub zu dieſer Reiſe bekam, denn es that ihm leid ſich von der Foſſeuſe zu trennen. Er begegnete mir beſſer, und wünſchte ſehr, ich möchte die Luſt verlieren, nach Frankreich zu reiſen; ich hatte es aber in meinen Briefen dem Könige und der Königin Mutter ſchon zugeſagt, und die angewieſenen Summen zur Reiſe ſchon gehoben. Mein Unglück zog mich alſo hin, trotz dem daß ich damals

höchst ungern reiste, weil der König, mein Gemahl, eben anfing mir freundlicher zu begegnen.

Hier endigen die Memoiren der Königin Margaretha von Valois. Man kann es nicht genug bedauern, daß sie schon hier aufhören, denn sie sind, obgleich sie die Absicht hatte sich eine Lobrede zu halten, doch in vielen Stücken ihren andern Geschichtschreibern vorzuziehen. Ihre Memoiren vereinigen mit der Eleganz des Styls und mit einer gewissen Wärme der Darstellung eine wahre Menschenkenntniß, und gewähren eine klare Anschauung eines Theils der Intriguen an den Höfen Carls des 9ten, Heinrichs des 3ten, und Heinrichs des 4ten. Man muß, um ihr Leben vollständig zu haben, die zerstreuten Stücke in der Geschichte sammeln, wo einige Erwähnung der Königin Margaretha geschieht; bey diesem Geschäft wird man aber von der Wahrheit des Ausspruchs, des Autors vom Geist der Ligue überzeugt: „man thäte am besten," sagt er, „den Rest ihres Lebens von diesem Zeitraume an, mit Stillschweigen zu übergehen."

Die Memoiren des Herrn von Sülly erwähnen der Nichtachtung, mit welcher der König ihr Bruder ihr begegnete, er wollte sich nach seiner Zurückkunft aus Flandern, an die Königin Margaretha wenden, um eine Audienz bey dem König von

Frankreich zu erhalten; aber die Frau von Bethüne, seine Anverwandte, und die Günstlingin der Königin von Navarra versicherte ihn: ihre Vorsprache würde seinem Gesuche eher hinderlich als vortheilhaft seyn; sie habe seit ihrer Zurückkunft an den Hof, mit dem Könige einigemal sehr lebhafte Wortwechsel gehabt, bey denen sie beyde sich Dinge vorgeworfen, welche schicklicher seyen zu verschweigen, als wieder zu erzählen. Die Zänkereyen haben sie sowohl um die Freundschaft der Königin Mutter gebracht, als sie den Verfolgungen der Mignons ausgesetzt.

Achtzehn Monate nachher erfuhr sie, der König habe Joyeuse seinem Günstling, der sich in Italien aufhielt, einem Edelmann, einen zwey Seiten langen Brief zugeschickt, der ganz von seiner Hand geschrieben war, und der viel Schlechtes von seiner Schwester und von ihrer Aufführung enthalten haben sollte. Margaretha entschloß sich, diesen Brief aufzufangen; der Edelmann ward unterwegs von vier maskirten Leuten angegriffen, und auf seine Weigerung, ihnen den Brief auszuliefern, ward er von ihnen todtgeschossen. Diese Kühnheit verstärkte den Haß des Königs gegen seine Schwester, die ihm schon längst misfiel, theils wegen ihrer Verbindung mit dem Herzog von Anjou, theils wegen ihrer Zänkereyen mit den Mignons. Er warf ihr öffentlich ihre Unordnungen vor, nannte alle ihre Lieb-

haber, von denen er glaubte, daß sie sich ihnen ergeben habe, besonders Chanvallon, von dem sie, beschuldigte er sie laut, einen Sohn haben sollte. Die Details waren alle so genau und bestimmt angegeben, daß Margaretha auf diese Beschuldigungen ihres Bruders ganz still schweigen mußte, es sey nun, daß sie wirklich sich nicht rechtfertigen konnte, oder daß sie den König durch Gegenreden nicht noch mehr aufbringen wollte. Dieser Auftritt endigte mit dem Befehl, daß sie sogleich Paris verlassen solle, um den Hof von ihrer ansteckenden Gegenwart zu entledigen. Den andern Morgen vollzog sie diesen Befehl in solcher Eil, daß sie weder ihre Leute noch ihr Gepäck fortbringen konnte. Sie nahm ihren Weg nach den mittäglichen Provinzen, zu ihrem Gemahl zurück, indem sie immerwährend rief: „Keine unglücklichere Fürstinnen hat es je gegeben, als die Königin Maria Stuart, und mich!" Sie speißte zu Bourg la Reine zu Mittag, der König fuhr in einem zugemachten Wagen vorbey, ohne sie eines Grußes zu würdigen. Zwey Stunden von Paris hohlte ein Hauptmann von der Garde mit sechzig Mann zu Pferde, sie ein, hält ihr Gefolge, ihre Sänfte an, durchsucht alles, zwingt sie unter beschimpfenden Redensarten, ihre Maske abzunehmen, und nahm ihren Stallmeister, ihren Arzt und ihren Chirurgus in Verhaft. Während dem arretirte ein andrer ihre vertrauten Damen von Bethune und von Duras, schlug sie, und gab

ihnen Ohrfeigen. Der König erwartete die Verhafteten; ein Prevot mußte sie in seiner Gegenwart über das Leben, die Sitten, und das Betragen ihrer Königin befragen, und ihre Aussagen aufschreiben.

Diesen Schimpf an seiner Schwester, konnte er dem Könige von Navarra nicht verbergen; er fürchtete seine Rache, um dieser zuvorzukommen, schrieb er ihm: er habe es nöthig gefunden, die Damen von Bethüne und von Duras, wegen ihres scandaleusen Lebens, von seiner Schwester zu entfernen, als gefährliche Insekten, die man um eine Fürstin von seinem Hause nicht dulden dürfe. Der König von Navarra beantwortete sogleich diesen Brief, und dankte ihm für die Sorgfalt, die er für den guten Ruf seiner Gemahlin trage. Gleich darauf erfuhr er aber die eigentlichen Umstände, und wie unwürdig Margaretha von ihrem Bruder mißhandelt worden war, und zugleich erhielt er die Nachricht, sie sey auf dem Wege zu ihm. Er berief seinen Staatsrath, und überlegte, wie er sich in dieser sehr intrikaten Sache zu verhalten habe. Man beschloß, Düpleſſis Mornay, als einen sehr geschickten Unterhändler zum Könige von Frankreich zu senden.

Düpleſſis Mornay sah die Schwierigkeit dieses Geschäftes ein; war die Königin schuldig, so wurde sie mit Schande bedeckt, war sie aber unschuldig,

so ward es der König von Frankreich. Die Wahl war gefährlich, dennoch begab er sich aufs eiligste zum Könige nach Lyon. Hier stellte er ihm im Namen des Königs von Navarra zweyerley vor: erstlich möchte er ihm die Ursache seines Zorns erklären, welche ihn berechtigen konnte, seine Frau, welche die Ehre habe die Schwester des Königs zu seyn, so schimpflich zu mishandeln? da man doch keine Frau in der Welt der Ehre beraube, bevor sie sie verloren, welches er, nach der ihr natürlichen Mäßigung und Klugheit nicht glauben könne. Zweytens möchte er auf jeden Fall, als Herr und Oberhaupt der Familie, ihn rathen, wie er sich in dieser Verlegenheit zu verhalten habe? — Der König antwortete nicht gerade zu, und sprach immer nur von den Damen Bethüne und Düras; aber Mornay ließ sich nicht abbringen: „Der König sein Herr," sagte er, „habe ihn nicht um dieser Damen willen, sondern wegen der Königin, seiner Schwester, zu ihm geschickt, und zwar, ihre Bestrafung zu fordern, wenn sie einen Fehler begangen, der ihn zu dergleichen Mishandlungen berechtiget; oder Genugthuung zu fordern von denen, die ihm zur Schande des Königlichen Hauses dazu riethen." Darauf wiederhohlte er alles genau mit den kleinsten Umständen, um ihm zu beweisen, daß der König, sein Herr, von Allem wohl unterrichtet sey, und fügte aufs Neue hinzu: „Er habe den Auftrag, Sr. Majestät vorzustellen, daß er entweder

viel zu weit, oder lange nicht weit genug gegangen sey! zu weit, wenn ihr Vergehen nicht das allergrößte war; nicht weit genug, wenn er sie einer solchen Verunehrung würdig fand, sie dieses überleben zu lassen!" Heinrich der 3te hatte keine Ausflucht mehr, gab ihm noch einmal eine entschloßne nichts entscheidende Antwort, mit dem Bedeuten, sie als ein treuer Unterthan für gut anzunehmen, und sie als solche dem Könige von Navarra zu hinterbringen. Düpleſſis hatte aber so gemeſſene Befehle, daß er ohne eine Entscheidung durchaus nicht fort wollte; „Was aber," erwiderte er, „wird die Christenheit sagen, wenn der König von Navarra sie als seine Gemahlin wieder annimmt, da Ihr sie beſudelt zurückſendet?" — „Was," rief der König, „was anders, als daß er die Schweſter seines Königs wieder annimmt! was kann er weniger thun?" Endlich entschloß er sich, der Königin Mutter zu schreiben, daß ſie die Königin Margaretha überrede, sich irgend in einer Stadt, die ihr gut dünke, unterwegs aufzuhalten. Düpleſſis Mornay begnügte sich durchaus nicht mit einer mündlichen Antwort, sondern brachte es so weit, daß er ihm Briefe für den König von Navarra mitgab, worin er ihn bat, das Geschehene zu vergeſſen, und seine Gemahlin wie immer zu empfangen und zu behandeln. Der König von Navarra war aber damit nicht zufrieden, und beklagte sich über das Betragen, das ihn sehr befremdete.

Unterdessen setzte Margaretha ihre Reise fort; der König sandte Bellievre an den König von Navarra mit eigenhändigen Briefen, worin er bedeutete, daß er gehorchen müsse! „Die Könige," schrieb er, „sind ausgesetzt betrogen zu werden, und die tugendhaftesten Fürstinnen sind nicht frey, von üblen verläumderischen Nachreden; Ihr wißt wohl, wie übel man von der verstorbenen Königin Eurer Mutter geredet!" — Bey dieser Stelle fing der König von Navarra an zu lachen, und sagte zu Bellievre in Gegenwart des ihn umgebenden Adels: „der König erzeigt mir viel Ehre; in seinem ersten Brief erklärt er mich zum Hahnrey, und in diesem zweyten, zum Bastard; ich danke ihm!" — Er empfing zwar die Königin Margaretha zu Nerac, aber sehr kalt, und ohne ihr die mindeste Achtung zu beweisen; er hielt sich durch die Verachtung des Bruders zur eignen Geringschätzung berechtigt. Der Aufenthalt zu Nerac ward ihr also bald zuwider; durch den Tod des Herzogs von Anjou ward sie vollends bestimmt es zu verlassen. Sie verlor ihre letzte und einzige Stütze durch diesen Tod; übrigens ward er sehr wenig betrauert, und dies machte vollends das Maaß der Schande und Verachtung voll, worin das Haus Valois seit Karl dem 9ten gesunken war. Margaretha zog nach Agen, das zu ihrer Appanage gehörte. Von den katholischen Einwohnern, welche ihre Trennung ihrem Religionseifer zuschrieben, ward sie sehr wohl aufgenommen; denn

Pabſt Sixtus der 5te hatte ſo eben den König von Navarra feyerlich excommunicirt, und ihn ſeiner Staaten entblößt. Margaretha kam hier auf den unſeligen Gedanken, den Huzenotten den Krieg zu machen. Lignerac, ihr Liebhaber, und andre Edelleute führten ihr einige Truppen zu, mit dieſen zog ſie gegen ihren Gemahl zu Felde. Aber ihre Waffen waren nicht glücklich. Sie hatte kaum ſich Tonneins auf der Garonne bemächtigt, als der König von Navarra es ihr wieder abnahm, und ihre Garden niederhauen ließ. Dann wollte ſie Villeneuve einnehmen; aber ihr Unternehmen ſcheiterte auch hier, durch den Muth des Gouverneurs dieſer Stadt. Sie hatte ſich des einen Theils der Stadt, der durch den Lot getrennt war, bemächtigt, und da ſie ſah, daß Cicutat der Gouverneur die Einwohner bewaffnet hatte, um ſich aufs äußerſte zu vertheidigen, nahm ſie zu Liſt und Verrath ihre Zuflucht, und verlangte mit dem Gouverneur zu ſprechen. Der heldenmüthige Greis ſah die Schlinge voraus, die man ihm legen wollte; indeſſen durfte er es doch nicht verweigern, heraus zu kommen, um ſich gegen die Gemahlin ſeines Königs, keines Manaels an Achtung ſchuldig zu machen. Er ließ die Bürger zuſammenkommen, ließ ſie ſchwören, lieber jedes Uebel zu ertragen, als ſich zu ergeben, und nachdem er ihren Muth durch eine beredſame Anrede beſeelt, ging er hinaus, und übergab die Bewachung der Brücke ſeinem Sohn, dem er bey Strafe ſeines

Fluchs verbot, auf seine Ueberredung zu hören, zu welcher ihn die Macht der Feinde etwa zwingen könnte. Man empfing ihn jenseits der Brücke mit vieler Freundlichkeit, und übergab ihn gleich darauf dem Kriegsrath, der ihn zum Tode verurtheilte, wenn er nicht seinem Sohn den Befehl ertheile, die Thore der Stadt zu öffnen. Vierzig Mann führten ihn so gleich gegen die Brücke zu, um das Urtheil sogleich zu vollziehen. Sie setzten ihm den Degen auf die Brust, und drohten, ihn auf der Stelle zu durchbohren, wenn er seinen Sohn nicht zur Uebergabe zwänge. Da er standhaft schwieg, wandten sie sich selbst gegen den Sohn, und zeigten ihm seinen Vater, und ihre Degen gegen seine Brust gekehrt. Die Lage des jungen Cicutat war schrecklich; er mußte entweder seinen Vater oder sein Vaterland opfern! Doch ein glücklicher Gedanke half ihn heraus: er that, als verstände er nicht recht, was jene von ihm verlangten; wurde ihnen näher; ging ihnen entgegen, wie mit ihnen zu unterhandeln; stürzt dann plötzlich von seiner Wache begleitet auf sie ein, schlägt sie in die Flucht und befreyt seinen Vater. Beyde kehren im Triumph nach Villeneuve zurück, zum grosen Leidwesen der Königin Margaretha, die mit der Schande, eine so niedrige List angewendet zu haben, noch den Verdruß hatte, sie nicht gelungen zu sehen.

Cicutat ließ den Morgen darauf, seine Trompeter ein Signal geben, als ob der König von Na-

varra angekommen wäre. Margaretha ließ ſich davon erſchrecken, hob die Belagerung von Neuville auf, und ſchloß ſich zu Agen ein. Hier fand ſie aber nicht mehr die voriae Sicherheit. Ihr Cabinetsſekretär, Frau von Düras, hatte ihren Namen und ihre Gewalt zu Contributionen von den Einwohnern gemißbraucht, und Margaretha wurde durch ſie verhaßt; ſo daß ſie den Vorſchlägen des Herrn von Matignon, Geſandten des Königs von Frankreich, Gehör gaben, Margaretha aus Agen fortzutreiben, es koſte was es wolle, und die Stadt dem Könige von Frankreich zu übergeben. Margaretha hatte kaum Zeit ſich zu retten; ſie ſetzte ſich mit auf Ligneracs Pferd, und ſo entfloh ſie; Frau von Düras und ihre übrigen Frauen folgten ihr in ähnlicher Unordnung. Sie ritt, ohne ſich aufzuhalten, nach Carlat, vormals eine Feſtung von Auvergne, von der Ligneracs Bruder Gouverneur war. In dieſer Stadt ſoll Margaretha einen Sohn von einem gewiſſen Aubiac gehabt haben; der Autor des Divorce satyrique ſagt es, dem allerdings nicht unbedingt zu glauben wäre, aber der Geſchichtſchreiber Düpleix ſagt: „dieſer Sohn lebt noch, und iſt ein Kapuziner, Pater Ange genannt.“ Aubiac ſoll, nach dem Autor des Divorce satyrique, das erſtemal, als er Margaretha ſah, ausgerufen haben: „Mein Gott, welch eine liebenswürdige Frau! könnte ich jemals ſie beſitzen, ſo wollte ich in der Stunde darauf mein Leben dafür geben.“ Sein Wunſch ward

ihm in allen Stücken gewährt. Die Königin Margaretha, heißt es, machte ihn glücklich, und gleich darauf ward er ein Opfer der Eifersucht des Marquis von Camillac. Die Einwohner von Carlat, die dem Könige von Frankreich schmeicheln wollten, beschlossen, ihm die Königin Margaretha auszuliefern. Sie erhielt davon Nachricht, verließ die Stadt und wollte sich nach Ivry retten, das der Königin Mutter zugehörte; der Marquis von Camillac schnitt ihr diesen Weg ab, nahm sie gefangen und führte sie nach Usson, wo er kommandirte. Usson war ein Schloß, das Ludwig der IIte vormals hatte befestigen lassen, um Staatsgefangne darin aufzuheben; Margaretha sah wohl, daß sie mit Gewalt hier nichts ausrichten würde, sie suchte also das Herz des Marquis zu rühren. Obgleich beynah fünf und dreißig Jahr alt, war sie noch so schön und reizend, daß ihr die Unternehmung leicht glückte. Der Marquis glaubte über sie zu triumphiren, und durch einen einzigen Blick auf den Elfenbein ihres Arms ward er besiegt, und er lebte von diesem Blicke an, nur durch die Gunst der schönen Augen seiner Gefangnen. Seine Leidenschaft war so heftig, daß er den unglücklichen Aubiac aus Eifersucht unter irgend einem nichtigen Vorwand aufhängen ließ. Der Arme konnte die Welt, die er verlassen mußte, nicht vergessen; bis zum letzten Moment seines Lebens küßte er mit tausend

Thränen und Seufzern, einen ſammtnen Muff, den die Königin ihm ehmals geſchenkt hatte.

Ihre Gefangenſchaft dauerte nicht lange; kaum hatte ihr Liebhaber der Marquis ſich bemüht, ſie ihr erträglich zu machen, als ſie mit der Hülfe, die der Herzog von Guiſe, und die von der Ligue ihr ſandten, ſich des Schloſſes Uſſon bemächtigte, die Garniſon hinaus jagte, das Schloß mit ihren Leuten beſetzte, und ſich gegen die ganze Macht des Königs, bis im Jahre 1605, vertheidigte, wo ſie alsdenn wieder an dem franzöſiſchen Hof erſchien. In Carlat war ſie lange Zeit ohne Wäſche, ohne Bettvorhänge geweſen; zu Uſſon war ſie genöthigt, ihren Schmuck an die Venezianer zu verſetzen, und ihr Silbergeſchirr einzuſchmelzen. Von ihrer Schwägerin Eleonore von Oeſterreich, Witwe Karls des 9ten, erhielt ſie oft Hülfe in ihrer Geldverlegenheit.

Der Tod der Katharina von Medizis vermehrte das Unglück der Königin Margaretha. Heinrich der 3te hatte ſeine Mutter vor ihrem Tode gezwungen, ſie zu enterben, ihr die Grafſchaft von Auvergne wieder zu nehmen, und ſie dem Großprior von Frankreich zu geben.

Der König von Navarra hatte ihren Tod ſehnlich gewünſcht, weil ſie ihn von Heinrich dem 3ten entfernt hielt; gleich nach ihrem Tode verſöhnte

er ſich auch wieder mit ihm zu Pleſſis le Tour. Als er ein Jahr nachher die Gräber zu St. Denis beſah, und an das ihrige kam, rief er lachend: „Ei wie gut ſie da liegt!“

Margaretha verlohr nun alle Hofnung, die Gunſt ihres Gemahls je wieder zu erlangen; deshalb betrachtete ſie Uſſon als den Ort, wo ſie ihr Leben beſchließen würde, wie ſie ſich darüber in einem Brief an Brantôme ausdrückte. „Aus dem Beweis Eures Andenkens an mich, der mir weniger neu als angenehm war, erkenne ich, daß Ihr noch immer die alte Anhänglichkeit für unſer Haus erhalten habt; dieſem kleinen Ueberreſt, aus dem traurigen Schiffbruch, der in jeden Zuſtand Euch zu dienen bereit ſeyn wird. Wie glücklich fühle ich mich, daß mein böſes Geſchick doch meinen Namen nicht aus dem Gedächtniß meiner älteſten Freunde tilgen konnte. Ich erfahre, daß Ihr, eben wie ich, ein ruhiges einſames Leben erwählt habt; ich ſchätze jeden glücklich, der es ſich erhalten kann. Gott hat mir ſeit fünf Jahren die Gnade erzeigt, mich ruhig in einer Arche des Heils wohnen zu laſſen, wo die Stürme und Ungewitter der Zeit, Gott ſey Dank, nicht bis zu mir dringen, und mir nicht ſchaden können. Sollte mir hier noch ein Mittel bleiben, meinen Freunden, und inſbeſondre Euch in irgend einer Sache dienlich zu ſeyn, ſo ſollt Ihr jederzeit mich dazu bereit finden.“

Schwerlich hätte ſie wohl je dieſe gefälligen Anerbietungen realiſiren können; denn ſeit ihrem Aufenthalt zu Uſſon ſchien alles ſie zu verlaſſen. Sie ſah von den Zinnen ihrer Feſtung ganz Frankreich vom Bürgerkrieg zerriſſen; ihren geliebten Herzog von Guiſe mit ſeinem Bruder zu Blois ermordet; Heinrich den 3ten das Blutbad der St. Barthelemy durch einen fürchterlichen Tod büßen; die Königin Mutter voll Gram und Kummer ins Grab ſtürzen; Maria Stuart, die Geſpielin und Freundin ihrer Jugend, von der Hand des Henkers ſterben, und endlich die Königin Eleonore von Oeſterreich, die ihr oft ſo großmüthig beigeſtanden, ihr tugendhaftes, weiſes und gerechtes Leben zu früh endigen! Dann mußte ſie noch mit eignen Augen alle ihre Garden niederhauen, und den Chef, den Herrn von Randan, umbringen ſehen, an demſelben Tage, an den Heinrich bey Ivry ſiegte.

Im Jahr 1591 ward der König von Navarra, durch den Tod Heinrichs des 3ten, König von Frankreich. Außer daß er eine Menge Frauen liebte, ergab er ſich noch der größten Ausſchweifung und leichtſinnigen Liebeshändeln. Du Pleſſis Mornay machte ihm Vorwürfe darüber; Heinrich antwortete: „warum denkt man nicht daran, mich zu vermählen?“, „Ihr müßt euch erſt ſcheiden laſſen,“ erwiederte Mornay, „und wenn es Euch Ernſt damit iſt, ſo will ich verſuchen die Sache zu

Stande zu bringen.“ Mornay ließ den König keine Zeit zu widerrufen. Er ließ der Königin Margaretha durch ihren Requetenmeister Erard vorstellen: der König sey auf Verlangen seiner Unterthanen entschlossen, sich wieder zu vermählen. Die Königin wüßte alle Gründe zur Scheidung, die er ihr anführen könnte; ihr bliebe also nichts besters zu thun übrig, als sich dem Willen des Königs zu unterwerfen, damit er nicht zu der traurigen Nothwendigkeit gezwungen werde, Gewalt anzuwenden. Ferner, welche Ehre die Königin von diesem Schritte haben würde, wenn sie ihren Rang dem Wohl des Vaterlandes opferte; dann forderte er eine Vollmacht, und eine Erklärung vor dem Weihbischof, wodurch dargethan wird, daß, da sie nie ihre Einwilligung zu ihrer Vermählung gegeben, welche übrigens ohne Dispensation, und in einem verbotenen Grad der Verwandschaft Statt gefunden habe, sie um ihrer Gewissensruhe willen, dieselbe aufgelöst, und für nichtig erklärt haben will. Herr Erard ging mit diesem Auftrage nach Usson, und brachte es bey der Königin nach drey Monaten so weit, daß er die verlangte Vollmacht, und Briefe an den König voller Unterweisung brachte.

Obgleich sich Paris dem Könige ergeben hatte, und alle Provinzen diesem Beyspiele gefolgt waren, gab es dennoch Uebelgesinnte, welche den Absichten Heinrichs entgegen waren. Sie sendeten Einen,

Namens Vernand zur Königin, der ihr vorſtellen
mußte, wie Unrecht ſie an ſich ſelber thäte, die
Scheidung zuzugeben. Sie ward aber davon nicht
rre gemacht, und ſchrieb an Mornay einen ſehr
öflichen Brief, worin ſie ihn verſicherte, daß nichts
e bewegen würde, ihren Entſchluß zu ändern.

Die Sache litt dennoch großen Aufſchub, weil
an genöthigt war, ſich nach Rom zu wenden, und
er König Heinrich der 4te nicht zu viel auf einmal
om Pabſte fordern wollte, da er durch deſſen Gnade
ſt auf dem franzöſiſchen Thron konnte befeſtigt
erden. Hernach verzögerte Margaretha wieder
re Einwilligung zu geben, weil Heinrich der 4te
e ſchöne Gabrielle heyrathen, und auf den Thron
hen wollte. Dieſe liebte er ſehr, und er ſparte
einen Eifer, weder bey Margarethen noch bey Cle-
ens dem 7ten, um die Scheidung zu befördern.
Dieſe Abſicht des Königs hatte Margarethen die
ugen geöffnet; ſie fühlte den Schimpf, ſie als die
hte vom Hauſe Valois, als Tochter, Schweſter
nd Gemahlin von Königen, einem ſimpeln Fräulein
chzuſtehen! ihr eine Krone zu überlaſſen, zu der ſie
ber die größten Rechte hatte!

Heinrich überhäufte Gabriellen mit Würden
d Ehrenſtellen, um ſich wegen des Aufſchubs der
cheidung zu rächen. Er machte ſie zur Herzogin
n Beaufort; ihren Sohn Cäſar vermählte er mit

der einzigen Tochter des Herzogs von Mercoeur und die Verlobung ward mit demselben Pomp gefeyert, als bey einem königlichen Prinzen. Aber die schöne Herzogin war doch immer nicht Königin! Der Pabst war weit entfernt, die Liebe des Königs zu begünstigen: „Er könne," sagte er zu Sillery, dem Gesandten Heinrichs, „eine Verbindung nicht autorisiren, welche die Rechte der vor der Scheidung erzeugten Kinder unbestimmt lasse, wodurch nach dem Tode des Königs, Frankreich wieder in eben dieselben Unruhen gestürzt würde, aus denen es kaum anfinge sich zu erhohlen." Alle aufgeklärte Rechtsgelehrte und jeder unterrichtete Franzose war von der Meynung des Pabstes, ohne es jedoch offen erklären zu dürfen.

Heinrich sandte Boten auf Boten nach Rom, und man fürchtete, er würde eine gewaltthätige Parthie ergreifen; ein Zufall endete alle Schwierigkeiten! Sillery und d'Ossat wollten den Widerstand des Pabstes bezwingen, indem sie ihm zu verstehen gaben, Heinrich würde seine Erlaubniß zu entbehren wissen, wenn er sie ihm zu lange vorenthielte, und das Beyspiel Heinrichs des 8ten von England wäre noch frisch genug, um befolgt werden zu können. Clemens der 8te erschrak; er fürchtete, der französische Held möchte sich auf eben die Weise von der Autorität des Pabstes befreyen, als der König von England; und schon wollte er nach-

geben. — Er erwägt noch einmal, verordnet einen allgemeinen Bet- und Bußtag, und verſenkt ſich in ſeiner Andacht. Plötzlich erwacht er, wie aus tiefem Nachdenken und ruft: Gott hat dem abgeholfen. Nach einigen Tagen kam die Nachricht von dem Tode der Gabrielle d'Estrée; ſie war in Konvulſionen geſtorben, kurz vor ihrer Entbindung. Einige haben behaupten wollen, es ſey dieſer Tod ſehr zur rechten Zeit gekommen, und ſchreiben ihn Süllly zu, dem Helden, Vertrauten, und Freund Heinrichs des 4ten, der aber dieſer Verbindung entgegen war, und den Pabſt von den Maaßregeln benachrichtigte, durch welche er ſie verhinderte. Der König tröſtete ſich ſehr bald für den Verluſt ſeiner ſchönen Gabrielle mit dem Fräulein d'Entragues; Süllly, Mornay, und der ganze Staatsrath ſi'ten, durch eine ſeines Rangs angemeßne Verbindung die Anſprüche zu vereiteln, welche Fräulein d'Entragues verrieth, ſo bald ſie des Königs gewiß war.

Margaretha bot von ſelbſt ihre Hände den Abſichten der Staatsräthe dar, ſo bald ſie ſich von der verhaßten Nebenbuhlerin befreyt ſah; ſie ſchrieb an Süllly folgenden Brief:

„Mein Vetter! ich fange an gute Hofnungen für meine Angelegenheiten zu haben, da Ihr ſie in Euren Schutz nehmt. Ich wünſche ihnen guten ſchleunigen Erfolg, um der Zufriedenheit des Königs

und aller guten Franzosen willen, die so sehnlich wünschen rechtmäßige Kinder des Königs zu sehen, die ihn in Frieden auf dem Throne folgten, den er mit solcher Mühe und so vieler Gefahr aus den Ruinen gezogen. Wenn ich bis jetzt Schwierigkeiten gemacht habe, so geschahe es aus der einzigen Absicht, die Ihr auch recht gut wißt, nemlich um nicht einer solchen ..... meinen Platz zu überlassen, die ich nicht würdig achte, ihn zu besitzen. Die Dinge aber haben sich durch den himmlischen Rathschluß nun geändert; ich zweifle nicht an der Weisheit des Königs und seiner treuen Diener, daß sie sicher eine schickliche Wahl treffen werden. Sobald sie also meine Angelegenheiten und meine Forderungen berichtigt haben werden, (denn ich will den Rest meiner Tage in Ruhe, und frey von allen Sorgen des Geistes wie des Körpers verleben,) so will ich zu allem was gefordert wird, und was ihr selber mir rathen werdet, mich bereit finden lassen. Vorzüglich sichert mir meine Pensien, und Geld meine Schulden zu bezahlen, damit diese mich nicht länger quälen."

Ussson, den 29ten Julius 1599.

Eure treue Cousine, Margaretha.

Sie wollte nicht gern persönlich bey der Scheidung erscheinen, weil, wie sie sich in einem Briefe an Du Plessis ausdrückt: „sie zwar recht gern, und ohne Bitterkeit alles thun wollte, was zur

Zufriedenheit des Königs beytragen könnte; aber die Vorstellung, die mich nie verlassen wird, daß diejenigen, die dabey zugegen seyn werden, nicht eben der Meynung seyn möchten, wird mich dergestalt beschämen und kränken, daß ich es sicher nicht ertragen werde, und meine Thränen könnten bey den Kardinälen etwa einen Argwohn von Zwang oder Gewalt erregen, und das könnte der Wirkung, welche der König wünscht, entgegen seyn." Heinrich sendete ihr also auf ihre Bitte den Agenten der Geistlichkeit, Bertier, Kanzler der Königin. Er forderte ihre schriftliche unbedingte Einwilligung, und sie gab sie ohne alle Schwierigkeit. Der König konnte sich, als er sie sah, der Thränen nicht enthalten; er rief: „Ach die Unglückliche! sie weiß wohl wie sehr ich sie liebte und ehrte; aber sie nicht mich! sie ist Schuld, daß wir schon so lange getrennt sind." Hernach schickte er ihr den Grafen Beaumont, und ließ ihr danken, daß sie so viel beytragen wollte, zu seiner eignen Zufriedenheit, als zum Glück, und zur Erfüllung der Wünsche seines Reichs und seiner Unterthanen. Graf von Beaumont versicherte ihr, der König würde sie immer als seine Schwester ehren und lieben; würde ihr jede Gunst zugestehen die sie verlangen würde, und gäbe ihr Erlaubniß sich an jedem Orte aufhalten zu dürfen, den sie sich erwählte. Er erklärte ihr, daß sie den Titel als Königin und Herzogin von Valois immer behalten sollte, und bestätigte zu gleicher Zeit für sie und

ihren Erben, den ruhigen, ungestörten Besitz der Domänen Agenois, Condomois und Rouergue, der vier Gerichtsbarkeiten von Verdün, Rieux, Riviere und Albigeois und der Grafschaft von Valois, die ihr zur Mitgabe war gegeben worden, mit Vorbehalt der Oberherrschaft, der letzten Instanz der Gerichtsbarkeit, und dem Recht des Wiederkaufs. Zu allem dem noch die Zahlung ihrer ungeheuren Schulden.

Margaretha dankte Heinrichen dafür in einem sehr verbindlichen Brief. Da nun beyde Partheyen einig, und jede Förmlichkeit gewissenhaft war beobachtet worden, so ward die Scheidung vollzogen, und 1599 die Ehe für nichtig erklärt. Es hätte leichter geschehen können, wenn Heinrich hätte erklären wollen, die Ehe sey nie wirklich vollzogen worden. Margaretha wünschte diese Erklärung von ihm; aber er ließ ihr vorstellen, das würde niemand glauben.

Margaretha blieb bis zu 1605 in den Felsen von Auvergne. Sie entschloß sich endlich Ussen zu verlassen und nach Paris zu gehen; sie fürchtete, der König möchte sich dieser Reise widersetzen, sie reiste also ganz im Stillen von Auvergne ab, begleitet vom Adel des Landes. In Orleans schrieb sie an Süllly, und beredete ihn, ihr entgegen zu kommen, und den König auf ihre Erscheinung vorzubereiten; auch wollte sie ihn von den Manoeuvres Nachricht

geben, welche die Freunde des Herzogs von Bouillon in Quercy und in Limousin vorhatten. Sie hatte sich viel Mühe gegeben, um sich beym Könige beliebt zu machen, es auszukundschaften, und es war ihr gelungen, den ganzen Gang der Verschwörung zu entdecken. Heinrich war ihr für diesen Eifer sehr dankbar, ihre Gegenwart hatte ihn aber anfangs etwas erschreckt; er ließ ihr durch Sülly sagen, sie könne kommen, wenn sie wollte, ihr Aufenthalt in Paris würde ihm recht angenehm seyn. Sie stieg bey ihrer Ankunft am Schloß Madrid ab, dort ließ der König sie durch die Herzoge von Vendôme, von Montbazon, und noch von verschiedenen Herren von Hofe begrüßen. Die Königin Marie von Medizis schickte ihr einige von ihren Leuten, denen der König selber bald folgte. Er blieb drey Stunden bey ihr, und war sehr zufrieden mit ihrem Betragen. Bey dieser Zusammenkunft war es wahrscheinlich, daß er sie bat: „doch sparsamer zu seyn, und nicht mehr aus Nacht Tag, und aus Tag Nacht zu machen.“ Darauf gab sie ihm zur Antwort: die Verschwendung und Mangel an Sparsamkeit sey ein Familienfehler der Medizis; und was das zweyte beträfe, so könnte sie unmöglich eine so alte Gewohnheit ablegen. Nachher hielt sie ihren Einzug im Louvre, wo der König, die Königin und der ganze Hof sie unten an der großen Treppe empfingen; hernach bewohnte sie das Haus des Erzbischoffs von Sens. Sie entdeckte dem Könige verschiedene sehr

wichtige Dinge von der Verschwörung des Grafen von Auvergne und des Fräuleins d'Entragues.

Sie gewann ihren Prozeß für diesen Eifer, gegen Karl von Valois, Grafen von Auvergne, einen Sohn von Karl dem 9ten und von Maria Touchet, der in der Bastille saß; gegen seine Gläubiger, und gegen alle, die mit in dieser Sache verwickelt waren. Der Prozeß war wegen sehr großer Güter der Katharina von Medizis, welche der Graf von Auvergne von Heinrich dem 3ten als eine Schenkung erhalten hatte. Sie war in der Messe, als sie die Nachricht von diesem gewonnenen Prozeß erhielt; sie stand sogleich auf, eilte in das Franziskanerkloster, und ließ ein Tedeum singen! Bald nachher machte sie eine Schenkung von diesen Gütern, zu Gunsten des Königs und des Dauphins; mit der Bedingung, daß sie mit den Domainen vereinigt, und auf keinen Fall, und unter keinem Vorwand, davon getrennt werden könnten; sie selber behielt sich die Revenüen auf Lebenszeit vor; in der Folge überließ sie auch diese für eine starke Pension. Seit dem gab es keinen Dauphin von Auvergne mehr, man kannte nun in Frankreich keinen andern Dauphin, als den ältesten Sohn des Königs.

Während sie diesen Prozeß mit großer Lebhaftigkeit betrieb, hatte sie sehr empfindlichen Kummer,

von einer Begebenheit, die ſich damals zutrug. Sie hatte viel Zuneigung für einen jungen Provenzalen, Namens Date, den ſie allenthalben als Pagen mit ſich führte. Vor dieſem Günſtling hatte ſie einen andern, Namens Vermond gehabt, deſſen Vater und Mutter vormals in Dienſten der Margaretha geweſen, und von ihr zuſammen verheyrathet worden waren. Vermond war wüthend, daß Date ſein Glück, und das Glück ſeiner Eltern ſtörte, und beſchloß, ihn zu verderben; er erſchoß ihn am Kutſchenſchlag ſeiner Gebieterin, als ſie eben von den Celeſtinern zurück kam. Er wollte gleich davon, aber er hatte ein ſchlechtes Pferd, ward ergriffen, und nach dem Hotel de Sens zurückgeführt, wo er den Mord begangen hatte. Margaretha that im Zorn ein Gelübde, weder Speiſe noch Trank zu ſich zu nehmen, bis ſie ſich an dem Mörder ihres Lieblings gerächt. Vermond ward nach zweyen Tagen vor dem Hotel de Sens geköpft; er wollte die Königin nicht um Verzeihung bitten, und ſie war grauſam genug ſeine Hinrichtung mit anzuſehen.

Das Bild des ermordeten Lieblings machte ihr die Wohnung verhaßt, worin es geſchah; ſie verließ das Hotel de Sens, und kaufte ſich ein Haus in der Vorſtadt St. Germain, nah an der Seine. Sie legte dort große Gebäude und Gärten an; im Jahre 1734 ſah man noch in der Seine-Straße ein Haus, welches man das Hotel der Königin Margaretha

nannte. Das Unglück verfolgte ſie auch hier; ſie hatte kaum angefangen ſich einzurichten, als die Peſt, welche damals in Paris wüthete, ſie zwang, es wieder zu verlaſſen, nachdem drey von ihren Leuten geſtorben waren. Sie flüchtete nach Iſſy, denn ſie beſorgte, alle ihre Diener möchten ſie verlaſſen, wenn ſie dieſer Plage länger trotzen wollte; Sie für ſich fürchtete ſie nicht ſehr.

Alle ihre Diener waren auserwählte Leute; unter ihnen bemerkte man Scipion Düpleix, ihren Requetenmeiſter, einen guten Hiſtoriker. Jeder, der ihr nahe war, hatte die größte Anhänglichkeit für ſie. Düpleix, der noch bekannter iſt, durch ſeinen Philoſophiſchen Curs, den erſten, der in franzöſiſcher Sprache geſchrieben ward, als durch ſeine hiſtoriſchen Schriften über Rom und über Frankreich, hat ſich etwas zu lange bey den Fehlern ſeiner Wohlthäterin verweilt; man hat es ihm immer als eine Undankbarkeit vorgeworfen.

Bajeaumont, ihr neuer Liebling, ward in demſelben Jahre krank, worüber ſie ſich ſehr betrübte, und in ſchmerzliche Schwermuth fiel. Der König beſuchte ſie währenddem, und als er von ihr kam, ſagte er zu den Hofdamen der Königin: „Betet für die Geneſung von Bajeaumont, ich gebe euch auch einen Jahrmarkt, denn wenn er ſtirbt, koſtet es mich weit mehr. Die Königin kann ihr Haus

dann nicht mehr leiden, und ich muß ihr ein anderes kaufen.“ Er tadelte ſie oft laut und bitter wegen ihrer Fehler, öffentlich aber begegnete er ihr mit der gehörigen Achtung. Er und ſeine Gemahlin kamen zu allen Feſten, die Margaretha unaufhörlich veranſtaltete. Einmal gab ſie ihnen eine prächtige Collation; unter andern Prachtſtücken bemerkte man drey große ſilberne Schüſſeln; auf einer war ein Zitronenbaum, auf der andern ein Orangenbaum, und auf der dritten ein Granatbaum; alle drey vortrefflich und bis zur Täuſchung wahr nachgeahmt. Freude und Ergötzen kamen bey dieſem Feſte der Pracht gleich; der König und die Königin verließen es erſt den andern Morgen mit Tagesanbruch. Margaretha mußte nicht allein ſehen, daß Maria von Medizis auf dem Thron ſaß, der eigentlich ihr gehörte, ihr Rang zwang ſie ſogar gegenwärtig zu ſeyn bey dem Triumph, den jene gewiſſermaßen über ſie hielt. Der König bat ſie nemlich ſich zu St. Denis zur Krönung ſeiner Gemahlin einzufinden, er bat ſo dringend, daß ſie es ihm nicht verſagen zu dürfen glaubte. Man ſah alſo die Königin Margaretha, der kleinen fünfjährigen Tochter des Königs nachtreten, derſelben, die nachmals Königin von Spanien ward. Beyde Königinnen waren in Silberſtoff gekleidet, trugen den Königlichen Mantel von violettem Sammt, mit Hermelin ausgeſchlagen, mit zwey Reihen goldner Lilien geſtickt; ſehr reich mit Edelſteinen geſchmückt, und die Krone

auf dem Kopf. Den ſehr prächtigen Mantel ſchenkte ſie hernach an die Kirche St. Sülpice, zum Thronhimmel für das Allerheiligſte bey großen Ceremonien. Der König ſtand auf der Emporkirche, mit den Herzogen von Bellegarde und von Sülly, unterhielt ſich von den Ceremonien, die ſeine Gemahlin beſchäftigten, und bedauerte die Königin Margaretha ironiſch, daß ſie ſo früh habe aufſtehen müſſen.

Den 14ten Mai, den Tag nach der Krönung der Königin, kehrte Margaretha wieder nach Iſſy zurück, um ihren Geburtstag zu feyern. Auf den Abend unterhielt Düpleix ſie mit der Bemerkung, daß der 14te immer für Frankreich ein günſtiger Tag geweſen ſey; und erinnerte ſie an alle die glücklichen Begebenheiten, welche immer den 14ten Statt gefunden, und in demſelben Moment erhielt ſie die entſetzliche Nachricht, der König ſey ermordet!

Dieſer traurige Fall, welcher Frankreich wieder in alles Unglück und in die Verwirrung ſtürzte, woraus der gute König es nach zwanzig jahrelanger Mühe und Arbeit gezogen, änderte weiter nichts an der Lage der Königin Margaretha; dieſe war unveränderlich beſtimmt. Maria von Medizis bezeigte ihr immer die größte Achtung; ſie erſchien auch bey dem Feſte, das Margaretha ihr nach einiger Zeit zu Iſſy gab. Als ſich die Königin Regentin von Iſſy wegbegab, ritt ſie ein wildes ſpaniſches Pferd

im Galopp bis zum Eingang der Vorſtadt St. Germain; da ſtieg ſie in ihren Wagen, umringt von einer ſtarken Leibwache. Eine arme Frau, die dieſes groſſe Gefolge ſah, rief laut genug, um von ihr gehört zu werden: „Wollte Gott, gnädige Frau, man hätte unſern armen König ſo gut bewacht, als Ihr bewacht werdet, wir wären nun nicht in ſolcher Noth.“

Im Jahre 1615 ward Margaretha krank. Ihr Beichtvater, der Biſchof von Graſſe, kündigte ihr an, daß ſie in Gefahr ſey, und die Aerzte hätten wenig Hofnung zu ihrer Geneſung. Sie dankte ihm herzlich, und ließ ihm einen Theil ihres Silbergeräthes, als eine Erkenntlichkeit für dieſe wichtige Nachricht, geben. Den 27ten May ſtarb ſie in ihrem drey und ſechzigſten Jahre; ihre Leiche blieb eine Zeit in der Kirche des Auguſtinerkloſters, von dem ſie im Jahre 1608 den Grundſtein gelegt hatte; ihr Herz ward auch darin aufbewahrt. Dann ward ſie zu St. Denis in der Kapelle, welche Katharina von Medizis erbauen ließ, begraben.

Man kann mit Recht ſie zu den außerordentlichſten Fürſtinnen ihres Jahrhunderts zählen; ſie vereinigte in ſich alle Fehler und alle Eigenſchaften der Könige vom Stamm Orleans-Valois. Sie hatte die ſanften angenehmen Sitten, die Gütigkeit Ludwigs des 12ten, und auch ſeine Verblendung für

seine Lieblinge, und für die, welche sich eine gewisse Herrschaft über sein Gemüth anzumaßen verstanden; denselben festen Sinn, bey selbstgefaßten Ideen, und dasselbe Vertrauen in ihre Freunde, wie Ludwig es hatte. Wie Franz der 1ste, ihr Großvater, hatte sie einen zu den Wissenschaften fähigen Geist, große Leichtigkeit zur Erlernung fremder Sprachen und der schönen Künste. Man findet noch in einigen Kabineten der Sammler von ihren Poesieen, die mit zu den besten ihrer Zeit gehören; ihre Memoiren sind ein Beweis ihrer Beredsamkeit, und der Zierlichkeit ihres Vortrags; dann hatte sie auch alle Eitelkeit, und alle Ruhmsucht Franz des 1sten; die Gelehrten, die sie beständig umgaben, nannten sie Göttin, Venus Urania, und Margaretha hörte sich sehr gern so nennen; so wie Franz der 1ste, beschützte sie die Krieger, deren Thaten sie schätzte, die Gelehrten, die sie wohl zu beurtheilen verstand, und die Künstler, deren Talente sie verehrte. Von ihrem Vater, Heinrich dem 2ten, hatte sie die Leutseligkeit und das herablassende Wesen, aber sie war auch eben so leichtsinnig, eben so unbeständig; ihre Verbindungen schienen eben so wie die seinigen, mehr die Wirkung der Laune und der Leidenschaftlichkeit, als die Frucht der Ueberlegung, oder die Wahl des Herzens. Sie war nicht ganz frey zu sprechen von der Grausamkeit Karls des 9ten, wenn man übrigens vorübersliegende Anfälle mit dem eingewurzelten Laster vergleichen kann. Um ihre Aehnlich-

keit mit ihrem ganzen Stamme recht zu vollenden, denke man sie sich bald an den Stufen des Altars hingeworfen, wie sie mehreremal des Tages Messe hörte, Hospitäler besuchte, an ihrem Geburtstage, und den vier großen Festen Almosen austheilte, eilfhundert Armen jährlichen Unterhalt gab, und vierzig englischen Priestern; wie sie Klöster baut und bereichert, unter andern das der Jesuiten zu Agen, und das der Augustiner in der Vorstadt zu St. Germain; wie sie mit Andachtsübungen und den allersinnlichsten Vergnügungen wechselt, und sich nach einer wahrhaft heiligen strengen Abgeschiedenheit, zu den verfeinertsten Lüsten wendet. In dieser wunderbaren Mischung von Andacht und Leichtsinn verlebte sie ihre letzten Tage. Sie vereinigte den Luxus und die Eitelkeit mit der Liebe zu den Wissenschaften; Tanz und Musik mit den ernsthaftesten Studien; sie war bey jedem Gottesdienst zugegen, gab den Zehnten ihrer Einkünfte den Armen, hatte Gelehrte in ihrem Gefolge, die von ihrer Freygebigkeit lebten; zu gleicher Zeit suchte sie etwas darin, irgend eine Intrigue zu führen, Feste zu erdenken, und nie ihre Schulden zu bezahlen. Kurz, sie schien ganz dazu ausersehen, den Fürstinnen künftiger Zeiten das Beyspiel zu geben, wie unglücklich der Mißbrauch der Talente und die Ungezähmtheit der Leidenschaften machen.

Zusätze und Erläuterungen

aus der Lebensbeschreibung von Mongez, und aus den Notizen der französischen Herausgeber der Memoiren.

1) Der erste Herausgeber dieser Memoiren war der Meynung, sie wären an den Baron von la Chastegneraye, Karl von Vivenne, gerichtet. Colomiez bewies, daß sie vielmehr an Brantôme, als Beantwortung seiner übertriebenen Schmeicheleyen gerichtet seyn müssen.

2) Ein Stoß ins Auge mit einer Lanze, tödtete Heinrich den 2ten bey einem Turniere, den 10ten Julius 1559.

3) Margaretha von Valois war den 14ten May 1552 geboren, damals also sieben Jahre alt. Brantôme weiß sie wegen der zwei oder drei Jahre, die sie sich jünger macht, sehr artig zu entschuldigen; solche kleine Versehen, sagt er, begegnen der Eigenliebe ganz unbewußt.

4) Katharina von Medizis nahm ihre Tochter mit auf der Reise durch die mittäglichen Provin-

zen des Königreichs. Die ſcheinbare Urſache dieſer Reiſe war, das Verlangen, ihre Tochter Elisabeth, Königin von Spanien, wieder zu ſehen; die bald darauf folgenden Kriege entdeckten aber die wahren Beweggründe davon; das enge Bündniß zwiſchen dem Hofe und den Guiſen, gegen die Colignys und die Montmorencys, welches damals befeſtigt ward, die langen geheimen Unterredungen der Königin Mutter mit dem Herzog von Alba, in welchen ſie jene entſetzlichen Projekte entwarfen, die ſechs Jahre nachher ausgeführt wurden, beweiſen wohl zur Gnüge, daß es mehr Politik als mütterliche Zärtlichkeit war, die ſie zur Reiſe bewog.

Auf dieſer Reiſe ſah Margaretha zum erſten Mal den Prinzen von Navarra, und den Herzog von Guiſe; beyde zeichneten ſich ſehr vortheilhaft vor allen andern Prinzen und Herren aus; beyde huldigten ſchon damals der jungen Prinzeſſin Margaretha, deren aufblühende Schönheit die Aufmerkſamkeit des ganzen Hofes auf ſich zog. Ihre Mutter war entzückt über das Lob, das ihrer Schönheit zu Theil ward; mit Freuden ſah ſie ihre Tochter den Haufen der ſchönen Frauen vermehren, den ſie, um ihre politiſchen Abſichten zu unterſtützen, um ſich zu verſammeln wußte.

Des Prinzen von Navarra erwähnte einer der Magiſtratsperſonen zu Bordeaux in drey verſchiedenen Briefen, die Herr von Gomberville bekannt gemacht, und die wir hier mittheilen. „Wir haben

hier den Prinzen von Bearn; eine schöne Creatur! Er ist dreizehn Jahre alt, und besitzt alle Eigenschaften eines achtzehn- oder neunzehnjährigen Jünglings. Er ist angenehm, artig und gefällig gegen jedermann; man sollte glauben, er wisse noch gar nicht, wer er sey? Da ich ihn aber sehr oft bemerke, so versichre ich Ihnen, daß er es recht wohl weiß. Es drängt sich alles zu ihm, und er ist immer von Menschen umgeben, weil er jedem verbindlich zu begegnen versteht; dabey ist sein Anstand so edel, als es einem so großen Prinzen zukommt. Er führt jede Unterhaltung wie ein gebildeter Mann. Was er sagt, ist immer das Rechte, und wird etwas, das den Hof betrift, gesprochen, so sieht man wohl, wie er von allem aufs Beste unterrichtet ist; er sagt durchaus nichts, als was auf der Stelle, auf der er steht, gesagt werden muß. Mein ganzes Leben durch werde ich diese neue Religion hassen, weil sie uns eine so würdige Person entführt. Ohne diese Erbsünde wäre er sicher der erste nächst dem Könige, und man würde ihn sicher in kurzer Zeit an der Spitze der Armeen sehen."

„Der Prinz von Bearn erhält mit jedem Tage neue Verehrer, er schmeichelt sich auf eine unglaubliche Weise in alle Herzen ein. Alle Männer achten und verehren, und alle Frauen lieben ihn; obgleich er rothes Haar hat, finden sie ihn dennoch schön. Er sieht auch wirklich gut aus; er hat eine sehr regelmäßige Nase, sehr sanfte Augen, eine

braune, aber frische Gesichtsfarbe, und seine ganze Gestalt ist von einer so ungewöhnlichen Lebhaftigkeit beseelt, daß wohl ein besondrer Unstern walten müßte, wenn er sich nicht sehr gut mit allen Damen stehen sollte."

„Wir haben das lustigste Carneval von der Welt. Der Prinz von Bearn hat unsre Damen dahin vermocht, sich zu maskiren, und alle nach der Reihe müssen Bälle geben. Er spielt gern und liebt die Fröhlichkeit. Fehlt es ihm an Geld, so weiß er sehr geschickt welches aufzutreiben, und zwar auf eine neue wohlgefallige Art; er sendet nemlich denen, die er für seine Freunde hält, eine eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Verschreibung, mit der Bitte, ihm diese, oder die darin bestimmte Summe zurück zu schicken. Urtheilen Sie selbst, ob er irgendwo zurückgewiesen wird? Man rechnet es sich sehr zur Ehre, eine solche Verschreibung von ihm zu besitzen; man giebt ihm mit Freuden Geld, weil zwey Astrologen hier die Versicherung gegeben haben, dieser Prinz würde einst der größte Monarch in Europa." —

5) Der Dauphin von Auvergne, nachmals Herzog von Montpensier, einer der Ritter der Liebe, überreichte bey diesem Feste an Margaretha eine Allegorische Medaille; auf dieser war ein Nest mit drey jungen Vögeln abgebildet, denen die Mutter die Nahrung in den Schnabel reicht; ein

Amor trug dieſes Neſt in der rechten Hand, in der linken faßte er den Bogen, mit der Umſchrift: Aequus Amor. Es war eine Anſpielung auf die Liebe der Katharina von Medizis für ihre drey Kinder, die damals bey ihr waren, Karl der 9te, der Herzog von Anjou, und Margaretha; der Herzog von Alençon war bey ſeinen Lehrern zu Vivonne geblieben.

6) Ludwig Berenger von Guaſt hatte damals ſich des Vertrauens des Herzogs von Anjou bemeiſtert. Er mußte dieſe Ehre theuer büßen; ſein tragiſcher Tod im Jahre 1575 wurde der Rache der Königin Margaretha zugeſchrieben.

7) Die Liebe des Herzogs von Guiſe zur Margaretha war Schuld, daß ſie mit ihrem Bruder den Herzog von Anjou zerfiel. Der Herzog von Guiſe hielt ſich ihrer nicht unwerth; er ſtammte mütterlicher Seite von königlichem Geblüt, und vereinigte mit allen Tugenden eines Helden, die gröſte Liebenswürdigkeit des Geiſtes und des Körpers. In ſeinem zwanzigſten Jahre commandirte er die Arriergarde der katholiſchen Armee zu Jarnac, und hatte Poitiers, gegen den erfahrnen Admiral Coligny, mit außerordentlicher Tapferkeit und vieler Klugheit vertheidigt. Von ſeinen Ahnen hatte er den Muth, die Ehrbegierde und die Menſchenfreundlichkeit geerbt, die Aufmerkſamkeit des ganzen

Hofs, Karl des 9ten, war auf ihn gerichtet, und Karl selber bezeugte ihm die gröſste Achtung. So groſse Vorzüge waren wohl fähig der jungen Prinzessin Liebe einzuflöſsen; ihre Feinde behaupten, sie habe ihm nicht widerstehen können, und er hätte nicht Ursache gehabt, sich über zu groſse Strenge bey ihr zu beklagen. Der Herzog von Anjou, als er von ihrer Neigung, die sie nicht genug zu verbergen wuſste, Nachricht bekam, ward ganz wüthend darüber; von der Zeit an nährte er den Haſs und den Neid, der in der Folge den Abgrund zu den Füſsen des Herzogs von Guise öffnete, in welchen beyde sich hineinstürzten. Eine heimliche Ahndung bezeichnete ihm diesen Helden als den gefährlichsten unter seinen Mitbewerbern, in seinen Augen war es also ein unverzeihliches Verbrechen, diesen Mann zu lieben, und er war von dem Augenblik an, der unversöhnliche Feind seiner Schwester. Auch diese Entzweyung ist in den Libellen der Zeit entsetzlich vergiftet worden. Man ging so weit, in der Unzufriedenheit des Herzogs von Anjou, einen Ausdruck des Zorns bemerkt haben zu wollen, der nur dem beleidigten Geliebten natürlich ist. Wie dem auch sey, Margaretha hatte vielen Verdruſs und Leiden davon; sie selber gesteht in ihren Memoiren nichts über diese Liebe; entgehen kann es indessen nicht, daſs der Herzog von Guise ihr nicht miſsfiel. Ungeachtet sie aber diese unglückliche Neigung so zu verbergen wuſste, so hatte der Herzog von Anjou doch nicht

Unrecht, ihre geheime Verbindung mit den Guiſen zu mißtrauen. Eine Frau hat kein Geheimniß für den Mann, den ſie liebt. Karl der 9te ward endlich ſelbſt von dieſer genauen, laut gewordnen Verbindung unterrichtet.

8) Sebaſtian, König von Portugal, ließ durch Geſandte bey Karl dem 9ten um ſeine Schweſter Margaretha anhalten. Dieſer aber hatte während der Friedensunterhandlungen von 1570, den Proteſtanten und der Königin von Navarra, die Verbindung von Margaretha mit dem jungen Prinzen von Navarra angetragen, weil er wichtige Vortheile von dieſer Verbindung vorausſah. Pabſt Pius der 5te erfuhr einiges von dieſem Projekt auf Margaretha, und ſchickte einen Legaten an den franzöſiſchen Hof, der ſich für den Antrag des Sebaſtian von Portugal intereſſiren ſollte. Karl der 9te gab dieſem Legaten unbeſtimmte Antworten, der Kardinal ſagte ihm aber nach einiger Zeit, er dürfe keine befriedigende Antwort vom Hofe erwarten, weil Margaretha ſchon mit dem Herzog von Guiſe verſprochen ſey.

Der Legat hinterbrachte auf der Stelle der Königin Mutter und dem Könige die Worte und Projekte der Guiſen. Karl der 9te, der über alle Beſchreibung argwöhnend, und gegen die allerkleinſte Beleidigung aufs äußerſte empfindlich war, beſchloß dieſe Verbindung auf jede Weiſe zu zerſtören, ſo

wohl weil sie ein Hinderniß für seine politischen Absichten war, als weil er sie als eine Verunehrung seines Hauses ansah; in seinem Ungestüm überschritt er alle Gränzen der Mäßigung; sein unehlicher Bruder, Heinrich von Angoulême, Großprior von Frankreich, ward sogleich zu ihm gerufen: „von diesen beyden Degen," rief er ihm zu, „ist der eine bestimmt, Dich zu ermorden, wo du mit dem andern, morgen auf der Jagd, nicht den Herzog von Guise ermordest!" Dann redete er mit ihm ab, daß er sichre und entschloßne Leute mit sich nehmen, und unter dem Vorwand eines Streites, den Herzog auf der Jagd ermorden sollte. Der Großprior versuchte wirklich diesen Meuchelmord zu verüben, aber sein Mangel an Muth verhinderte die Ausführung, und als ihm der König seine Feigherzigkeit in harten Ausdrücken vorwarf, beschloß er diesem zu willfahren, es koste was es wolle; der Herzog von Guise wußte es aber zu verhindern. Er war von d'Entragues, dem Vertrauten des Königs im Geheim benachrichtigt, daß man nach seinem Leben trachte, und er vermied daher alle Jagdpartheien. Da er aber fürchten mußte, den Argwohn und die Wuth des Königs nicht besänftigen zu können, wenn er nicht eine andre Verbindung schlösse, so vermählte er sich mit Katharina von Clèves, Wittwe Antons von Croy, Fürsten von Porcien. Ihr zu Gunsten ward die Grafschaft Porcien oder Porcian zum Fürstenthum erhoben. Diese Ver-

mählung ward in aller Geschwindigkeit und Stille, ohne alle Festlichkeit vollzogen; woraus der Hof auf die Genauigkeit des Verhältnisses mit Margaretha schloß, da er ein so entscheidendes Mittel anwenden mußte, es zu endigen. Doch soll es, einem treuen Berichte zufolge, zu dieser Zeit noch nicht völlig geendigt worden seyn, der Herzog blieb ihr Anbeter bis zu ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Navarra. Es ist vielleicht hier ein schicklicher Ort, etwas über den Charakter Karls des 9ten zu sagen. Die Historiker waren stets zu sehr bemüht, das abscheuliche Blutbad, das unter seinem Namen angerichtet worden ist, der mit großem Recht so verhaßten Katharina von Medizis allein zuzuschreiben; diese scheinen aber den Charakter Karls des 9ten nicht genug studirt zu haben. Im Anfange seiner Regierung gab er einen schwachen Schimmer von Hoffnung, er war aber von Natur hart, ungestüm und blutdürstig. Bis auf seine Ergötzlichkeiten trug alles das Gepräge seines wilden Gemüths; er wollte einst einen Herrn seines Hofes, mit dem er gespielt hatte, umbringen, dieser hatte noch eben Zeit, sich in ein Kabinet zu retten, und die Thüre hinter sich zu verschließen. Die beabsichtigte Ermordung des Herzogs von Guise kann uns zur Bestätigung dieses Gemähldes dienen. Nach diesen Beyspielen darf man wohl voraussehen, daß Karl der 9te niemand brauchte, als sich selbst, zu dem Plan, eine Million seiner Unterthanen in einer Nacht zu ermorden.

9) Margaretha erzählt die Vermählung des Herzogs von Guiſe nicht ganz eben ſo; ſie ſchreibt es ſich ſelber zu, ſie zu Stande gebracht zu haben, aber ihre Memoiren weichen von allen andern der Zeit ab; überhaupt wußte ſie manche Stelle ihres Lebens ſehr geſchickt zu umgehen.

10) Unter dem nichtigen Vorwande, die Prinzeſſin Margaretha ſey noch zu jung, wurden die portugiſiſchen Geſandten zurückgeſchickt. Kayſer Maximilian der 2te, hielt nachmals, für Rudolph König von Ungarn, um ſie an. Aber ihr unglücklicher Stern widerſetzte ſich dieſer Verbindung, durch welche ſie glücklich und zufrieden geworden wäre; ſie war unwiderruflich dem Prinzen von Navarra beſtimmt; Karl der 9te ſchlug jedes andre Geſuch um ſie, eigenſinnig und unerbittlich ab, weil jene Verbindung in ſeine politiſchen Abſichten paßte, und Margaretha mußte ihre Unzufriedenheit und ihren Schmerz in ſich verſchlieſſen.

Pibrac hat die Bemerkung gemacht, daß die Gemahlinnen der Könige von Navarra nie glücklich und ruhig, und nie mit ihren Gemahlen in Einigkeit gelebt haben. So war Ludwig Hutin, König von Frankreich und Navarra, und Margaretha von Burgund, die er wegen ihrer Ausſchweifungen einſperren, und hernach erdroſſeln lieſs. Philipp der Lange, König von Frankreich und Navarra, und Johanna von Burgund, die genöthigt war, ſich

durch einen Eyd von beschimpfenden Beschuldigungen zu reinigen. Karl der Schöne, König von Frankreich und Navarra, und Blanka von Burgund, die er wegen ihrer schlechten Aufführung verstieß und einsperrte. Heinrich d'Albret, König von Navarra, und Margaretha von Valois, Schwester Franz des 1sten, die von ihrem Gemahl übel behandelt ward, und noch mehr hätte leiden müssen, wenn er nicht ihren Bruder, den König, gefürchtet hätte. Endlich Anton von Bourbon, König von Navarra, und Vater Heinrichs des 4ten, der ganz getrennt von seiner Gemahlin, Johanna d'Albret, lebte. Margaretha von Valois, Gemahlin Heinrichs des 4ten, beschließt und vollendet diese traurige Reihe.

11) Die Königin von Navarra, war nach den Schwierigkeiten, die ihr einige Minister machten, sehr in Zweifel gerathen; sie schrieb an mehrere verständige und gelehrte Protestanten, sowohl in Frankreich als auswärts, und bat sie dringend, ihr zu sagen, ob diese Vermählung sich mit dem Frieden der Kirche und ihres Gewissens vertrüge. Die Antworten, welche sie erhielt, waren eben so viel Zeugnisse der verschiedenen Meynung eines jeden. Die, welche nichts gründlich untersuchten, und nur den augenblicklichen Frieden vor Augen hatten, waren für diese Verbindung, und baten die Königin sie zu beschleunigen. Andre aber, die mehr in den Geist

des Hofes eindrangen, hegten gerechten Argwohn. Sie beſchworen Johanna d'Albret, ſich an die Verdrüßlichkeiten zu erinnern, welche der König, ihr verſtorbener Gemahl, am franzöſiſchen Hofe erlitten hatte; daß ſie nicht vergeſſen möchte, daß Katharina von Medizis niemals verzeihe, und nicht aufhöre den König mit den tödtlichſten Feinden der Proteſtanten zu umgeben. Sie unterſtützten von beyden Seiten dieſe Meynung mit vielen Gründen, ſo wohl theologiſchen als politiſchen, und Johanna d'Albret ward nur noch unentſchloßner durch dieſe Verſchiedenheit der Meynungen. Ihr Kanzler Francourt aber, der Admiral, der Marſchall von Coſſé, und die andern Häupter der Parthey, machten durch ihr wiederhohltes Anliegen, daß ſie ſich auf die Seite des Hofes neigte, und die Briefe des Königs und der Königin Mutter befeſtigten ihren Entſchluß. Der Hof bezeigte ihr das größte Zutrauen, und überließ es völlig ihr allein, alles zu beſtimmen und zu ordnen. Ihr Schickſal wollte es ſo, daß ſie ihrem Unglück freiwillig entgegen gehen ſollte. Sie ſuchte ihre Zweifel, ihre Furcht, ihre Kenntniß der italiäniſchen Liſt zu vergeſſen, reiſte zum Leidweſen aller Einwohner von la Rochelle ab, und begab ſich mit einem großen Gefolge nach Blois, wo ſich der franzöſiſche Hof befand. Die Liebkoſungen, mit denen ſie dort empfangen ward, ſind nicht zu beſchreiben. Karl der 9te ſtudirte recht darauf, ihr alle nur erdenkliche Beweiſe der Freundſchaft zu geben. Er

nannte sie seine liebe Tante, seine gute Tante, sein Alles, seine Vielgeliebte; und nachdem er von ihr ging, sagte er zur Königin Mutter: „Nun spiele ich meine Rolle nicht gut?“ „Recht gut,“ erwiederte diese, „aber das Ende muß erst alles krönen!“

Während des Aufenthalts des Hofes zu Blois, wurde das Osterfest mit allem Glanz und aller ausschweifenden Pracht gefeyert, von welcher Katharina beständig umgeben war. Brantôme giebt uns ungefähr eine Idee davon, indem er beschreibt, wie Margaretha am Palmsonntage bey der Prozession geschmückt war. „Ich sah sie bey der Prozession, sie war so schön, als man nie wieder auf der Welt etwas so schönes sehen wird; denn außer der Schönheit ihres Gesichts und ihres hohen, schön gebauten Körpers, war sie sehr reich und prächtig gekleidet und herrlich geschmückt. Ihr schönes Angesicht glich dem Himmel in seiner freudigsten heitersten Klarheit, und ihr Kopf war von einer solchen Menge großer Perlen und glänzender Diamanten und andern Edelsteinen in der Form von Sternen geschmückt, daß man wohl sagen konnte, die natürliche Schönheit des Gesichts, und die künstliche der Sterne, stritten mit dem gestirnten Himmel um den Preis der Schönheit. Ihr schöner Leib, und ihr reicher hoher Wuchs waren in Goldstoff gekleidet, der vortrefflichste und reichste, den man je in Frankreich gesehen; es war ein Geschenk des Grossul-

tans an den französischen Gesandten, Herrn von Grandshamp; es ist seine Gewohnheit, den Gesandten der großen Höfe ein solches Stück von funfzehn Stab zu schenken; dieser Grandshamp sagte mir: der Stab habe hundert Thaler gekostet, denn es war ein rechtes Meisterwerk. Bey seiner Zurückkunft in Frankreich wußte Grandshamp diesen prächtigen Stoff nicht besser anzuwenden, als daß er ihn an die Prinzessin Margaretha überreichte, damit er von ihr getragen, nach seinem vollen Werth gewürdigt erscheine. Sie ließ sich ein Kleid davon verfertigen, und trug es an diesem Tage zum ersten Mal, und es stand ihr ganz unvergleichlich schön. Sie trug es den ganzen Tag, obgleich es sehr schwer war; ihr schöner, starker, reicher Wuchs konnte es wohl ertragen; wenn sie ein schwacher, kleiner, Spannlanger Knirps gewesen wäre, so wie ich selbst wohl solche Damen gesehen habe, sie wäre unter der großen Last eingesunken, oder sie hätte müssen, wie es viele andre thun, ein anderes Kleid anziehen. Und wie sie nun so nach ihrem Rang mit der Prozession ging, das Gesicht unbedeckt *), um die Welt an diesem schönen Tage nicht ihres schönsten Lichtes zu berauben; in der einen Hand die Palme tragend, (so wie es von jeher bey unsern Königinnen Gebrauch ist;) mit

*) Zu ihrer Zeit trugen die Damen gewöhnlich Masken, wenn sie ausgingen.

königlicher Majestät, mit hoher sanfter Anmuth, und auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise, die von allen andern verschieden war, so hätte gewiß ein jeder, auch ohne sie zu kennen, gesagt: Diese Prinzessin übertrifft alle andre! wir Hofleute riefen auch alle einstimmig: diese Prinzessin mag wohl die Palme tragen, denn sie übertrifft jede andre an Schönheit, Anmuth, und Vortreflichkeit! Bald aber begegnete man der Königin von Navarra nicht mehr so freundlich und zuvorkommend, als anfangs geschehen war; Katharina war nun so wohl der Häupter der Protestanten, als der Begierde des Prinzen von Navarra, sich mit Margaretha zu vermählen, sicher geworden, sie that sich also weniger Gewalt an, und ließ die Königin von Navarra die kränkendsten Demüthigungen erfahren. Diese erklärte sich gegen ihren Sohn darüber in dem folgenden Briefe, worin sie ihn abzurathen scheint, Bearn zu verlassen. Laboureur sagt: „in diesem Briefe stehen sehr sonderbare Dinge, das unsittliche Leben am Hofe betreffend, welche sichtbar die Absicht Gottes rechtfertigten, das Haus der Valois im Feuer des Bürgerkrieges zu zerstören, und durch ein und dasselbe Mittel das Reich wieder herzustellen und zu vereinigen ꝛc.“

„Mein Sohn, ich bin hier in großen Nöthen, und dermaßen aufs äußerste gebracht, daß ich viel leiden müßte, wenn ich mich nicht vorgesehen hätte.

Ich ſende dir den Boten in großer Eil, wodurch ich verhindert werde, dir, wie das vorige Mal, einen weitläuftigen Bericht zu erſtatten; ich kann ihm nur kurze Memoiren und Zettel mitgeben, das ausführliche mag er Euch mündlich ſagen. Ich hätte Euch wohl Richardieren ſenden können, er iſt aber zu ermüdet, auch könnte er wohl dieſem Boten, welchen ich wegen verſchiedener Dinge beſonders ſende, bald folgen dürfen, da die Sachen ſich ſo wenden, und ſich verhalten. Ich muß jetzt ganz anders unterhandeln, als ich erſt hoffen durfte nach den Verſprechen, die ich erhielt. Man läßt mich weder mit dem Könige noch mit der Prinzeſſin ſprechen, ſondern mit der Königin Mutter allein; und dieſe begegnet mir ſehr zweideutig und ſehr ſpitz, ſo wie der Bote es euch auch mündlich erzählen wird. Monſieur Herzog von Anjou begegnet mir ſehr zutraulich, aber immer halb ſcherzhaft, halb verſtellt, wie ihr ihn ſchon kennt. Die Prinzeſſin ſehe ich nie, außer bey der Königin, von welcher ſie ſich nicht entfernt; ſie geht nicht eher in ihr Zimmer, als zu einer für mich ſehr unbequemen Stunde, und ſelbſt dann rührt Frau von Curton ſich nicht von ihrer Seite, ſo daß ich ihr gar nichts ſagen kann, was dieſe nicht hören ſoll. Euren Brief habe ich ihr noch nicht zeigen können, aber es ſoll gewiß bald geſchehen. Ich ſagte ihr davon, ſie iſt ſehr zurückhaltend, und antwortet mir immer in allgemeinen Ausdrücken des Gehorſams und der

Achtung gegen mich und Euch, als eure künftige Gemahlin.“

„Da ich nun sehe, mein Sohn, daß nichts vorwärts rückt, und daß man mich dahin bringen will, die Sachen zu übereilen, anstatt sie ordentlich zu führen, so habe ich schon dreymal mit der Königin davon gesprochen; aber diese verspottet mich nur, und sagt, wenn ich den Rücken wende, den Leuten ganz etwas anders wieder, als was ich ihr sagte; so daß meine Freunde mich hernach darüber tadeln, und doch kann ich die Königin keiner Unwahrheit zeihen; denn wenn ich zu ihr spreche: „Gnädige Frau, es heißt, ich habe Euch diese oder jene Worte gesagt;“ so leugnet sie es geradezu ab, obgleich sie recht wohl weiß, daß es durch sie herkömmt, lacht mir gerade ins Gesicht, und behandelt mich auf eine Weise, daß ich wahrlich so viel Geduld brauche, als Griseldis. Sage ich ihr meine Ursachen, warum ich glaube sehr entfernt von den schönen Hofnungen zu seyn, die sie mir gegeben, und denke dann auf eine gute Art mit ihr zu unterhandeln, so leugnet sie alles ab. Der Ueberbringer wird euch die Memoiren solcher Unterredungen geben, aus denen ihr meine ganze Lage beurtheilen könnt. Geh' ich dann von ihr, so finde ich einen Schwarm Hugenotten, die mehr in der Absicht zu spioniren, als mir beizustehen, mich von den Anführern und von Leuten unterhalten, denen ich hernach wieder viele Reden führen muß, welches ich doch

wieder ohne Streit nicht ausweichen kann. Andre sind mir wieder auf eine andre Art hinderlich, die ich mir aber, so gut ich kann, vom Halse schaffe; das sind nemlich die Hermaphroditen der Religion. Ich kann nicht sagen, daß ich ohne Rathgeber bin, denn jeder ertheilt mir einen andern. Da die Königin nun sieht, wie sehr ich schwanke, so behauptet sie, sich nicht mit mir vergleichen zu können, und verlangt, daß einige von den Eurigen sich versammeln, und Mittel finden sollen. Sie hat mir die genannt, die von beyden Seiten dazu ernannt werden sollen. Es geschieht alles nur durch die Königin, und darum, mein Sohn, schicke ich euch in Eil diesen besondern Boten. Ich bitte euch, sendet mir meinen Kanzler, denn ich habe hier keinen Menschen, der so viel wüßte, und bewerkstelligen könnte, als dieser. Ich muß sonst alles verlassen, denn bisher bin ich nur durch das Versprechen herumgeführt worden, daß die Königin sich mit mir vergleichen würde. Aber sie thut nichts als ‚potten, will von der Messe nichts ablassen, von der sie niemals so als jetzt gesprochen hat. Von der andern Seite verlangt der König, daß ich an ihn schreiben soll. Sie haben mir erlaubt, daß ich mir darf Geistliche kommen lassen, um mir Raths bey ihnen zu erhohlen. Ich habe nach den Herren von Espina, von Merlin, und nach einigen andern geschickt, die ich befragen will. Euch bitte ich zu bemerken, daß man euch durchaus hier haben will; überlegt euch

das; wenn der König darauf beſtände, wie man ſagt, das wäre mir ſehr unlieb. Sollte Herr von Francourt Schwierigkeiten machen her zu kommen, wie ich ihn darum erſucht habe, ſo bitte ich euch, mein Sohn, ihn dazu zu überreden, und es ihm zu befehlen. Gewiß, ihr würdet mich bedauern, wenn ihr meine Noth kenntet! Es begegnen mir harte Dinge hier; anſtatt ernſthaft mit mir zu unterhandeln, ſo wie das Geſchäft es eigentlich verdient, höre ich nichts als Spöttereyen und leere Worte; da ich es mir nun zum Geſetz gemacht habe, mich nicht aufbringen zu laſſen, ſo habe ich viel Geduld nöthig, auch iſt meine Geduld ein wahres Wunder; ich werde ihrer immer mehr bedürfen, das weiß ich gar wohl; wenn ich nur nicht erkranke, denn ich fühle mich gar nicht wohl!

Euer Brief iſt ganz nach meinem Wunſch; ſo bald es möglich iſt, werde ich ihn der Prinzeſſin zeigen; was ihr Porträt betrifft, ſo will ich es von Paris hohlen laſſen. Sie iſt ſchön, anmuthig, und ſehr verſtändig, aber in der verderbteſten, verruchteſten Geſellſchaft auferzogen, die jedem etwas mittheilt, der hinein geräth. Eure Muhme, die Marquiſe von Conti, iſt ſo durch dieſe Geſellſchaft verändert, daß ſie nicht einmal mehr den Schein unſrer Religion hat, ausgenommen, daß ſie keine Meſſe hört; dieſe Abgötterey ausgenommen, iſt ihre übrige Lebensart ganz wie die der Papiſten. Die Prin-

eſſin, meine Schweſter *), macht es noch ärger; ies ſchreibe ich Euch im Vertrauen! — Der Ueber- inger wird Euch erzählen von des Königs Ausge- aſſenheit; es iſt zum Erbarmen! Ich wollte um einen Preis, daß Ihr hier bleiben müßtet, darum wünſche ich es ſehr Euch vermählt zu ſehen, und daß Ihr Euch mit Eurer Frau aus dieſer Verderb- niß zurückzieht, die ich noch größer finde, als ich ſie vermuthete. Hier werben die Männer nicht um die Frauen, ſondern die Frauen werben um die Männer; wärt Ihr hier, ſo könntet Ihr ohne die beſondre Gnade Gottes gar nicht davon los kom- men. Ich ſende Euch einen Strauß, ihn auf das Ohr zu ſtecken, weil Ihr verkauft werden ſollt, und Knöpfe zu einer Mütze. Die Männer tragen jetzt viele Edelſteine. Für hunderttauſend Thaler ſind ſchon für Euch angeſchaft, und es ſollen täglich mehr gekauft werden. Man ſagt, die Königin ginge mit Monſieur nach Paris. Wenn ich noch hier bleibe, ſo gehe ich nach dem Vendômois. Ich bitte Euch, mein Sohn, ſendet mir den Boten gleich zurück, und in Eurem Briefe an mich ſetzt: daß Ihr nicht an die Prinzeſſin ſchreiben dürft, aus Beſorgniß, ſie zu erzürnen, weil Ihr nicht wißt, wie ſie Euren erſten Brief aufgenommen hat."

„Ich bleibe bey meiner Meynung, daß Ihr wieder zurück nach dem Bearn müßt. Mein Sohn,

*) Margaretha von Bourbon, Herzogin von Nevers.

Ihr habt aus meinem vorigen Briefe wohl schließen können, daß man im Sinne hat, Euch zu trennen von Gott und von Eurer Mutter. Dieser Brief enthält nicht das Gegentheil, und Ihr könnt wohl denken, wie besorgt ich um Euch bin. Ich bitte Euch, betet zu Gott, denn Ihr habt seinen Beystand jeder Zeit, und besonders jetzt, recht sehr nöthig; so wie ich für Euch zu ihm bete. Er gebe Euch, mein Sohn, alles was Euer Herz wünscht."

„Eure gute beste Freundin

Blois, den 3ten März.

Johanna."

N. S. „Mein Sohn, seit ich diesen Brief geschrieben, habe ich der Prinzessin gesagt, was in Eurem Briefe steht, denn Ihr den Brief selber zu geben, fand ich nicht thunlich. Darauf sagte sie: man wisse ja wohl, daß, eh' noch von irgend etwas die Rede war, sie stets dem Glauben, in welchem sie geboren sey, sehr angehängt habe. Darauf antwortete ich ihr, daß diejenigen, die diese Sache zuerst betrieben, nichts davon erwähnt hätten, sondern im Gegentheil mir die Sache wegen der Religion als etwas Leichtes vorstellten, als etwas, wozu sie selber Neigung habe; ich würde sonst gar nicht so weit gegangen seyn, ich bäte sie also sehr es zu überlegen. Ehemals hat sie nie weder so hart noch bestimmt geantwortet; ich glaube, sie sagt nichts, als was man für gut findet, sie sagen zu lassen; so

wie auch alles, was man von ihrem Verlangen zu unſrer Religion behauptete, nur geſchah, um uns zu betrügen. Ich verliere keine Gelegenheit, etwas aus ihr hervor zu locken, was mich beſriedigen könnte. Auf den Abend fragte ich ſie: ob ſie Euch nichts zu beſtellen habe? ſie ſchwieg aber ganz ſtill, und als ich in ſie drang, ſagte ſie: ſie dürfe ohne Erlaubniß Euch nichts beſtellen laſſen; ſonſt ward mir aufgetragen, ſie Euch zu empfehlen, und daß Ihr herkommen müßtet! ich aber ſage Euch das Gegentheil."

Ohngeachtet ihrer Ahndungen und ihres Widerwillens, konnte die Königin von Navarra dennoch nicht der Liſt des Hofes entgehen, und der Heyraths-Contrakt ward zu Blois, den 11ten April, unterzeichnet. Karl der 9te verſpricht ſeiner Schweſter darin dreymal hundert tauſend Thaler; die Königin Mutter zweymal hundert tauſend, die Herzoge von Anjou und von Alençon jeder fünf und zwanzig tauſend. Das Wittwengehalt ward auf vierzig tauſend Livres jährlicher Renten beſtimmt, nebſt dem Schloß Vendôme mit den Meubeln zur Wohnung. Johanna d'Albret verſchrieb ihrem Sohn darin, den Nießbrauch und die Nutzung der obern und niedern Grafſchaft Armagnac, und überließ ihm zwölf tauſend Livres von ihrem Wittwengehalt, die ſie von der Grafſchaft Harle hatte. Der Kardinal von Bourbon gab auch, aus Freundſchaft für ſeinen Neffen, den Prinzen von Navarra alle Rechte auf,

die ihm als Bourbon zukamen, und ernannte ihn zum älteſten rechtmäßigen Erben des Hauſes.

Margaretha zeigte ſich nach und nach etwas geneigter gegen den Prinzen von Navarra; es ſey, daß die Bitten ſeiner Mutter ſie bewegt, oder daß die Heftigkeit des Königs ſie erſchreckt hatte, oder auch, daß ſie befürchtete den Lärm wegen des Herzogs von Guiſe, wieder aufs neue zu erregen, wenn ſie länger ſich weigerte. Johanna d'Albret reiſte ſo gleich nach Paris, um Anſtalten zur Vermählung zu treffen, und den koſtbarſten Schmuck und die ſchönſten Kleinodien zu kaufen. Sie wohnte in Paris im Hauſe des Biſchoffs von Chartres, Johann Guillart, der ſich öffentlich für den Proteſtantismus erklärt hatte. Sie war kaum angelangt, ſo durchlief ſie alle Magazine, kaufte Kleinodien, und tauſend Kleinigkeiten, mit denen der franzöſiſche Hof ſich gern ſchmückte.

Dieſe Beſchäftigung konnte aber ihren innern Gram nicht zerſtreuen. In dem Briefe an ihren Sohn iſt es ſichtbar, wie gepreßt ihr Herz war; hätte ſie einen Schritt zurück thun können, ſo wäre dieſe Verbindung gewiß nie zu Stande gekommen. Sie ſah die traurigen Folgen voraus, und erhielt täglich die erſchreckendſten Winke. Dieſe wiederholte heftige Erſchütterungen riſſen ſie mitten in ihrer Laufbahn dahin. Sie ſtarb am 9ten Juni, in ihrem vier und vierzigſten Jahre. Ihre gleichzeitigen Geſchichtſchreiber verbreiteten vielerley Volksge-

rüchte, über die Urſache ihres Todes; es hieß, ſie wäre durch den Geruch vergiftet worden, von einem paar wohlriechenden Handſchuhen, die ſie von dem Italiäner Rènè, einem Anhänger der Königin Mutter, gekauft hatte. Der einzige d'Aubignè giebt dieſe Sage für Gewißheit aus; und ſtützt ſich einzig nur auf die Weigerung der Aerzte, ihr Gehirn zu unterſuchen, als auf Befehl des Königs ihr Leichnam geöffnet wurde. Man darf d'Aubignè's Ausſage verwerfen, wegen ſeiner Partheylichkeit für den Proteſtantismus. Außerdem giebt es keine Gründe, warum Johanna d'Albret nicht eines natürlichen Todes geſtorben ſey. Ihre Sorgen und der vielfache Verdruß waren genug Urſachen des Todes.

Keine Fürſtin verdiente es mehr beweint zu werden als dieſe! Sie zeigte in ihrem ſehr unruhvollen Leben einen unerſchrocknen Geiſt und unüberwindlichen Muth. Sie war ihrer Religion ſehr ergeben, und ſparte weder Mühe noch Reichthümer, um ſie zu unterſtützen. Nach Biscajen, welches zu dem Königreich Navarra gehörte, ſchickte ſie Prediger, welche die Basliſche Landesſprache redeten, um das Volk zu unterrichten, und ließ die Genfer Gebetbücher in dieſe Sprache überſetzen. „Eine ſehr geiſtreiche Fürſtin!“ ſagt Mathieu von ihr, „ſehr kunſtreich in allen ſchönen Erfindungen; ſie liebte die Dichtkunſt, machte ſelbſt gute Verſe, beſaß ein ſtarkes Gedächtniß, konnte die Pſalmen

auswendig hersagen, und wußte jedesmal genau die Zahl des Verses. Ihre Prediger ertheilten ihr die Erlaubniß, während der Predigt ihre Stickerey zu verfertigen, damit sie nicht einschlafe; und ihr Gedächtniß war so stark, daß sie hernach die ganze Predigt Wort für Wort auswendig wußte."

Nach dem Tode des Prinzen Condè, sah sie ohne Erschrecken, ihre Parthey beynah völlig niedergeworfen, die ganze Macht des Königs gegen sich gewendet, und den Haß der Katholiken gegen ihren Sohn entflammt. Ungeachtet aller dieser Gefahren, sah man sie muthig ihr Land verlassen; ins Lager eilen; ihr Leben, ihre Güter, ja ihren Sohn Preiß geben, um die Sache der Protestanten zu vertheidigen, ihre Häupter anzufeuern, und zu unterstützen, und endlich sich ihrer Länder und ihres kostbarsten Eigenthums entäußern. Sie erklärte in ihrem Testamente ihren Sohn zum einzigen rechtmäßigen Erben, empfahl ihm, Gott zu fürchten, dem Könige zu dienen, seinen Vetter den Prinzen von Condè zu lieben, dem Rath des Admirals Coligny zu folgen, seinen Glauben nie zu verlassen, und auf keine Weise zuzugeben, daß seine Schwester Katharina an einen Mann von einer andern Religion vermählt würde. Dann starb sie ruhig von ihren Geistlichen umgeben. So war das Ende dieser Fürstin. Sie war, sagte d'Aubignè, blos dem Geschlechte nach eine Frau; ihr Geist war

der eines Mannes; ihr Verſtand mächtig in großen Dingen; und ihr Herz unüberwindlich im Unglück.

Wegen der Trauer um die Königin Johanna, ward die Vermählung noch aufgeſchoben; dieſe Zeit benuhte der geheime Rath, die Maſchine ins Werk zu ſetzen. Man ſchmeichelte den Admiral, den man mit den andern Häuptern der Proteſtanten fangen wollte, mit dem General-Gouvernement, das er in dem Flandriſchen Kriege zu haben wünſchte, und ſchrieb ihm Briefe über Briefe, ſo daß er ſich gegen die Wünſche und den Willen ſeiner Freunde, wie von ſeinem Schickſal gezogen, überreden ließ, Chatillon zu verlaſſen, und an den Hof zu gehen. Als er zu Pferde ſteigen wollte, kam eine Bäuerin aus Chatillon eiligſt gelaufen, warf ſich zu ſeinen Füßen, und umfaßte ſie: „Ach mein guter Herr!“ rief ſie, „wo geht Ihr hin in Euer Verderben? wir ſehen Euch nie wieder, wenn Ihr nach Paris geht, denn dort müßt Ihr ſterben, ſo wohl Ihr, als alle die mit Euch ſind. Wenn Ihr nicht Mitleid habt mit Euch ſelber, ſo habt Mitleid mit Eurer Gemahlin, mit Euren Kindern, und mit den vielen guten Leuten, die mit Euch gehen, und Eurentwegen ſterben werden.“ Als er ſie zurückſtieß und ſie wahnwitzig nannte, wandte ſie ſich zur Frau von Coligny, und beſchwor ſie, ihren Mann abzuhalten, daß er nicht nach Paris reiſe, denn ſie könnte verſichern, daß er nie wieder zu den ſeinigen kehren, und Schuld

an dem Tod von mehr als zehntausenden seyn würde. L'Etoile hat dieses von einem gehört, der dabey war.

12) Der Admiral, und die Fürstin, welche nach ihm kamen, wurden sehr wohl am Hofe aufgenommen. Die Trauerkleider, in welchen sie ihren Einzug hielten, wurden von vielen für eine traurige Vorbedeutung gehalten. Um sie in ihrem Zutrauen einzuschläfern, ließ der König im ganzen Reiche aufs neue die Bestätigung des Friedens bekannt machen; bey allen Gelegenheiten gab er ihnen mehr als sie verlangten, und sagte dann zu seinen Günstlingen: „ich locke die Vögel wie der Falkonier." Man sprach sogar ganz laut bey Hofe davon, daß die Livreen am Hochzeittage roth seyn würden, und daß mehr Blut dabey vergossen werden sollte. Der Kardinal von Bourbon fand irgend etwas nicht recht bestimmt in dem Päbstlichen Breve, von Gregorius dem 13ten; er schickte es noch einmal zurück, um es gehörig ändern zu lassen. Der König ganz ungeduldig über diesen Aufschub, sagte zu dem Admiral, in einem Ton der scherzhaft seyn sollte, der aber seinen Grimm verrieth: „Der alte Scheinheilige mit seinen Heucheleyen, bringt meine dicke Schwester Margot um viel Zeit." Der Eifer des Königs, und seine Eil, hätten den dunkeln Gerüchten über jene blutigen Absichten mehr Gewicht geben müssen, aber er diente im Gegentheil vielmehr sie zu zerstreuen, und die Protestanten

dergestalt zu blenden, daß sie alle Winke verachteten, die sie von allen Seiten erhielten, so wohl über die Gefahr, in welcher sie in Paris wären, als über die Truppen, welche die Guisen zusammen zogen, und endlich bestimmt, über den entsetzlichen Ausgang der Hochzeitfeste. „Das sind Träume, Wahnwitzige, sagte dann der Admiral; ich bin ganz fest entschlossen, die Katastrophe abzuwarten; lieber will ich mich durch die Straßen von Paris schleifen lassen, als einen vierten Bürger-Krieg veranlassen!"

13) Der König von Frankreich, der König von Navarra, die Herzöge von Anjou und von Alençon, und der Prinz von Condè, trugen Uniformen, Kleider von blaßgelbem Atlas mit Perlen und Edelsteinen reich gestickt. Es ward bemerkt, daß, ausgenommen den Bräutigam, alle Protestanten sehr einfach gekleidet waren; die katholischen Herrn sich aber in der größten Pracht zeigten.

14) Sie wurden von dem Kardinal von Bourbon, nach einem Formular, worüber beyde Partheyen übereingekommen waren, getraut, am Sonntage den 17ten August. Als Margaretha gefragt wurde, ob sie den König von Navarra zum Gemahl haben wollte, antwortete sie nicht; der Kardinal stieß sie von hinten an den Kopf, um ihr ein Zeichen der Einwilligung geben zu lassen, in Ermanglung der Sprache. D'Avila sagt: der König selber habe sie an den Kopf gestoßen; darin kommen

alle Hiſtoriker überein,' die Prinzeſſin Margaretha als ein trauerndes Opfer der despotiſchen Gewalt zu ſchildern; denn ihr Bruder hatte ihr nur die Wahl zwiſchen dieſer Heyrath und dem Kloſter gelaſſen. Dem Herzog von Guiſe, der ſich etwas auf die Fußſpitze erhob, um Margaretha in jenem Moment recht in die Augen zu ſehen, warf der König einen ſo entſetzlich drohenden Blick zu, daß er vor Schmerz und Entſetzen beynah ohnmächtig ward. Die Prinzeſſin hörte dann die Meſſe, während der König von Navarra und die Proteſtanten, in der Kirche und dem Kloſter Notre Dame umher gingen. Nach dieſen Ceremonien führte Heinrich von Damville, Bruder des Marſchall von Montmorency, den Bräutigam zurück, der ſeine Braut in Gegenwart des Königs und der Königin Mutter umarmte, und ſich einige Zeit mit ihr unterredete. Von da ging man in die Biſchöfliche Abtey, wo eine vortreffliche Mahlzeit bereitet war, während die Herolde goldne Denkmünzen mit ſilberner Einfaſſung unter dem Volke auswarfen. Auf dieſen Denkmünzen befanden ſich auf der einen Seite die Anfangs-Buchſtaben der Namen des Brautpaars: H. und M. mit der Umſchrift die zugleich die Namen umſchlang: constricta hoc discordia vinclo; Dieſes Band feſſelt die Zwietracht. Auf der Rückſeite eine weibliche Figur in ſittſamen Gewande, welche einer flammenden Glut eine Schlange entgegen hält, die ſich in den Schwanz

heißt, mit der Umschrift: aeterna quae munda: welches bedeutete, daß der Frieden, den diese Verbindung stiftete, ewig dauern solle, und da die Schlangen mit ihrem Gifte das Feuer löschen, so war sie ein doppeltes Symbol des künftigen Friedens. Andre hatten ein Lamm mit dem Kreuze, mit den Worten: Vobis annuntio pacem: ich verkünde euch den Frieden.

Nach dem Mittagessen ging der Hof nach dem Louvre zurück, wo der König die Cour annahm, und die Stände der Stadt aufs herrlichste bewirthen ließ. Dann eröffnete er den Ball, den er aber bald wieder unterbrach, wegen des Ballets, in dem er eine der vorzüglichsten Rollen hatte. Man sah nemlich drey große Wagen in der Form von silbernen Felsen herein kommen, auf jeden derselben saßen fünf Musiker mit verschiedenen Instrumenten; zwey stellten sich auf beyde Seiten des Saals, auf dem dritten, der in der Mitte blieb, stand der berühmte Sänger Le Roy. Dann kamen drey Wagen mit Nischen, die von vier silbernen Säulen getragen wurden, in jeder war eine Meernymphe. Hierauf kamen noch vier Wagen, welche Seethiere vorstellten, gleichfalls von Silber, mit einem Löwenkopf, und einem Fischschwanz; auf diesen saßen Gottheiten auf vergoldeten Muscheln und in Goldstoff gekleidet. Zuletzt kam ein vergoldetes Seepferd, das den Neptun mit seinem Dreyzack auf einer goldnen Muschel trug. Dieser Neptun war

der König von Frankreich: auf dem ersten Wagen befanden sich der König von Navarra und die Prinzen von Geblüt. Alle diese Maschinen bewegten sich in den großen Saal des Louvre, und wenn sie still standen, sangen die Musiker vortreffliche Verse, die eigentlich von den Hofpoeten dazu gedichtet waren. Einen großen Theil der Nacht brachte man damit zu, dieses Schauspiel zu bewundern, dann ging man aus einander. Der Admiral schrieb, als er nach Hause gegangen war, Briefe an seine Gemahlin, die noch vorhanden sind, die ein ewiges Zeugniß seiner Liebe zur Einigkeit, und zum Frieden bleiben, die er bey diesen Festlichkeiten fühlte, wie auch Karl der 9te und seine Manifeste ihn verleumdet haben.

Den Tag darauf gab der König von Navarra in dem Hotel d'Anjou ein herrliches Mahl, der Ball im Louvre dauerte hernach bis tief in die Nacht. Die Feste am Mittwoch übertrafen alles an Pracht, was bis dahin gesehen worden war. In einem Saal des Pallastes Bourbon, nah am Louvre ward ein Paradies, oder eine Maschinerie, den Himmel vorstellend, erbaut; den Eingang zu diesem Himmel vertheidigte der König und seine beiden Brüder in völliger Rüstung; auf der andern Seite war die Hölle, in welcher sich eine große Anzahl von Teufeln, und kleinen Teufelchen, ein großes Rad mit kleinen Glöckchen, unter seltsamen Gebehrden und Sprüngen, mit vielem Lärm unaufhörlich

herumdrehten. Ein Fluß mit dem Nachen des Charons trennte Hölle und Paradies. Weiter zurück hinter dieſem ſah man die Elyſäiſchen Gefilde, wie einen ſchönen grünen Garten, mit Bäumen und Blumen, den ein Sternenhimmel umgab, nemlich ein Rad mit den zwölf Zeichen des Zodiakus, den ſieben Planeten, und eine Menge kleiner Sterne von Cryſtall, welche alle durch die in dem Himmel herum vertheilten Lichter erleuchtet waren. Die Bewegung des Rades drehte zugleich das Paradies umher, worin zwölf Nymphen im einfachen Gewande ſichtbar waren.

Mehrere irrende Ritter, vom Könige von Navarra angeführt, nahten ſich, um die Nymphen aus dem Paradieſe zu entführen, ſie wurden aber von den drey Rittern, die es bewachten, zurückgetrieben. Nachdem ſie einige Lanzen gebrochen, und eine Zeit lang mit den Degen herumgefochten hatten, wurden ſie von den Hütern des Paradieſes in den Tartarus geſtürzt, und ſogleich von den Teufeln in Feſſeln gelegt. Dann kamen Merkur und Kupido von einem Hahn getragen vom Himmel herab, und begrüßten mit Geſängen die Wächter des Paradieſes, wegen ihres Siegs. Darauf gingen die Ritter hin, hohlten die Nymphen und tanzten mit ihnen um einen Springbrunnen, der mitten im Saale ſtand, wohl eine Stunde lang, worauf ſie ſich von dem einſtimmigen Bitten aller bewegen lieſſen, die gefangnen Ritter zu befreyen. Sie hohl-

ten ſie heraus und brachen einige Lanzen mit ihnen. Der ganze Saal war voller Funken und Blitze, die von dem Stoß ihrer Waffen hervorſprangen. Alles das verſchwand aber, indem auf einmal ein Feuerwerk am Springbrunnen angezündet ward, mit ſchrecklichem Getöſe, mit Feuerſtrömen, die in wenigen Minuten die ganze Maſchinerie zerſtörten, und ſo endigte das gothiſche Schauſpiel.

Niemals hatte man den König und die Königin Mutter fröhlicher geſehen, ſie vergaßen ganz den Schlaf bey dieſen Feſten und Ergötzlichkeiten. Aber die Muſik war nur die Ouvertüre zu dem darauf folgenden Trauerſpiel. Durch dieſe Feſte ſuchte man die Proteſtanten zu zerſtreuen, damit ſie auf die Winke, die ihnen aus ganz Frankreich gegeben wurden, nicht achten ſollten; bey dem Admiral gelang es ihnen auch völlig. Einige ſeiner Vertrauten aber waren nicht ſo ruhig, als er; ſie machten ihn auf die Anſpielung in den Feſten vom Mittwoch aufmerkſam; dieſer Himmel, der vergeblich vom König von Navarra und den Häuptern der Parthey angegriffen ward, ihre Gefangennehmung in der Hölle, das Feuer, mit welchem das Schauſpiel endigte, alles hatte ihnen Verdacht eingeflößt, und ſie ſuchten ihn dem Admiral mitzutheilen. Am Donnerſtag Morgen ging Langoiran zu ihm, und nahm von ihm Abſchied. Da er ihn um die Urſache dieſer eiligen Abreiſe fragte, ſagte Langoiran die prophetiſchen Worte: „Ich gehe, weil man Euch

hier ſo gar wohl aufnimmt und bewirthet, ich mag mich lieber mit den Thoren retten, als mit denen, die ſich weiſe dünken, umkommen.“ Er nahm den Geſchichtſchreiber d'Aubigné mit fort, der ſich wegen eines Duells entfernen mußte; ſo ward uns in d'Aubigné eine glaubwürdige Feder der damaligen Begebenheiten erhalten, obgleich er oft partheiiſch für ſeine Religion iſt. Dieſen Fliehenden folgte der Marſchall von Montmorency, und wenige andre nach. Am Mittwoch ſchon hat der Hauptmann Bloſſet, ein Burgunder, der dadurch bekannt war, daß er die Feſtung Vezelay ſo brav gegen die Katholiken vertheidigt hatte, den Admiral, um die Erlaubniß, nach ſeiner Provinz zurückgehen zu dürfen; „Warum?“ fragte dieſer; „weil man uns hier nicht gewogen iſt.“ Wie meynt ihr das?“ fragte der Admiral; „glaubt ſicher, der König iſt uns gut!“ — „Er iſt uns gar zu gut,“ ſagte Bloſſet, „eben darum habe ich gar große Luſt nach Hauſe zu gehen. Dächtet Ihr eben ſo, das wäre für Euch und für uns ſehr gut.“ — Er ließ ſich nicht zurückhalten, und ging.

Den Donnerſtag endigten die Feſtlichkeiten mit einem Turnier, das vor dem Louvre gehalten ward. Der König, ſeine beyden Brüder, die Herzoge von Guiſe und von Aumale erſchienen als Amazonen gekleidet von der einen Seite; von der andern der König von Navarra und ſein Gefolge in türkiſcher Kleidung von Brokat, und einem Tur-

ban; ſie begegneten ſich, und kämpften Lanze gegen Lanze. Von beyden Seiten waren Bühnen errichtet, auf denen die Königin Mutter; die Königin, Gemahlin Karls des 9ten; die Königin Margaretha von Navarra; ihre Schweſter die Herzogin von Lothringen, und viele andre Damen ſaßen, und dem Turniere zuſahen.

153) Nun wurden die feſtlichen Kränze gegen Trauerzypreſſen vertauſcht, und die Ausführung des entſetzlichen Vorſatzes begann. Das erſte Opfer war der brave Gaspard von Coligny; er focht und kommandirte die Armeé unter Franz dem 1ſten, Heinrich dem 2ten, Franz dem 2ten, und Karl dem 9ten; er war der Wiederherſteller der Disciplin bey den Armeen, keiner im Rath kam ihm an Weisheit gleich, noch weniger auf dem Schlachtfelde jemand an Tapferkeit. Maureyel, der den Guiſen angehörte, ſchoß nach ihm aus einem Fenſter, den Freytag Morgen, als er, einige Depeſchen leſend, zu Fuß vom Louvre hinunter ging. Die Wunde ward gleich für tödtlich erklärt. Der Hof hatte geglaubt, der Anblick des verwundeten Chefs würde die Proteſtanten zur Rache an den Guiſen, den Urhebern des Mordes, auffordern, und ſo würde Karl der 9te, ſeine Feinde, ſich unter einander ſelbſt aufreiben ſehen. Coligny faßte demohngeachtet keinen Argwohn gegen den König; auf den Tod verwundet, vertheidigte er doch, gegen

die von seiner Parthey, denen dieser Schlag die Augen vollends geöffnet hatte, noch immer die Aufrichtigkeit und die Treue Karls des 9ten. Man drang vergeblich in ihm, sich aus Paris tragen zu lassen; er verwarf ihren Rath und Argwohn, und beschäftigte sich mit nichts, als mit dem Heil seiner Seele. Der König that sehr erschrocken wegen dieses Mordes. Als man ihm die Nachricht davon brachte, spielte er grade Federball; er warf wie im Schrecken das Raket nieder, zerbrach es, und rief mit einem Fluch: „Werde ich niemals Ruhe erlangen?“ Der König von Navarra, und sein Vetter der Prinz Condè kamen sogleich zu ihm, beklagten sich, und forderten Urlaub die Stadt verlassen zu dürfen, weil ihr Leben hier nicht sicher sey. Der König war aber so voller Zorn und Aerger, (er rief: er selbst wäre durch diesen Streich verwundet!) und die Königin Mutter schien so wahrhaft bekümmert, daß jene unmöglich auf ihrer Fordrung bestehen konnten. Weit weniger noch, da der König eine Kommission ernannte, das Verbrechen zu untersuchen; da er selber, von seinem ganzen Hof umgeben, den Admiral besuchte, und indem er ihn mit Schwüren und Versicherungen zu beruhigen suchte, sagte er! „Ihr werdet vielleicht geheilt von Eurer Wunde; ich selbst aber empfinde eine tödtliche Betrübniß; eher aber will ich Verzicht thun auf das Heil meiner Seele, als nicht eine denkwürdige Rache ausüben!“

Den Sonnabend früh hielt man den Admiral für weniger gefährlich. Der König von Frankreich sandte seine Edelleute sehr oft, sich nach ihm zu erkundigen; der König von Navarra verließ ihn gar nicht, und auch Margaretha besuchte ihn. Das beste Vernehmen schien zwischen dem Hof und den Protestanten zu herrschen, als man des Abends zu Coligny kam, und ihm sagte: man nähme in allen Quartieren eine allgemeine Bewegung wahr; eine große Anzahl Bewaffneter würden in den Häusern der Katholiken, und Lastträger mit Waffen aller Art beladen, in dem Louvre bemerkt; nebst noch tausend andern Zurüstungen, zum Krieg und zum Kampf. Aber Teligny der Schwiegersohn des Admirals, der, unglücklicherweise von seiner eignen Redlichkeit auf die der andern schloß, schalt sie feige Memmen, verwarf ihre Meynung als gar nicht gegründet, und war überzeugt, die nach dem Louvre getragenen Waffen wären zum Angriff einer Festung bestimmt, die in dem Schloßhof zur Belustigung des Königs und des Hofes erbaut wäre.

16) Es ist nie erwiesen worden, daß der Admiral wirklich Urheber des Mordes des Herzogs von Guise vor Orleans gewesen.

17) Charry ward von Chatellier Portant umgebracht. Wahrscheinlich hat der Bruder des Admirals, von Andelot, stillschweigend zu diesem

Morde beygetragen, wenn er ſelbſt auch unſchuldig daran war.

18) Die Königin Mutter ging mit ihren geheimen Räthen, dem Könige, der Königin ſeiner Gemahlin, den Herzogen von Anjou, von Nevers, dem Baſtard von Angoulême, dem Kanzler Biraque, dem Marſchall von Tavannes und dem Grafen von Rais, in dem Garten der Thuilerien ſpazieren. Da ward der letzte Entſchluß zum Blutbade gefaßt, das Verderben der Proteſtanten beſchworen! Die einzige Rückſicht, die ihnen von einiger Bedeutung ſchien, war die auf den König von Navarra und den Prinzen Condè. Der Rath war einſtimmig der Meynung, das Leben des Königs von Navarra zu ſchonen: die ſo eben geſchloßne Verbindung, ſagten ſie, und die königliche Würde erfordern es. Ueberdies würde die allgemeine Metzelung ſchon an ſich ſehr verabſcheut werden, weit mehr aber noch, wenn man den König, den nahen Verwandten ſeiner Majeſtät, den Gemahl ſeiner Schweſter in dem Pallaſt, unter den Augen ſeines Schwagers, des Königs, und gleichſam in den Armen ſeiner Gemahlin ermorden wollte. Alles, was man thun würde, um die Schuld auf die Guiſen allein zu wälzen, würde nicht hinreichen, den König jemals von dieſer ſchrecklichen Unthat zu reinigen! Mehr Schwierigkeiten gab es, den Prinzen Condè zu retten; er hatte noch den ganzen Haß gegen ſich, den der Hof

gegen seinen Vater gehegt; indessen retteten ihn doch noch sein Rang, seine Würden, und der Herzog von Nevers, der ihn beschützte und sich für seine Treue und Unterwürfigkeit verbürgte. Die ältern Verbindungen, welche den Herzog von Nevers und den Prinzen Condè vereinigten, wurden durch die Vermählung des letztern mit Maria von Cleves, Schwester der Gemahlin des Herzogs von Nevers, erneuert und befestigt. Er ward also von der Liste der Schlachtopfer ausgestrichen, so wie auch sein Vetter, der König von Navarra. Man schaudert, wenn man sieht, wie das Leben des besten Fürsten, Heinrichs des 4ten, und das Glück, dessen Frankreich unter seiner Regierung genoß, von einem so geringen Umstand abhing!

Alles war bald bereit; die Guisen mit ihren Gensd'armen umgaben das Louvre, und erwarteten das Zeichen, das eine Glocke, eine Stunde vor Tagesanbruch geben sollte. Katharina glaubte einige Ungewißheit bey dem Könige wahrzunehmen, und ging noch um Mitternacht zu ihm in sein Zimmer, von ihren geheimen Räthen begleitet; sie suchte ihn in seinen Vorsätzen zu stärken; stellte ihm vor, wie er durch diese Ungewißheit eine Gelegenheit vorüber gehen ließe, seine Feinde zu verderben, die Gott selber ihm in seine Hände gegeben; „und," setzte sie hinzu, „ist es nicht besser diese faulen Glieder zu zerstören, als den Schooß der Kirche, die Braut des Herrn?" — Wer erkennt an dieser Sprache

dieſelbe wieder, die, als man den übeln Ausgang einer Schlacht gegen die Proteſtanten fürchtete, ſich mit dem größten Leichtſinn tröſtete, und ſagte: „Nun wenn ſie ſiegen, ſo gehen wir zur Predigt, anſtatt Meſſe zu hören!“ — Ihre Vorwürfe der Lauigkeit, und der Feigherzigkeit ſetzten Karl den 9ten in Wuth. Er giebt den Mordbefehl, — und ſogleich wurde vom nächſten Thurm beym Louvre Sturm geläutet! Dies geſchah, Sonntags den 24ten Auguſt am Tage des heiligen Barthelemy.

Auf dieſes Signal liefen die Soldaten nach dem Louvre, wo die Metzeley ihren Anfang nehmen ſollte. Einige proteſtantiſche Edelleute drangen mit hinein, um den Grund dieſer Unruhen zu erfragen; ſie erhalten die Antwort, es wären Anſtalten zu einem Turnier, und als ſie weiter vor in den Palaſt dringen wollten, um mehr zu erfahren, wurden ſie von den Wachen und den Schweizern niedergeſtoßen. Sogleich ging der Herzog von Guiſe nach dem Hauſe des Admirals, wirft die Thüren ein, und macht einen Theil ſeiner Leute nieder. Das Geräuſch der Waffen unterrichtete den heldenmüthigen Coligny von ſeinem Schickſal, und daß ſeine letzte Stunde gekommen ſey; er ſtand mit großer Anſtrengung auf, kleidete ſich an, und ſchickte alle zurück, die ihm Hülfe anboten. „Meine Freunde,“ ſagte er, „menſchliche Hülfe kann ich forthin nicht mehr brauchen; ich nehme aus Gottes Hand willig meinen Tod, Ihr aber eilt euch zu retten!“ Dann

kniete er bey seinem Bette nieder; die Mörder drangen ein, einer von ihnen, Besme genannt, fragte ihn, ob er der Admiral sey? „Junger Mensch," antwortete er, „billig solltest du meine grauen Haare ehren; um vieles wirst du aber mein Leben nicht abkürzen!" In demselben Moment erhielt er auch den Todesstreich, und starb mit den Worten: „Stürb' ich doch durch den Arm eines Ritters, und nicht durch einen Troßbuben!"

19) Der Herzog von Guise hatte die Grausamkeit, mit seinem Schnupftuch ihm das Blut vom Gesicht zu waschen, um es recht zu erkennen. Der wüthende, blutdürstige Pöbel warf sich auf seinen entseelten Körper, und schleifte ihn durch den Koth, so wie er es sich selbst prophezeyt hatte.

20) Karl der 9te hatte in dem Tumulte seinen Schwager gerathen, daß er zu seiner Sicherheit, und um den Anschlägen der Guisen zu entgehen, alle die von seiner Parthey, auf die er das größte Vertrauen setzte, zusammen rufen, und sie die Nacht bey sich im Louvre sollte zubringen lassen. Der König von Navarra folgte unvorsichtiger Weise diesem Rath, und schloß so seine treuesten Freunde und Anhänger mitten unter den Meuchelmördern ein.

21) Als der König von Navarra das Schlafzimmer seiner Gemahlin verließ, kam eine starke

Wache ihm entgegen; ihm und dem Prinzen Condè ward befohlen, ihr zu folgen, und man nahm ihnen ihre Degen. Sie gehorchten, und man führte sie zum König. In dem Vorsaal mußten sie mit ansehen, wie man ihre Edelleute und treueste Diener ermordete. Karl der 9te, die Augen roth vor Zorn, und ganz außer sich selbst, erklärte ihnen: alles was sie sähen, geschehe auf seinen Befehl, weil er kein anderes Mittel finden könnte, den Bürgerkrieg zu endigen; er würde nie vergessen, welches Uebel sie in seinem Reiche durch die Parthey gestiftet hätten, von welcher sie selber sich als Anführer erklärt; er versicherte sie seines ganzen Hasses, er nähme jedoch mehr auf ihre nahe Verbindung und Verwandschaft Rücksicht, als auf sein Gefühl, darum wolle er ihnen verzeihen, wenn sie sich bekehren, und zur katholischen Kirche zurückkehren wollten; „denn," fügte er hinzu, „ich bin entschlossen nur eine Religion in meinen Staaten zu dulden, und euch wie die übrigen Protestanten zu behandeln, wofern ihr nicht jenen Irrlehren abschwört."

Der König von Navarra beschwor ihn demüthig sich seines Versprechens zu erinnern, und des Bandes, welches sie vereinigte: übrigens versicherte er ihn, er sey bereit ihm jede Genugthuung zu geben, wenn Sr. Majestät nur auch in Betracht ziehen möchten, wie hart es ihm seyn müßte, die Religion seiner Väter zu verlassen! — Der Prinz Condè antwortete ihm mit mehr Festigkeit; der

König gerieth aufs äußerste in Wuth gegen ihn, schimpfte ihn einen Trotzigen, einen Aufrührer, Rebellen, Sohn eines Rebellen, und erklärte ihm, er würde ihm den Kopf abhauen lassen, wenn er in drey Tagen seinen Entschluß nicht geändert hätte.

22) In diesem Augenblicke wahrscheinlich, bat sie den König um Gnade für ihren Gemahl, für dessen Leben sie fürchtete, denn sie wußte nichts von dem Beschluß im geheimen Rath, in Betreff seiner, und der Zorn, und die Wuth ihres Bruders Karl erschreckten sie. Sie sah, wie dieser, ganz kaltblütig, die Ermordung der Edelleute des Königs von Navarra mit ansah, die im Hof des Louvre hingerichtet wurden; wie er ganz ruhig die Vorwürfe wegen seiner Grausamkeit und seiner Verrätherey mit anhörte, die ihn Piles, der brave Vertheidiger von St. Jean d'Angely, machte, in dem Augenblicke, da er schändlich ermordet wurde; sie hörte ihn aus dem Fenster des Louvre auf die armen Schlachtopfer schießen, die sich durch Schwimmen über die Seine zu erretten dachten; sie zitterte also gewiß nicht ohne Ursache für das Leben ihres Gemahls. Brantôme versichert, von einer großen Fürstin gehört zu haben, sie sey ihrem Bruder zu Füßen gefallen, und habe ihn beschworen, ihren Gemahl zu verschonen; und der König habe es ihr nur mit Mühe verwilligt, obgleich sie seine geliebte Schwester war. Der Autor des Lebens der Katharina von Medizis, ein ei-

riger Protestant, versichert: der König von Navarra verdanke einzig seine Rettung seiner Gemahlin, der Schwester Karls des 9ten. Sie selber sagt nichts davon in ihren Memoiren; da sie diese aber während dem Leben ihres Gemahls geschrieben, so hat sie wohl aus Delikatesse vermieden, davon zu sprechen, um ihm nicht eine Art von Vorwurf zu machen.

Das Gemetzel dauerte noch sechs Tage mit einer höllischen Blutgier fort; fünfhundert Edelleute wurden ermordet, und mehr als viertausend Personen jedes Geschlechts und Alters, von dem Kinde im Mutterleibe bis zum achtzigjährigen Greis. Nicht Rang noch Wissenschaft, ja selber die Religion, wurden in diesen unseligen Tagen nicht verschont. Peter Ramus, ein berühmter Mathematiker, und ein guter Katholik, starb durch einen seiner Neider, der den Tumult benutzte, ihn zu ermorden. Denis Lambin, ein gelehrter Commentator, auch gut katholisch, starb vor Schrecken, da er Ramus ermordet sah; Perrot, ein geschickter Rechtsgelehrter, ward ermordet; auch der berühmte Musiker Claude Goudimel zu Lyon; der unglückliche Francourt, Kanzler von Johanna d'Albret, der allein sie dazu bewog in diese Verbindung zu willigen.

Die Provinzen folgten fast alle dem Beyspiel der Hauptstadt, und während dem ganzen September-Monat, waren die Bürger Frankreichs in zwey Partheyen getheilt; in Henker, und in Hingerich-

tete! Einige Gouverneure in den Provinzen verſagten dieſem entſetzlichen Befehl den Gehorſam; ihre Namen wurden ſchon tauſendmal genannt, und verdienen immer wieder genannt zu werden, und zu der ſpäteſten Nachwelt zu gelangen. Es waren die Grafen von Tendes in der Provence, und von Charni in Burgund, die Herrn von St. Hüran in Auvergne, Tannegui le Veneur zu Rouen, von Gordes in der Dauphine, von Mändelot zu Lyon, von Ortez zu Bajonne, und von Strozzi in Güyenne; laßt uns zuletzt noch den Scharfrichter zu Lyon nennen, der zu den Mördern ſagte, als ſie ihn zum Morden aufhetzen wollten: „meine Hände arbeiten nur für Recht und Gericht!“

Am Sonntag und Montag war das Wetter ſchön und heiter in Paris; der König ſtand am Fenſter, und ſagte: „ich glaube, das Wetter freut ſich über die Hinrichtung der Hugenotten!“

Am Barthelemytage war auf dem Gottesacker der Innocens ein Weißdorn aufgeblüht; dies wurde für ein Wunder gehalten, und trug nicht wenig dazu bey, die Einbildung des Volks zu erhitzen, und ihre Wuth zu erhöhen. Karl der 9te, ſeine Brüder, die drey Königinnen, und alle Damen des Hofes gingen noch denſelben Abend hin das Wunder zu ſehen. Auf dem Rückwege beſahen ſie die Körper der Erſchlagenen; unter andern wollte die Königin Mutter den Leichnam des Prinzen von

Soubise sehen, der mit seiner Frau im Prozeß wegen Unvermögens war.

Wer kann alle die Gotteslästerungen erzählen, die diese Ungeheuer, diese eingefleischten Teufel in der Wuth und während den Mordgreueln ausstießen! Das Stürmen; das unaufhörliche Schießen; das entsetzliche Schreyen der zu Tode Gemarterten, und das Geheul der Mörder; die aus den Fenstern geworfnen Körper, welche man unter sonderbarem Zischen und Pfeifen durch die Straßen schleifte; das Einschlagen der Thüren und Fenster mit Steinen, und das Plündern von mehr als sechshundert Häusern .... es ist ein ewig-dauerndes Bild des Entsetzens und Elends!

23) Der ganze Hof war damit beschäftigt, den König von Navarra und den Prinzen Condè zu bekehren; durch sie, die Häupter der Parthey glaubte man alsdenn die eigensinnigsten mit zu ziehen. Zuerst hatte der König es mit sanftern Mitteln versucht; er gab ihnen zu verstehen, es wäre schon genug, wenn sie nur bey den Dankfesten zugegen seyn wollten, die in allen Kirchen wegen dieses Siegs gehalten wurden. Ihr Oheim, der Kardinal von Bourbon, wandte alle seine Kräfte an sie zu bewegen, daß sie dieser Gefahr ausweichen sollten. Der König von Navarra zeigte auch den Geistlichen, die ihn überzeugen sollten, einige Nachgiebigkeit; der Prinz Condè aber blieb unbeweglich; er

wollte durchaus nichts anhören, und ſtieß alle zurück, die an ſeiner Bekehrung arbeiten wollten. Nach drey Wochen glaubte Karl der 9te die Frucht ſeiner Mordthaten verloren zu haben, wenn er dieſe beyden Pfeiler des Proteſtantismus nicht beugte; er blieb ſanft gegen den König von Navarra, deſſen geſchmeidigen Geiſt er kannte; ſeinen Vetter aber beſchloß er mit der äußerſten Strenge zu behandeln. Er forderte ſeine Waffen, ließ ſeine Leibwache kommen, und ſchwor darauf, den Reſt der verruchten Sekte auszurotten, und mit dem Prinzen Condè anzufangen. Die Königin Eliſabeth ſeine Gemahlin fiel ihm zu Füßen, und beſchwor ihn, nicht ſo raſch zu ſtrafen, ſondern erſt die Räthe zuſammen zu berufen. Ihre Thränen rührten den König, er ließ ſich entwaffnen, ſchickte die Leibwache fort, und ließ den Prinzen Condè vor ſich kommen, rief ihn aber mit einem erſchrecklichen Blick die drey Worte entgegen: Meſſe, Tod oder Baſtille! Jeder Andre wäre von dieſen Worten, und dem begleitenden Blick und Ton erſchrocken; der Prinz Condè aber ſagte mit der größten Ruhe; „Meine Pflicht erlaubt mir nicht das erſte zu erwählen, Ew. Maj. jetzt kömmt es zu, zwiſchen den beyden andern zu entſcheiden, ich aber bete zur göttlichen Vorſehung, Euch in dieſer Wahl zu erleuchten.“ Karl der 9te, von dieſer Seelenruhe betroffen, ſchickte ihn wieder zurück. Ein Geiſtlicher, der zur katholiſchen Religion übergegangen war, erhielt den Befehl, den Prinzen

Condè, ſeine Gemahlin, den König von Navarra und die Prinzeſſin Katharina ſeine Schweſter zu bekehren. Seine Lehren, mehr aber noch die Langeweile ihrer gezwungnen Einſchränkung, beſiegten ſie; ſie ergaben ſich einer bald nach dem andern, hörten Meſſe leſen, und ſchrieben dem Pabſt unterwürfige Briefe.

Da Katharina es nun dahin gebracht hatte, ihren Schwiegerſohn zu ihrem Glauben zurückgeführt zu ſehen, gab ſie ihm einen Kanzler und Diener, welche ſie ſelber wählte, an der Stelle ſeiner alten, die ermordet waren. Dann mußte er in ſeinen Ländern ein Edikt bekannt machen laſſen, nach welchem er jede Religion außer der römiſch-katholiſchen unterſagte. Sein Schickſal ward durch ſeine Glaubensveränderung wenig gebeſſert, er blieb immer genau bewacht, der geringſte Einwohner von Paris genoß mehr Freyheit als er. L'Etoile erzählt: „Ich ſah den König von Navarra mit dem Herzog von Guiſe Ball ſpielen; er ward ſchlecht behandelt, und bey jeder Gelegenheit ward der kleine gefangne König empfindlich geneckt, mit Sticheleyen und Redensarten, wie der geringſte Hoflakai; jedem ehrlichen Menſchen, der dabey war, that es leid.“ Dieſe Bewegung dauerte, bis er entfloh. Er geſtand nachmals: Katharina von Medizis ſey die einzige Frau, die er aufrichtig gehaßt habe.

24) Katharina von Medizis hatte von ihren Wahrſagern gehört, alle ihre Kinder würden auf den Thron kommen. Bey den beyden älteſten Söh-

nen, Franz dem 2ten und Karl dem 9ten, war die Prophezeiung in Erfüllung gegangen; Margaretha war Königin; nun fehlten also noch die Herzoge von Anjou und von Alençon; da nun der König von Pohlen starb, ergriff sie die Gelegenheit, den Herzog von Anjou zum Könige von Pohlen wählen zu lassen. Die Geschicklichkeit ihres Geschäftträgers Montluc, Bischof von Valence, mehrere politische Rücksichten, aber mehr als alles, das Gold der Königin Mutter machten, daß die Unterhandlung gelang, und Heinrich Herzog von Anjou wurde gewählt, obgleich man Anfangs nicht für ihn geneigt war, denn so wohl die Katholiken als die deutschen Protestanten, waren wegen seines Eifers bey der St. Barthelemy gegen ihn.

Der ganze Adel des französischen Hofes ging den pohlnischen Gesandten bis Metz entgegen, und führte sie nach Paris. Sie wunderten sich über die große Menge Volks, das zusammen lief, sie zu sehen, und glaubten, als sie alle Fenster und die Dächer voller Menschen erblickten, ganz Frankreich hätte sich in Paris zusammen gedrängt. Die Pariser sahen auch mit Erstaunen die hohen Gestalten der Fremden, ihren trotzigen Blick, ihre langen Bärte, die hohen mit Edelsteinen besetzten Pelzmützen, den gekrümmten Säbel *), den Bogen und

*) Die Pariser kannten damals keine andre Waffen, als Spieße, Lanzen, Pistolen und Büchsen.

Köcher, und die geschornen Hinterköpfe. „Aber,“ sagt Mezeray, „ungeachtet des wilden Ansehens, war doch nicht einer unter ihnen, der nicht einige wissenschaftliche Kenntnisse besaß, und der nicht lateinisch sprechen konnte, und es sehr gut verstand. Unsre, zierlich wie Jungfrauen geputzten Hofleute aber, waren größtentheils so unwissend, wie nur Frauen sich erlauben dürfen zu seyn, so daß sie die Fremden nur mit Reverenzen unterhalten, und ihre Fragen nur mit Kopfschütteln beantworten konnten; da lernten sie über ihre Unwissenheit erröthen und die Wissenschaften schätzen. Die Pohlen waren ebenfalls sehr erstaunt, Edelleute zu sehen, die kein Lateinisch wußten, und tadelten die schlechte Erziehung der Franzosen.“

Sie machten zuerst dem Könige und der Königin ihre Aufwartung, dann dem Herzog von Anjou. Sie kamen in kostbarem Goldstoff gekleidet, auf prächtig geschirrten Pferden, mit gestickten Satteldecken, Zaum und Gebiß von Silber und reich mit Edelsteinen besetzt. Ihre Pagen und Stallmeister gingen voraus, vier bis fünf Fuß lange eiserne Keulen tragend. Von da führte man sie zur Audienz bey dem Könige und der Königin von Navarra. Brantôme sagt: „Die Königin von Navarra erschien ihnen so schön, so reich und herrlich geschmückt, und mit solcher anmuthsvollen Majestät, daß sie alle ganz verloren waren, im Anstaunen dieser Schönheit; ich hörte Albert Lacki, Pa-

latinus von Sieradski, einen der vornehmſten der Geſandſchaft, beym Hinausgehen ſagen: Nein, ich will nie wieder etwas anſchauen, nun ich dieſe hohe Schönheit ſah! Gern will ich, wie die Türken, wenn ſie nach dem heiligen Grabe ihres Propheten gewallfahrtet haben, mir die Augen mit einem glühenden Erze blenden laſſen, um nichts Gemeines mehr zu ſehen auf eine ſolche Herrlichkeit!" Mehr aber noch waren ſie von ihren Kenntniſſen entzückt; denn da der Biſchoff von Krakau ihr eine lange lateiniſche Anrede hielt, antwortete ſie ihm mit großer Zierlichkeit in derſelben Sprache, und zwar auf jeden Punkt ſeiner Rede beſonders. Sie gingen von ihr, voll von Bewunderung, daß eine Fürſtin von dem Alter ſo viele Kenntniſſe beſäße, an einem Hof, wo die Männer kaum ſchreiben konnten. Die Königin Katharina war nicht ſo gut unterrichtet, und mußte ſich bey den Geſandten eines Dollmetſchers bedienen; zur Ehre ihres Geſchlechts muß man hinzuſetzen, daß eine Frau dieſe Stelle des Dollmetſchers vertrat. Es war Frau von Annebaut, die wegen ihrer Kenntniſſe ſo wohl, als wegen ihrer Schönheit berühmt war.

Den Geſandten zu Ehren wurden viele Feſtlichkeiten veranſtaltet, beſonders aber gab die Königin Mutter ihnen ein ſehr prächtiges Gaſtmahl, in dem Garten der Thuillerien. Sie ließ, um einen großen Pavillon für die Gäſte zu erbauen, einen hochſtämmigen Wald umhauen, mehr um den Poh-

len einen Begriff von ihrer Pracht zu geben, als weil es ihr sonst an Raum gefehlt hätte. Nach der Tafel war wieder ein Ballet, worin sechzehn Nymphen, (alle Hofdamen der Königin Mutter,) die sechzehn französischen Provinzen vorstellten. Sie sangen und rezitirten Verse von Ronsart und Daurat, zwey der größten Poeten des Jahrhunderts, zum Lobe Frankreichs und des Königs von Pohlen, und überreichtem diesem kostbare Geschenke. Die Königin Margaretha schmückte das Fest durch ihre Gegenwart. Auch diesesmal noch müssen wir Brantôme seine Beschreibung anhören; sie ist auf eine eigne Weise so übertrieben als naiv. „An diesem Tage erschien die Königin Margaretha in einem Inkarnatfarbyen Sammtnen reich mit Flittern und Folie gesticktem Kleide; sie trug eine Mütze von demselben Sammt, mit Federn und Edelsteinen so reich und schön verziert, als man niemals vorher gesehen. Sie war so schön in diesem Anzuge, daß sie ihn seitdem noch oft trug, und sich auch darin mahlen ließ. Als sie damals so geschmückt in den Thuillerien erschien, sagte ich zu Herrn Ronsard, der neben mir stand: Erscheint die Königin in diesem Anzuge nicht wie Aurora, wenn sie die Sonne verkündet? Herr von Ronsard fand diese Vergleichung so treffend und wahr, daß er ein sehr schönes Sonett daraus machte; er theilte es mir mit, und ich würde viel darum geben, es hier einrücken zu dürfen." — Karl der 9te begleitete mit seinem ganzen Hof, den

König von Pohlen bis an die Gränze, unter dem Vorwande der brüderlichen Liebe; der eigentliche Grund aber war, um ihn desto sichrer aus Frankreich zu schaffen, weil er besorgte, sein Bruder würde sich in einer von der Hauptstadt entlegnen Provinz niederlassen, denn er verließ Frankreich eigentlich ungern, sowohl wegen des Ruhms den er sich daselbst erworben, als wegen seiner Liebe zur Prinzessin Condè. Doch konnte der König ihn nicht so weit begleiten, als er Willens gewesen war; er ward zu Vitri schon, von einem bösartigen schleichenden Fieber festgehalten; die Königin Mutter aber, der Herzog von Alençon, der König und die Königin von Navarra, begleiteten ihn bis an die Gränze. Beym Abschied sagte ihm die Königin Mutter weinend die bedeutenden Worte: „Geh mein Sohn, du wirst nicht lange dort bleiben!“ —

25) Da sie ihrer Antwort mit keiner Silbe erwähnt, so war sie vermuthlich eine abschlägliche. Sie war damals zu sehr einig mit Karl dem 9ten, um die Parthey seines Bruders zu nehmen.

26) Die Protestanten versuchten noch einmal den König von Navarra, und den Herzog von Alençon zu entführen. Zwey hundert Edelleute erschienen bey St. Germain mit Truppen. Der König von Navarra, der Vicomte von Turenne, der Herzog von Thoré und von la Noele, drangen

deswegen in den Herzog von Alençon; aber er konnte sich aus Mangel an Festigkeit zu nichts entschließen; einmal waren es ihm zu viel Reuter, die durch ihr Geräusch sie verrathen würden, und dann waren es wieder nicht genug zur sichern Begleitung. Während seiner Unentschlossenheit ward der ganze Plan im Schlosse entdeckt; Margaretha hört davon und verräth ihn der Königin Mutter; diese bringt sogleich den ganzen Hof in Allarm, schreyt, man wolle den König entführen und tödten, und läßt sogleich alle Zimmer im Schlosse durchsuchen. Um zwey Uhr in der Nacht ward der König eiligst in einer Sänfte nach Paris getragen, und der ganze Hof folgte mit der größten Hast. Den König von Navarra, und den Herzog von Alençon, brachte die Königin Mutter in ihrem eignen Wagen nach Vincennes, wo sie zwar nicht wie Gefangne behandelt, aber doch sehr genau bewacht wurden. Die Marschälle von Montmorency und von Cosse wurden in ein Gefängniß geworfen, la Mole und Coconnas, die Günstlinge des Herzogs von Alençon, in Verhaft genommen und inquirirt. Karl der 9te schob alles auf la Mole, was der Herzog von Alençon verbrach. Während der Belagerung von la Rochelle, schrieb er ihm zweymal, und befahl ihm la Mole aufzuhängen; da der Herzog aber nicht gehorchte, entschloß er sich selber, ihn umzubringen. Er wußte, daß la Mole oft eine Dame im Louvre auf ihrem Zimmer besuchte, er stellte sich also auf

den Gang, durch den dieſer durchgehen mußte, wenn er von dem Zimmer des Herzogs ſeines Herrn nach dem der Dame wollte; nahm den Herzog von Guiſe und noch ſechs andre Edelleute mit, denen er Stricke gab, mit dem Befehl, den damit zu erwürgen, den er ihnen zeigen würde, er ſelber nahm ein Licht, um ihnen zu leuchten. La Mole nahm aber gerade den Abend einen andern Weg zu ſeiner Dame, ohne jedoch von dieſer königlichen Mordparthie etwas zu wiſſen.

Das Pariſer Volk war erſchrocken, da es den Hof in ſolcher Beſtürzung von St. Germain ankommen ſah, und erbot ſich ſelber dazu, die Marſchälle zu bewachen. Dieſe Gelegenheit ließ die ſchlaue Katharina nicht entſchlüpfen, alle die vom Hofe zu entfernen, oder doch ſicher zu bewachen, die durch ihren Einfluß oder durch Intrigue verhindern könnten, daß ſie die Regentſchaft nicht bekommen hätte, zu der ſie nun durch den nahen Tod Karls des 9ten, die Ausſicht hatte. Sie ſuchte alſo den König zu überreden, die Gefangnen hätten eine Verſchwörung gegen ſein Leben und ſeine Krone gemacht; dann ließ ſie, um das Volk in ſeiner Stimmung zu erhalten, das Blut der ſogenannten Verbrecher fließen. La Mole und Coconnas wurden auf die Folter gebracht; der erſte bezeigte mehr Standhaftigkeit als von ſeiner großen Jugend zu erwarten war. Er geſtand zwar, daß er Willens geweſen ſey den Prinzen auf ihrer Flucht zu folgen,

aber ohne irgend eine andre Absicht, als ihnen die Freyheit zu verschaffen; die Verschwörung gegen den Staat und den König leugnete er standhaft. Coconnas aber war erschrocken als er die Folterwerkzeuge erblickte, und gestand die Verschwörung in des Königs Gegenwart; er hoffte durch dieses Geständniß der Folter und dem Tode zu entgehen. Katharina überließ sie aber der ganzen Strenge der ihr zugethanen Richter, und beyde junge Männer wurden auf dem Greve-Platz enthauptet. Die letzten Worte des la Mole geben eine Idee von dem Gemisch von Religion und Galanterie der damaligen Zeit. Auf dem Gerüste rief er: „Gott, und du heilige Jungfrau, erbarme dich meiner Seele und erhalte mich in der Gunst der Königin von Navarra und der Damen.“ Beym Entkleiden fand man ein Hemde von Notre Dame de Chartre, das er als eine Reliquie, beständig auf dem bloßen Leibe trug.

27) Wahrscheinlich um den jungen la Mole zu retten, war Margaretha so thätig für die Errettung der Prinzen. Sie verwandte all' ihr Genie und ihren ganzen Geist auf das Manifest für ihren Gemahl, welches immer als ein Meisterwerk in seiner Art bekannt war. Heinrich erhält sich darin mit einer heldenmüthigen Festigkeit, in seinem Rang und seiner königlichen Würde, mehr in dem Ton des Anklägers als des Angeklagten, indem er seine

ganze Vertheidigung auf die Beschimpfungen stützt, welche die Prinzen von Geblüt, und besonders er, von den Guisen, unterstützt von der Königin Mutter, erfahren haben. Diese erschrack wirklich über den Muth des Königs von Navarra, und begnügte sich damit, ihn bis zum Tode des Königs in Vincennes eingesperrt zu halten.

28) Nach Karls des 9ten Tode, bemächtigte Katharina sich der Regentschaft. Sie ließ sogleich den König von Navarra und den Herzog von Alençon, von nun an Herzog von Anjou genannt, vom Schlosse zu Vincennes nach dem Louvre bringen; hier ließ sie ihnen Zimmer dicht neben dem ihrigen einräumen, in denen vorher die Fenster mit dichten Gittern versehen wurden. Mit ihrer Macht verband sie noch List, benutzte die Jugend, und die Neigung des Königs von Navarra für die Frauen, um ihn in den Banden der Liebe zu fesseln. Ihre Politik hatte immer darin bestanden, eine große Anzahl schöner Frauen in ihrem Gefolge zu haben; auf ihren Befehl mußten diese, nichts weniger als strenge Schönheiten, jeden in ihr Netz fangen, den sie an ihrem Hofe fest halten, und dessen Geheimnisse sie erfahren wollte. Frau von Sauve rührte das Herz des Königs von Navarra, und zu gleicher Zeit den Herzog von Anjou; bald vergaßen sie über diese Leidenschaft, daß sie eigentlich Gefangne waren, und unternahmen nichts für ihre Freiheit.

29) Der König von Pohlen entfloh aus Crakau, und eilte nach Frankreich, wohin alle seine Wünsche ihn zogen. Er vermied auf dieser Rückreise den Churfürsten von der Pfalz, der ihm auf der Hinreise seinen Abscheu gegen die Greuel der St. Barthelemy sehr deutlich zu erkennen gab; die Art, wie er ihn empfing und behandelte, verdient hier beschrieben zu werden. Zwey tausend Mann zu Pferde im stärksten Gallop, empfingen ihn an der Gränze, umringten ihn wie Feinde, und führten ihn wie einen Gefangnen nach dem Schloß des Churfürsten. Dort fand er eine doppelte Wache an den Thüren; Kanonen vor allen Zugängen gepflanzt, und er mußte durch zwey Reihen Soldaten mit geladenen Gewehren; der Vorhof des Schlosses still, kein Mensch ihm entgegen; nachdem er eine Zeitlang gewartet hatte, entschloß er sich allein in die Zimmer zu gehen. Mitten im großen Vorsaal erblickte er den Rheingrafen und zwey Edelleute aus Paris, die sich aus der St. Barthelemy gerettet hatten; diese kamen ihm entgegen, und entschuldigten den Churfürsten, daß er nicht selber käme ihn unten zu empfangen, weil das Podagra ihn auf seinem Zimmer fest hielte. Er erwartete den König vor der Thür seines Zimmers; dieser gegenüber, und das erste, was ihm sogleich in die Augen fiel, war ein großes Gemählde, welches die St. Barthelemy so natürlich darstellte, daß man gleich auf den ersten Blick die Mörder und die Ermordeten erken-

nen mußte. Der Churfürſt fragte den König, der das Gemählde betrachtete, ob er dieſe Unglücklichen kenne? und als Heinrich ſagte, er kenne ſie, erwiederte der Churfürſt mit einem Zornentflammten Blick, und im ſchmerzlichſten Tone: „Die Ermordeten waren ehrliche Leute und gute Franzoſen; aber die Mordenden ſind lauter Verräther und Böſewichter.“ — Beim Abendeſſen ward der König von lauter Edelleuten bedient, welche jener entſetzlichen Nacht entronnen waren; er ſah nichts als drohende Geſichter, häufiges hin und her Rennen, und ein beſtändiges Ziſcheln und in die Ohren Raunen, wie geheime Befehle; andre wieder, die ganz laut auf die Urheber der Pariſer Bluthochzeit ſchimpften; die Herzoge von Nevers und von Mayne, Günſtlinge des Königs von Pohlen, italiäniſche Verräther, und lothringſche Schlächter nannten. Um das Entſetzen Heinrichs auf das höchſte zu treiben, entſtand in der Nacht ein Feuerlärm, wegen eines Schornſteines, der im Schloſſe brannte. Der Lärm, der Tumult war ſo entſetzlich, daß er in der That glaubte, nun für die St. Barthelemy büßen zu müſſen. Das ehrwürdige Alter des Churfürſten berechtigte ihn wohl, dem jungen Könige von Pohlen dieſe Warnung mit auf den Weg zu geben.

30) Er hatte einſt dem von Guaſt Briefe zugeſchickt, die er der Königin von Navarra übergeben ſollte. Er ging zitternd zu ihr, denn er kannte

ihren Zorn gegen ihn, und wußte es wohl, daß er ihr Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. „Herr von Guaſt," redete ſie ihn an, „es iſt ein großes Glück für Euch, daß ihr der Ueberbringer der Briefe meines Bruders ſeyd, den ich liebe und hochachte. Ohne dieſe hätte ich Euch wohl zeigen wollen, was es heißt, von einer Fürſtin wie mir, ohne die ihr ſchuldige Ehrfurcht zu ſprechen!" Guaſt mehr todt als lebendig, behauptete, er ſei unſchuldig, und bei ihr verleumdet worden; die Königin wandte ſich aber voller Verachtung von ihm, ohne ihn anhören zu wollen. Der König von Pohlen, der viel von der Königin Margaretha hoffte, trug es Frau von Dampierren auf, ſie mit ſeinem Günſtling wieder auszuſöhnen. Dieſe glaubte einſt einen günſtigen Augenblick bey der Königin von Navarra gefunden zu haben, und wiederhohlte ihr alles, was Guaſt ihr ſchon über ſeine Unſchuld vorgebracht hatte; ſie ſetzte noch hinzu: ſie möchte bedenken, wie wichtig es ihr ſeyn müßte, ſich mit einem Menſchen zu vereinigen, der bey ihrem Bruder Heinrich alles vermöchte; dieſer würde bald König von Frankreich, und dadurch in Stand geſetzt werden, ihr viel Gutes, aber auch viel Böſes zu erweiſen. Uebrigens, fügte ſie noch hinzu, „habe ich zur Zeit Franz des 1ſten geſehen, daß eure Tanten, die Prinzeſſinnen Margaretha und Magdalena, die eine nachmals Königin von Schottland, die andre Herzogin von Savoyen, den Herrn von Sardis ſehr ſchmeichelten,

obgleich er nur Garderobenmeiſter des Königs war; und das blos weil ſie viel durch ihn zu erlangen hoffſten.“ Die Königin, welche bis dahin ſie ruhig angehört hatte, fiel ihr hier lebhaft in die Rede: „Ein ſolches Beyſpiel paßt für Sie, Frau von Dampierre, denn Sie müſſen ſich um Gnade und um Gunſt bemühen; mir aber kommen ſie zu, als Tochter, Schweſter, und Gemahlin eines Königs, und wenn mein Bruder ſie mir, einem elenden Günſtling zu Gefallen, verſagen könnte, ſo würde er ſich ſelber mehr Schande dadurch zuziehen, als mir Verdruß!“

31) Ungeachtet des Eifers und der Freimüthigkeit, mit welcher der König ſein Unrecht wieder gut zu machen ſuchte, konnte es ihm Margaretha dennoch nie vergeben; ſie ward nie wieder ſeine Freundin. Eigenſinn, und eine Neigung zur Rachſucht, lag in dem Charakter der Königin von Navarra; dieſe Fehler verurſachten in der Folge das Unglück ihres Lebens, und brachten ſie um die Liebe ihres Gemahls.

32) Auf der Reiſe nach Avignon ward auf der Rhone, ein Theil des Gepäckes der Königin Margaretha verloren. Dies war damals keine unbedeutende Begebenheit. Die ungeheuren Verſchwendungen des Königs und der Königin Mutter hatten alle Reſſourcen, und alle königlichen Schätze erſchöpft.

Der Mangel war ſo groß bey Hofe, daß die meiſten Pagen des Königs ihre Mäntel auf der Reiſe verſetzten, um ſich etwas zu eſſen zu kaufen; hätte nicht ein Schatzmeiſter, der Königin Mutter 5000 Livres geborgt, ſo wären alle ihre Damen und Hofſräulein davon gelaufen. Man ſprach von nichts als von dem Teufel Geld, daß, wie es damals hieß, geſtorben war, und dem ſie eine Grabſchrift in Verſen ſetzten. Zu Avignon beſuchte der König die büßenden Brüder; dieſe Andachtsübung iſt nur in den mittäglichen Provinzen Frankreichs bekannt; ſie beſtand damals in Prozeſſionen, denen man in Sack gekleidet, und ſich öffentlich geißelnd folgte. In dieſem Aufzuge erſchienen der König Heinrich der 3te, der Kardinal von Lothringen und der König von Navarra, der aber, wie Heinrich der 3te bemerkte, nicht dazu paßte. Der Kardinal ſtarb zu Avignon, und die Königin Mutter ward durch ſeinen Tod, von einem ſchrecklichen Gegner bey der Adminiſtration der Reichsgeſchäfte befreyt. Sie eilte den König nach Lyon zurückzuführen, der ſich auch willig wieder unter ihre Vormundſchaft begab.

33) Der Hof ging wegen der zwiefachen Ceremonie nach Rheims, nemlich wegen der Vermählung des Königs mit der Prinzeſſin Louiſe von Vaudemont, und wegen der Königlichen Krönung. Man wollte während beyden viele üble Vorbedeutungen wahrnehmen, und man ahndete deshalb nichts Gutes

von dieſer Regierung. Erſtlich konnte erſt am Abend Meſſe geleſen werden, weil der König den Tag über mit ſeinem Anzuge, dem Haarkräuſeln der Königin, und mit dem Fältlen ihrer Halskrauſe beſchäftigt war; zweytens fiel ihm die Krone wieder vom Kopfe, nachdem die Biſchöfe ſie ihm aufgeſetzt hätten; und endlich wurde zuletzt das gebräuchliche Tedeum zu ſingen vergeſſen.

34) Heinrich der 3te unterdeſſen, lebte in ſeiner müßigen Weichlichkeit unbekümmert fort, und glaubte ſeinen Bruder hinlänglich bewacht. Mezeray ſagt: „die Nächte brachte er mit Gaſtmahlen und Balletten zu, den Morgen mit der Anordnung ſeines Anzuges, und mit Erfindungen neuer Moden, und den Reſt des Tages, mit ſeiner Gemahlin herum zu fahren, und alle kleine Hunde weg zu fangen, die er in den Bürgerhäuſern oder in den Nonnenklöſtern fand, um dann über die Klagen der Weiblein zu lachen, die mehr ihren Mops als ihre Kinder lieben.“

Wahrſcheinlich iſt dies eine Anſpielung von Mezeray auf Ludwig den 13ten, der dieſe Worte als ein Knabe ſagte. Im Zimmer ſeiner Mutter, der Königin Maria von Medizis, war er ſo unglücklich, den kleinen Hund ſeiner Mutter zu treten; der Hund biß ihn in den Fuß; Maria von Medizis, ohne auf die Wunde ihres Sohnes zu achten, ſchalt ihn in Gegenwart des Hofes, daß er den Hund ge-

treten; darauf sagte Ludwig, als er sich den Fuß verbinden ließ: „wahrscheinlich liebt meine Mutter ihren Hund mehr als mich!"

35) Der König von Navarra hatte Urlaub erhalten bey Senlis zu jagen. Kaum war die Jagd vorüber, als zwey seiner Freunde im stärksten Gallop zu ihm gesprengt kamen, und ihn berichteten: der König argwohne etwas anders noch hinter dieser Jagdparthie, vielleicht wäre in diesem Augenblick schon der Befehl gegeben, ihn zu arretiren. Die Furcht bemeisterte sich seines Vertrauten und seines Gefolges; das unglückliche Ende von La Mole und Coconnas schwebte ihnen noch vor Augen, außerdem waren sie auch noch überzeugt, es sey Katharina's Grundsatz, die Günstlinge der Prinzen aufzuopfern, wenn sie sich der Prinzen versichern wollte. Sie bereden also den König von Navarra, diese gute Gelegenheit zu benutzen, um sich aus den Händen des Königs zu retten, und wieder in alle seine Rechte zu treten. Er entschließt sich auf der Stelle dazu, schickt St. Martin, der ihn zur Aufsicht gegeben war, nach Paris, unter dem Vorwand, den Argwohn des Königs durch Versicherungen der Unterwürfigkeit zu zerstreuen. Dann ging er noch in der Nacht, von seinen Anhängern begleitet, über die Seine nach Poissy, und bis nach Saumur. Von Senlis bis Saumur hatte der König von Navarra das tiefste Stillschweigen beobachtet; als er

aber bey Maille über die Loire ging, rief er tief seufzend: „gelobt sey Gott, der mich befreyt hat! Meine Mutter hat man zu Paris sterben lassen, den Admiral daselbst ermordet, so wie alle meine treuen Diener, und mit mir würde man es nicht besser gemacht haben, aber Gott hat mich beschützt; ich gehe nicht wieder nach Paris, man müßte mich hinschleppen." Dann setzte er scherzend nach seiner Weise hinzu: „zwey Dinge nur bereue ich, die ich in Paris zurück lassen mußte: die Messe und meine Frau. Die erste will ich suchen zu entbehren; aber meine Frau will ich wieder haben, diese kann ich nicht entbehren." Er ging mit seinen treuen Protestanten in sein Land nach Nerac, um von dort aus die Bewegungen des französischen Hofs zu beobachten.

36) Von Guast ward 1575 ermordet. De Thou beschuldigt die Königin Margaretha, seine Ermordung veranlaßt zu haben. L'Etoile in seinem Tagebuche Heinrichs des 3ten, behauptet: Anton Düprat Baron von Vitcaur, der Guast ermordete, habe es auf Anstiften des Herzogs von Anjou gethan. Andre Geschichtschreiber der Zeit schreiben es der Königin Mutter zu.

37) Bey einem der Feste, die auf diesen Frieden folgten, sah Dom Juan von Oesterreich zuerst die Königin Margaretha. Er war in der Blüthe

der Jugend, und schon wegen der Schlacht bey Lepante, und wegen der unzähligen Siege über die Türken berühmt. Er war auf der Reise von Mayland nach Flandern begriffen, wo er auf Befehl seines Bruders, Philipps des 2ten, das Gouvernement antreten sollte. Philipp fürchtete irgend eine Falle vom Könige von Frankreich, obgleich dieser auf seiner Rückreise von Pohlen, in Wien vom Kaiser sehr wohl war aufgenommen worden; Dom Juan durfte also auf seiner Durchreise, in Paris nur incognito und in einer Verkleidung erscheinen. Er war einer der vorzüglichsten Fürsten seiner Zeit, von schöner Gestalt und von ausgezeichneten Geistesgaben. Er hätte wohl gewünscht, in vollem Glanz eines Kaisers Sohns an dem französischen Hof erscheinen zu können; mehr noch trug er Verlangen, mit der Königin Margaretha bekannt zu werden; aber der Befehl seines Bruders verhinderte ihn daran. Er mußte eine Verkleidung wählen; er nahm die eines Mohren, um sichrer unerkannt zu seyn, ließ sich das Gesicht schwärzen und die Haare kraus machen, und gab sich für den Sklaven des Octavio von Gonzago, Bruder des Prinzen Amalfi, aus, der ihn auf dieser Reise begleitete. Denselben Abend als er zu Paris ankam, war ein Ball im Louvre; die Königin Mutter beschäftigte den Hof mit Festen und Ergötzlichkeiten, damit die Staatsgeschäfte ihr in Händen blieben. „Wo die Königin Mutter hingeht," sagt Montuc, „folgt ihr ein

Ball auf der Ferse nach." Dom Juan ging hin als Mohr gekleidet, und sah die schöne Königin von Navarra mit ihrem Bruder Heinrich dem 3ten tanzen. Er bewunderte die seltne Schönheit, und erhob sie über alle Schönheiten Spaniens und Italiens. Er sagte zu Gonzago, der ihn begleitete: „Aunque la hermosura desta Reyna sea mas divina que humana, es mas para perder y daunar los hombros que salvar los. **Obgleich die Schönheit dieser Königin mehr göttlich als menschlich ist, so wird sie die Menschen doch eher zur Verdammniß als zur Seligkeit verleiten.**" Die Bewunderung, welche Margaretha bey Dom Juan erregte, blieb nicht ohne Vortheil für sie; die Wirkungen erfuhr sie nachmals auf ihrer Reise in Flandern.

38) Philipp der 2te, der seinen Bruder Dom Juan zum Tode verurtheilt hatte, fand unter den Papieren des jungen Helden eine Original-Handschrift der **Ligue**, oder eine Vereinigung zwischen ihm und dem Herzog von Guise, die für Frankreich und für Spanien gleich gefährlich war. Philipp der 2te benutzte zu seinem Vortheil, was ihn verderben sollte, und that dem Herzog von Guise den Vorschlag in seinem eignen Namen. So war Dom Juan die indirecte Ursache jener berüchtigten **Ligue**, diese Quelle so vieler Uebel! Die erste Idee dazu,

kam eigentlich vom Herzog von Lothringen; er hatte sie in Trident gefaßt; der Tod seines Bruders, der von Poltrot ermordet ward, hatte die Ausführung verschoben; er nahm sie wieder vor, als sein Neffe Heinrich in dem Alter war, daran Theil zu nehmen; und der Tod des Kardinals verhinderte den Herzog nicht, sie wirklich auszuführen.

Heinrich der 3te blieb ganz ruhig und müßig, mitten unter den Unruhen. Statt die Zügellosigkeit des Hofes abzuschaffen, um seiner, und um der Religion willen, stiftete er Brüderschaften, und stellte sich selber öffentlich bey unanständigen Prozessionen zur Schau. Das Volk ließ sich davon nicht blenden, seine Andacht ward allgemein für eine Mummerey gehalten. Man trug sich sogar mit folgender Schrift herum: „Heinrich durch seiner Mutter Gnaden, träger König von Frankreich, und in der Einbildung von Pohlen; Aufseher des Louvre: Küster von St. Germain; Hannsens Schwiegersohn; Halskrausenfältler, und Haarkräusler seiner Frau; Krämer am Gerichtshof; Besichtiger der Badestuben; Guardian der vier Bettelmönchsorden, und Protektor der Weißmäntel."

39) Mondoucet wollte damit die Oberherrschaft von Frankreich über Flandern wieder herstellen. Frankreich hatte in den Tractaten von Madrid und von Cambray darauf Verzicht gethan.

40) Eine Abtiſſin haben ſie eigentlich nicht, ſondern eine Prödſtin. Der Landesherr iſt Abt dieſer Stiftsdamen.

41) Eliſabeth, Gemahlin Philipps des 2ten, der, nach mehreren Geſchichtſchreibern, ſie kurze Zeit nach dem Tode des unglücklichen Dom Carlos vergiften lieſs.

42) So entging die Königin von Navarra der gröſsten Gefahr, die ihr jemals gedroht, allein durch ihren muthvollen Geiſt, der ſo von allen kleinlichen Rückſichten frey, und ſo reich war an ſchnellen und glücklichen Reſſourcen. Welche Talente hätte dieſe Frau entwickeln können, wären ſie auf einer ihr würdigen Stelle erſchienen! Ihr Schickſal hielt ſie immer von den groſsen Geſchäften entfernt, und gab ihr nichts als die Intrigue. Es iſt ſicher ſehr zu bewundern, daſs eine Frau, in einem Alter von kaum 24 Jahren, die ſchönſte Frau am franzöſiſchen Hofe, die keine andre Beſchäftigung hatte, als Feſte und Ergötzlichkeiten, daſs dieſe auch einer recht tiefen Politik fähig war. Sie ergründet die Menſchen, die ſie für ihren Bruder gewinnen will; macht Plane zu ſeiner Unternehmung; ſetzt einer unvorhergeſehenen Gefahr die bewundernswürdigſte Kühnheit entgegen; und findet, in der gröſsten Verlegenheit, das ſicherſte und verſtändigſte Mittel.

43) Der Lebhaftigkeit, mit welcher Margaretha von ihrem Bruder und ihrer Liebe zu ihm spricht, sind die verhaßten Gerüchte zuzuschreiben, welche ihre Feinde über ihr Verhältniß verbreiteten. Dem Haß dieser Leute ist eben so wenig unbedingter Glauben beyzumessen, als dem Lobe des Herzogs von Anjou, von welchem Margaretha überfließt. Der Widerspruch in den Anklagen gegen sie zeugt uns für den Ungrund derselben; denn so wie ein Theil alles, was Margaretha für ihren Bruder gethan, einer unerlaubten Liebe zuschreibt, und in dieser allein den Grund zu ihrer Freude beym Wiedersehen findet; so fällten nach des treuen Mezeray Bericht, sehr viele über diese Reise ein ganz entgegengesetztes Urtheil. „Viele behaupteten laut, sie wäre, unter dem Vorwand für ihren Bruder zu arbeiten, blos mit dem Vortheil des Herzogs von Guise beschäftigt gewesen, für den sie immer Anhänglichkeit behalten. Sie habe, behaupten sie, dem Dom Juan eine feste sichre Stütze zu verschaffen gesucht, damit der Herzog von Guise und die spanische Regierung ihre Kräfte gemeinschaftlich zur Vertreibung der Protestanten aus Frankreich und aus den Niederlanden anwenden können; und alles das, setzen sie hinzu, um während den Unruhen eine anständige Entschuldigung zu finden, nicht zu ihrem Gemahl zu gehen, dessen Religion, und mehr noch dessen Person sie haßte."

Man thut beſſer dieſe weithergeholten Gründe nicht anzunehmen; natürlicher iſt es, da die ſcharfſichtigſten Hofleute den Zweck und die wahre Abſicht ihrer Reiſe nach Spa ſo falſch beurtheilten, ihrer ſimpeln naiven Erzählung zu trauen: daß ſie nemlich für ihren Bruder gearbeitet, und daß ihre Zuneigung zu ihm auf reine ſchweſterliche Zuneigung gegründet war. Wenn ihre Verbindung mit Dom Juan von der Art war, wie jene annehmen, was hätte ſie dann abgehalten ſich mit den Spaniern zu vereinigen, und die Truppen des Herrn von Barlemont in Dinan einzulaſſen?

44) Tanz und Feſtlichkeiten fingen bey Hofe wieder an, die wegen des Kriegs, wegen der Reiſe des Königs nach Poitou, und vorzüglich wegen der Abweſenheit der Königin von Navarra aufgehoben waren; denn ſie war die Zierde des Hofes, die Seele der Feſte und der Freude. Täglich kamen Fremde eigentlich nach Paris, dieſe hohe Schönheit zu ſehen, die, wie ſie ſagten, in ganz Europa berühmt war. Unter andern war auch ein Edelmann aus Neapel aus eben derſelben Neugierde nach Paris gekommen; und da die Königin grade auf ihrer Reiſe nach Spa begriffen war, als er daſelbſt ankam, ſo verſchob er ſeine Abreiſe um zwey Monate, um ſie zu ſehen; da er ſie geſehen hätte ſagte er: „Ehemals hatte die Fürſtin von Salerno einen ſolchen Ruf der Schönheit in unſrer Stadt Neapel,

daß ein Reisender, der sich dort aufgehalten, und nach Hause ging, ohne sie gesehen zu haben, nicht sagen durfte, er habe Neapel gesehen. So würde auch ich, weder Frankreich noch den Hof gesehen zu haben mich rühmen können, ohne den Anblick dieser Königin, seine Zierde und seinen Reichthum. Nun ich sie aber so wohl betrachtet und angeschaut, so darf ich wohl sagen, ich habe das Schönste in der Welt gesehen, und unsre Prinzessin von Salerns ist gegen diese Königin für Nichts zu achten. Ich gehe vergnügt über einen so herrlichen Anblick von hier. Ihr glücklichen Franzosen, die ihr täglich dieses Antlitz schauen dürft!" —

Brantôme hat uns das größte Detail erhalten über Alles was ihren Anzug und ihre Lieblingsfarben, ihre Anmuth in der Anordnung der geringsten Zierrathen betrifft, so auch den Einfluß, den ihre Art sich zu kleiden bey Hofe hatte. Aus den Memoiren ihrer Zeit erfährt man, wie sehr sie die Pracht in Kleidungen und in Schmuck liebte. Sie hatte auch die Mode aufgebracht, den Busen bloß zu tragen. Nach den Gemählden, die von ihr vorhanden sind, hat sie diese Mode bis in ihr Alter beybehalten, und bis zu einer Zeit, wo Maria von Medizis eine Sittsamkeit einführte, welche den Frauen unter den Regierungen Heinrichs des 3ten und Heinrichs des 4ten unbekannt war. Margaretha ist wohl zu entschuldigen, da sie an dem Hof ihrer Mutter lebte, der das Beyspiel des Prunks,

ber Schwelgerey und aller Ausschweifungen gab, wenn sie Hang zum Leichtsinn und zur Verschwendung verrieth. Es schien auch alles sich zu vereinigen, um sie zu diesen beyden Fehlern zu verleiten. Der Hof ihres Bruders bot jeden Augenblick ganz bewundernswürdige Dinge dieser Art dar. Am heiligen drey Königs Tage, da Fräulein von Pons (nachmalige Marquise von Guercheville) Bohnenkönigin geworden war, ward sie von Heinrich dem 3ten vom Louvre bis zur Kapelle Bourbon zur Messe geführt. Der König verzweifelt schön gekräuselt und gepufft, seine Mignons (so nannte man damals spottweise seine Günstlinge) eben so geputzt; Büssy war auch bey dieser Ceremonie im Gefolge seines Herrn des Herzogs von Anjou auf die einfachste und bescheidenste Weise gekleidet, und sagte ganz laut, da er die sechs Prinzen des Königs in Goldstoff gekleidet sah: „Es ist nun die Jahrszeit so; die größten Lumpenkerle sind am prächtigsten!“ So suchten die Leute des Herzogs von Anjou, und die Mignons des Königs sich gegenseitig zu necken; daher kam aller Streit, und die Zwietracht, die Paris und den Hof so lange entzweyten, und die endlich an der Verbannung der Königin Margaretha schuld waren. Weil sie mit dem Herzog von Anjou einig war, suchte man, um ihn zu ärgern, sie aufs lebhafteste zu kränken. Der König von Navarra indessen flichte sich seinen Aufenthalt zu Agen, durch galante

Intriguen angenehm zu machen. Frau von Sauves war zur Zeit ſeiner Gefangenſchaft im Louvre ſeine erſte Geliebte; Fräulein von Tignonville, die Tochter der Oberhofmeiſterin ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Catharina von Navarra, erſetzte die Frau von Sauves bald bey ihm; nicht lange ſo ward ſie von der ſchönen Coriſande verdrängt; dies war die Gemahlin von Philibert von Grammont, Graf von Guiche. Margaretha wußte ſehr wohl um alle Liebeshändel ihres Gemahls.

45) Ueber ſeine Figur ließ der Herzog von Anjou nicht mit ſich ſcherzen. Büſſy, ſein erſter Günſtling, ſein Freund hat es mit dem Leben bezahlen müſſen. Er ſpielte mit ihm und mit andern jungen Leuten aus ſeinem Gefolge ein Spiel, in welchem einer ſich muß von den andern verſpotten laſſen. Der Herzog verſchonte Büſſy hiebey nicht; da er an die Reihe kam, forderte er Büſſy zu ähnlicher Freymüthigkeit auf; der Günſtling benutzte dieſe Erlaubniß, und zog den Herzog mit ſeiner häßlichen Geſtalt auf. Dies ging aber über den Scherz, und der Herzog vergab es ihm niemals. Er verſöhnte ſich mit ſeinem Bruder Heinrich dem 3ten, und hinterbrachte dieſem die Liebeshändel von Büſſy und beſonders die Zuſammenkünfte, die ihm die Gemahlin des Grafen von Montſoreau verſtattete. Der König benutzte das nach ſeiner Gewohnheit ſogleich, um Büſſy zu verderben; ent-

deckte dem Grafen Montsorcau das Verständniß seiner Gemahlin mit Büssy; der Graf lockte ihn zu sich ins Haus, und ermordete ihn.

46) Dieser Heinrich, sagt ein Geschichtschreiber aus jener Zeit, kleidete sich wie ein Büßender, folgte den Prozessionen, geißelte sich zu gewissen Tagen, beobachtete das Stillschweigen wie ein Karthäuser; dann ging er auf einmal wieder bedeckt von reicher Stickerey, und machte den Damen die Aufwartung, gab prächtige Feste und überließ sich der größten Ausgelassenheit, und allen ersinnlichen Ausschweifungen.

47) Der Geschichtschreiber Dupleix, der aus dem Munde der Königin Margaretha selbst, manchen besondern Umstand zu erfahren Gelegenheit hatte, versichert, sie oft sagen gehört zu haben: sie könne die Tyranney ihres Gemahls und des Königs nicht länger ertragen, und habe ihr ganzes Herz, und alle ihre Zuneignung dem Herzoge von Anjou geschenkt, für dessen Heil sie gern ihr Leben gebe.

48) Der eigentliche Zweck der Katharina zu dieser Reise, war die Macht der Protestanten, ihre Verbindungen, und den Geist und die Leidenschaften ihrer Anführer auszukundschaften, um sie leichter zu entzweyen und zu besiegen.

49) Zu Bourdeaux hielt Margaretha ihren Einzug mit allem Pomp einer Monarchin. Sie trug ein Kleid mit orangefarbnem Grunde; (Orange war ihre Lieblingsfarbe;) bedeckt mit Edelsteinen und reicher Stickerey. Sie ritt einen weißen Zelter, und ihre hohe Schönheit und königliches Anstand, wurde von dem zahlreichen Volke, das sich bey ihrem Einzuge versammelt hatte, laut bewundert. Die Stände huldigten ihr, und sie beantwortete die verschiedenen Anreden des Erzbischoffs, im Namen der Geistlichkeit; des Marschalls von Biron als Maire, im Namen der Municipalität, dann noch eine als Generallieutenant des Königs; dem Präsidenten für seinen Stand; und so jedem besonders, mit einer Beredsamkeit, Zierlichkeit und Leichtigkeit, wodurch die Einwohner von Bourdeaux an die Königinnen Margaretha und Johanna d'Albret erinnert wurden, denen sie an Kenntnissen gleich war, und an Schönheit bey weitem überlegen.

50) Die Vereinigung von Margaretha mit ihrem Gemahl, schien aufrichtig und herzlich; während die beyden Höfe zusammen waren, machten sie sich unaufhörlich Liebkosungen. Sie schienen die alten Zwistigkeiten, während den Tänzen und Festlichkeiten vergessen zu wollen.

51) Während die Königin Mutter den König von Navarra mit Tänzen und Turnieren ergötzte,

suchte sie zwischen ihm und dem Vicomte von Turenne Zwietracht zu stiften. Sie schien einzig mit den Lustbarkeiten beschäftigt, und hörte doch nicht auf, Anschläge gegen die Protestanten zu schmieden. Einen Beweis davon gab sie am zweyten Tag ihrer Ankunft zu Auch. Ein alter Edelmann Namens Ussac kommandirte die Protestanten in la Réole; sein Alter und sein Gesicht voll Narben machten ihn ehrwürdig, und der König von Navarra hatte viel Zutrauen zu ihm. Während der Hof sich zu la Réole aufhielt, verliebte sich der alte Mann in eine der Hofdamen der Königin Mutter. Seine Leidenschaft war bald kein Geheimniß mehr, und seine Dame, und der Hof verspotteten ihn, und lachten über seine ungeziemende Thorheit. Er ward böse, daß man ihn auslachte, besonders gerieth er sehr in Zorn, da der König von Navarra und der Vicomte von Turenne ihn nicht verschonten. Aus Rache ergab er sich und seine Festung der Königin Mutter. Der König von Navarra war auf dem Ball, als sein Kammerdiener ihm diese verdrüßliche Nachricht brachte. Ohne sich irgend etwas merken zu lassen, ging er zu Rosni, nachmaligem Herzog von Sülly und zu vier oder fünf seiner übrigen Getreuen, und sagte zu ihnen: „So geheim als möglich bestellt alle meine Freunde vor das Stadtthor, in einer Stunde werde ich zu Pferde bey ihnen seyn, mit dem Harnisch unter dem Jagdkleide. Wer mich liebt, und die Ehre, der wird mir folgen!“

Sie gehorchten ihm so pünktlich, daß er sich mit Anbruch des Tages schon vor Florence (einer Stadt in der Gascogne, in der Grafschaft Armagnac) befand; die Einwohner, wegen des Friedens unbewaffnet, mußten sich gleich ohne Widerstand ergeben. Die Königin Mutter glaubte ihn noch ganz ruhig in Auch, und war sehr überrascht, als sie den Morgen beym Erwachen die Nachricht erhielt. Sie rief lachend: „Das soll für Nèole gelten; der König von Navarra will Wurst wieder Wurst, aber ich habe doch die fetteste!"

Diese Feindseligkeiten machten eine Zeit lang die beyden Höfe kälter gegen einander, und die Königin Mutter ging nach Agen. Von dort sandte sie Deputirte an den König von Navarra, um eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Der König war sehr leicht dazu zu bereden, und sie vereinigten sich in Nèrac, wo er sich mit seinem ganzen Hofe befand.

Der Kardinal von Bourbon, den die Ligue nochmals zum Könige machte, unter dem Namen Karl der 10te, ermahnte eines Tages den König von Navarra, doch recht ernst und aufrichtig die katholische Religion anzunehmen. Der König merkte in seiner Anrede einigen Sauerteig von der Ligue, die sich seit zwey Jahren bildete, und antwortete ihm scherzend: „Mein Oheim, hier behauptet man, Ihr würdet zu Paris zum Könige erwählt werden; rathet ihnen doch lieber Euch zum Pabst zu erwäh-

len! Dieſe Rolle ziemt Euch weit beſſer, und erhebt Euch nicht allein über Eure Wahiherrn, ſondern auch über ſämmtliche Könige der Erde.“

52) Der Frieden zwiſchen dem König von Navarra und Margaretha ward alſo wieder gebrochen, und iſt von dieſer Zeit an nie wieder recht zu Stande gekommen. Von hier an enthält das Leben der Margaretha nichts als wiederholte Beweiſe ihrer Uneinigkeiten, bis der König von Navarra endlich ſich von ihr ſcheiden ließ, und dadurch die Freyheit erhielt, eine andre Gemahlin zu wählen; von da an begegnete er Margarethen mehr gleichgültig als feindlich.

53) Margaretha bildete ſich damals ein, daß ihr Kanzler Pibrac in ſie verliebt ſey, und er wünſche deshalb, ſie möchte ſich von ihrem Gemahl trennen und nach Paris zurück kehren. Dieſe Beſchuldigung war aber ganz ungegründet; Pibrac rechtfertigte ſich hinlänglich deshalb in ſeiner Apologie, und Margaretha kam zuletzt auch davon zurück; zum Beweiſe trug ſie ihm nachmals wieder die Führung des wichtigen Geſchäfts mit dem Könige ihrem Bruder auf.

54) Dieſer augenblicklichen Verſöhnung muß man die Gleichgültigkeit und den Unglauben zuſchreiben, mit welcher der König von Navarra die ge-

hässigen Gerüchte aufnahm, welche über Margaretha und den Vicomte von Türenne verbreitet wurden. Philipp von Strozzi wollte die Schwester des Vicomte von Türenne heyrathen, und bat deshalb bey Heinrich dem 3ten um Urlaub an den Hof von Navarra reisen zu dürfen. Heinrich hatte aber diese reiche Partie für einen seiner Mignons bestimmt, jene Verbindung war ihm also verdrüßlich; da er jedoch an Strozzi den Urlaub nicht verweigern konnte, suchte er wenigstens den Vicomte und Margaretha, die er haßte, zu ärgern. Er gab also an Strozzi einen Brief für den König von Navarra, mit dem Befehl ihn ihm zu eignen Händen zu übergeben. In diesem Briefe nun gab er ihm Nachricht von dem Verständniß der Margaretha mit dem Vicomte von Türenne. Er gab ihm den Rath, diesem Liebeshandel ein Ende zu machen, ohne sich über ihn etwas merken zu lassen. Der König von Navarra gab diesen Brief mit der größten Ruhe der Margaretha zu lesen, und hernach dem Vicomte. Dieser Schritt des Königs von Frankreich hatte traurige Folgen; er hätte sie wohl voraus sehen können! Margaretha war höchst aufgebracht, sie verschaffte sich eine glänzende Rache; sie zündete einen neuen Krieg an! — Man glaubte die Unruhen durch die Zusammenkunft zu Nérac gestillt, und Heinrich der 3te schien ganz unbesorgt wegen der Güyenne. Er und seine Mignons erlaubten sich Spöttereyen über den König seinen Schwager,

dem er ſehr verächtlich begegnete. Der Herzog von Guiſe war während der Abweſenheit des Königs von Navarra, allein im Beſitz der Gunſt der Frau von Sauve geblieben, und machte ſich auch über ihn wie über einen unglücklichen Liebhaber luſtig. Margaretha hatte vor ihrer Abreiſe vom franzöſiſchen Hof ſich Leute beſtellt, die ihr von allem dem ſehr genau Nachricht gaben. Da ſie nun entſchloſſen war ſich an ihren Bruder zu rächen, konnte ſie keine beßre Gelegenheit dazu finden, als die Proteſtanten wider ihn zu waffnen. Zu dem Ende erzählte ſie der Foſſeuſe alle jene Berichte von Paris, und die Spöttereyen, die man ſich über ihren Gemahl erlaube; die Foſſeuſe ermangelte dann nicht, es ſogleich ihrem Geliebten zu hinterbringen. Sie war aber freylich noch zu jung zu einer ſolchen Intrigue, und vernachläſſigte manche Gelegenheit, den König von Navarra gegen den franzöſiſchen Hof aufzubringen; Margaretha ſuchte alſo ein Fräulein Rainctet, der er auch günſtig war, auf ihre Seite zu bringen, hernach gewann ſie die Geliebten der Staatsräthe, die am meiſten Einfluß im Staatsrath hatten. Nachdem alles zu ihrem Vortheil ſtimmte, ließ ſie die Mine ſpringen. In einem Moment ſtand das ganze mittägliche Frankreich im Kriegsfeuer, und die Völker wieder unter den kaum niedergelegten Waffen. Durch die Intrigue der Königin von Navarra bekam dieſer Krieg den Namen des Kriegs der Verliebten; denn alle die An-

theil daran nahmen, und die meiſten im Staatsrath, waren verliebt, und wurden durch ihre Geliebten zum Kriege verleitet. Hier erkannte man die Tochter der Katharina von Medizis, und ihre Lehren.

55) Margaretha hätte es ſehr ungern geſehen, wenn man am franzöſiſchen Hof von ihren Intriguen gewußt, und ſich durch Gegenanſtalten geſchützt hätte. Sie ſchrieb alſo an Pibrac, die Proteſtanten wären mehr als je entfernt von allen Kriegsgedanken; das Wohlwollen ihres Gemahls ſey ihr Bürge für den Frieden und die Ruhe, — und dieſe Briefe befahl ſie ihm den König von Frankreich zu zeigen. Da dieſe friedfertigen Ausſichten ſeiner Trägheit ſehr angenehm waren, merkte er die Falle nicht, machte ſo gar ſeiner Schweſter ein Geſchenk von funfzigtauſend Livres, und ſchrieb ihr ſchmeichelhafte Briefe voller Verſicherungen ſeiner Freundſchaft.

Er fing an einigen Verdacht zu ſchöpfen, als man ihm aus Toulouſe und Guyenne ſchrieb, daß der Krieg wieder losbräche, daß die Leute ſeiner Schweſter öffentlich Waffen trügen, bey den Plünderungen der Städte zugegen wären, und täglich ſich mit den Katholiken ſchlügen. Er gab Pibrac Nachricht davon, trug ihm auf es der Königin Margaretha zu berichten, und ihr mit ſeinem ganzen Zorne zu drohen. Sie ließ aber, ohne im min-

desten zu erschrecken, durch Pibrac alles ableugnen, und Heinrich schlummerte sorglos wieder ein. — Wie sehr wurde er durch die Nachricht aufgeschreckt: der König von Navarra habe Cahors belagert, erobert, und geplündert. Cahors gehörte eigentlich mit zur Appanage der Königin Margaretha von Valois. Der König ihr Bruder hatte ihr zur Mitgift die Quercyschen und Agenschen Landvoigteyen gegeben. Die Rechtsgelehrten Frankreichs waren schon sehr erstaunt darüber, daß ihr Heyrathsgut gegen den Gebrauch in Ländereyen angewiesen wurde; denn eigentlich sollten die Töchter von Frankreich keine andere Mitgift erhalten als Geld. Sie erstaunten aber noch weit mehr, da ihr Bruder, um ihre Lage ehrenvoller zu machen, durch Diplome ihr alle von der Krone unzertrennliche Rechte überließ; so wie die Ernennung der Bischöfe und Aebte. Man hatte ihr sogar, wie schon erwähnt, einen besondern Kanzler gegeben. Diese Theilung war den Einwohnern von Quercy zuwider; sie waren geschworne Feinde der Protestanten, hatten diese Feindschaft während dem letzten Kriege hinlänglich gezeigt, sie waren also nichts weniger als geneigt dem Könige von Navarra zu gehorsamen. Ueberdieß hielten sich gerade zu Cahors mehrere von denen auf, die sich bey den Massacren nach der St. Barthelemy sehr thätig gezeigt; Margaretha hatte große Lust diesen Ort, als zu ihrer Appanage gehörig, zu besitzen, sie arbeitete also unaufhörlich

daran, den König ihren Gemahl zu dieſer Belagerung zu überreden, und dieſer brachte die andern Häupter der Proteſtanten auch bald dahin.

Da nun der Krieg nicht länger vor Heinrich dem 3ten verhehlt werden konnte, gerieth er in heftigen Zorn; er bemächtigte ſich der Güter der Revoltirten, beſonders derer des Königs von Navarra; ſie wurden in Sequeſtration in die Hände der General-Einnehmer gegeben, um den Krieg damit zu beſtreiten, und das Volk um ſo viel von ſeinen Abgaben zu erleichtern; dann gab er, um die Proteſtanten zu vereinigen, ein Edikt, nach welchem er alle vorigen Edikte zu Gunſten der Proteſtanten beſtätigte, unter der Bedingung, daß jeder ruhig bey ſich zu Hauſe bleibe; und zuletzt errichtete er drey Armeen, und gab dem Marſchall von Biron das Commando der einen, die nach der Güyenne beſtimmt war.

56) Gleich am Anfange dieſes Kriegs, entging der König von Navarra einer ſehr groſſen Gefahr, bloß durch einen Wink, den Margaretha ihm gab. Sie ſchrieb ihm, es läge ein Trupp Katholiken, die der Marſchall von Biron geſendet, in der Gegend bey Mazeres im Hinterhalte, um ihn zu fangen, es ſey tod oder lebend. Der König von Navarra erkannte die Gröſſe dieſer Gefahr, und rettete ſich ſogleich, indem er durch die Garonne ritt, nach Nerac, wo ſich Margaretha befand. Dort wand

auch sie von einer Furcht beunruhigt, die aber nicht eben so gegründet war. Ihr Kanzler Pibrac hatte bey seiner Ankunft zu Paris, sowohl durch die öffentliche Sage, als durch Heinrich den 3ten, und die Königin Mutter erfahren: „Die Königin Margaretha werde im Monat März von einer sehr großen Gefahr bedroht, vorzüglich zwischen dem 20ten und dem 28ten desselben Monaths.“ Den Ursprung dieses Volksgerüchts fand Pibrac in der Weissagung des Astrologen Juntin. *) Er ließ ihn zu sich kommen, und erfuhr von ihm, daß er allen Fürsten, von denen er die Stunde der Geburt wisse, die Nativität stelle; da er sich nun mit dem Schicksale der Königin Margaretha beschäftigt, habe er jene Gefahr gefunden. Pibrac war vernünftig genug, um seine Fürstin nicht mit einem solchen Volksgeschwätz zu beunruhigen. Da er aber den König von Frankreich selbst, und die Königin Mutter dasselbe wiederhohlen hörte, fürchtete er eine Nachlässigkeit zu begehen, wenn er es der Königin von Navarra nicht mittheilte. Er schrieb es ihr also, suchte sie über dergleichen thörichte Weissagungen zu beruhigen, rieth ihr aber dennoch, indem er ihr von seiner Treue, und seinem Diensteifer sprach, sich auf einige

*) Aus Florenz; man hat verschiedene Astronomische und Astrologische Werke von ihm. Er ward von den Trümmern seiner Bibliothek erschlagen; er hatte sich aber eine andre Todesart geweissagt.

Tage von Nèrac zu entfernen, denn der Aſtrologe hatte hinzugefügt, ſie werde von der Hand des Königs ihres Gemahls getödtet werden, und ſich nach Agen, oder nach dem nah liegenden Port St. Marie zu begeben. Die Königin that es aber nicht; nicht etwa, als ob ſie die Weiſſagung des Aſtrologen nicht gefürchtet hätte; ſondern weil ſie in ihrer Verblendung das Ganze für eine Erfindung von Pibrac anſah, ſie von Nèrac zu entfernen, und nach Paris zu ziehen.

57) Der Krieg der Verliebten dauerte kein volles Jahr. Heinrich der 3te, ein Feind aller Anſtrengung und jeder Mühe, ſparte keine Mittel zum Frieden, und nahm ſehr gern die Vorſchläge dazu von ſeinem Bruder an. Dieſer ſuchte unter irgend einem honetten Vorwand die Niederlande wieder zu verlaſſen; er war des Kriegs in Flandern überdrüßig geworden, wo er ſich mehr wie ein Abenthéurer, als wie ein Held betragen, und alles was Margaretha vorgearbeitet hatte, um ihm den Weg zu bahnen, hatte er wieder zerſtört.

58) Ihre häuslichen Leiden machten ihr den Aufenthalt zu Nèrac dennoch nie zuwider, und konnten ſie nie beſtimmen nach Paris zurück zu gehen, denn ſie ließ noch in demſelben Jahre das Haus dort verkaufen, das der König ihr Bruder ihr ehemals geſchenkt hatte; es war wegen ſeiner Größe,

und wegen der Nähe des Louvres, eins der ansehnlichsten in Paris. Sie zwang ihren Kanzler, ohngeachtet seiner häufigen Gegenvorstellungen, es erst an sich zu kaufen, und es hernach mit Verlust an die Herzogin von Longueville zu verkaufen. Vielleicht wollte sie ihre beträchtlichen Schulden damit bezahlen, die sie sehr beunruhigten; sie war allein an Pibrac an 35000 Thaler schuldig, ohne ihre andren häufigen Verschwendungen zu erwähnen. Niemals gab es eine freygebigere Fürstin, sie schien in sich allein alle Prachtliebe, und allen Aufwand des Hauses Valois zu vereinigen.

Craigher, Joh.

Poetische Betrachtungen in freyen Stunden

von

Nicolaus.

1078

Mit einer Vorrede und einem einleitenden Gedichte begleitet von

Friedrich von Schlegel.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.
1828.

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1892.

Ich ſinge wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.

v. Göthe.

Vorrede.

Die angeborne Liebe des Deutschen zur Poesie zeigt sich auch darin, daß hier nebst allen anderen Wegen der sinnenden, erfindenden, spielenden Fantasie und den mannigfachsten Weisen kunstreicher Form und künstlerischer Nachbildung nicht selten auch eine andere, eigenthümliche und sehr einfache Art von Dichtung bloß aus der Quelle des forschenden Gedankens und ernster Gesinnung hervorgeht. Schon im Anfange und in der früheren Zeit unserer geistigen Entwicklung bemerken wir eine solche Richtung in fast allen Hervorbringungen von Klopstock, und in vielen, besonders den früheren Schillerischen Gedichten. In der neuesten Zeit ist nach dem Charakter derselben, wo durch die allgemeine Richtigkeit die entgegenstehende Strenge so leicht und wie von selbst in jedem tieferen Gemüthe hervorgerufen wird, diese ernste Gedanken-Poesie noch allgemeiner auch bey anderen Nationen hervorgetreten. —

Jener große Sänger der Finsterniß, in welchem die jetzige brittische Kunst allen anderen Dichtern und Söhnen dieser Zeit vorangetreten ist, hat auch in Frankreich einen, wiewohl ungleich milderen und weicheren, melodischen Nachhall, weit abgehend von aller früheren, dasigen Gefühls-Weise und Dichter-Gewohnheit, erwecket. Einen ähnlichen Ursprung, eine dieser verwandte Richtung haben auch die hier gesammelten Gedichte; und wenn die darin enthaltene dichterische Anrede (S. 80) an den Vorredner ebenfalls auf dieser Übereinstimmung der Ansicht beruht, so glaubt derselbe diese nicht besser erwiedern zu können, als durch die Mitgabe eines, viel früher und schon vor vier Jahren aufgezeichneten, obwohl noch unvollendeten und bis jetzt auch noch nicht öffentlich gewordenen Gedichtes von ihm, welches hier die Stelle jedes weitern Vorwortes vertreten mag.

Wien, am 6. August 1827.

Friedrich v. Schlegel.

Das

Hieroglyphen-Lied

oder

Anklänge und Bilder

der

Zeit und der Zukunft.

1.

Wie Meeres Brauſen himmliſch im Geſange
Rauſcht es von Harfen in den Lüften frey;
Der Greiſe Sternenlied im Sphärengange. —
Da ſchnitt recht mitten in dem Ätherklange
Ein grauſer Schrey die Harmonie entzwey.

2.

Der heranſchreitende Antichriſt.

Vermodert lag, im Sündenſchlaf erſtorben,
Die Welt dem Feind' zur leichten Beute da.
Die hat ein blut'ger Bär ſich ſchnell erworben;
Die weiche Tatz' erfaßt, was da verdorben,
Sein Blick durchmißt die Länder fern und nah.

3.

Weil nun das Zeitgeſchwür iſt aufgebrochen,
Stürmt Unheil durch die Völker wüthend los.
Ein Meer von Blut hat jeden Damm durchſtochen,
Der Strom der Meinung wird in Blut geſprochen,
Als Blut entſpringt der Quell dem Erdenſchooß.

4.

Der letzte Eroberer und der neue Parteyenkampf.

Es flog in Eil vorbey ein Räuber-Adler,
Und ſchoß hinunter in das Todesmeer.
Die ſtrengen Wächter ſind der Frechheit Tadler,
Getreu bewacht der Hund den rechten Adler,
Die Schlange ziſcht von unten Gift uns her.

5.

Heilige Sehnsucht.

Wohl dunkle Nacht bedeckt die Welt in Klagen,
Die Erd' erbebt im ersten Morgenwehn.
O möchte endlich doch die Sonne tagen,
Und hoch der Sieger auf dem Sternenwagen,
Im Glanz das Kreuz am lichten Himmel stehn! —

6.

Laß durch die Schöpfung Deine Flammen schießen,
O Morgenstern! im Glanze des Gerichts;
Daß Ströme Lichts vom Himmel niederfließen,
So wie ein Nieſ' im Lauf sich zu ergießen;
Erlöſ' uns von dem kalten, öden Nichts! —

7.

Wüſt' ist und leer die Erd' Anfangs gewesen;
Doch Gottes Geist schwebt schaffend über ihr.
Er sprach — Ich will, du bist zum Heil erlesen;
Da war die Nacht vom finstern Seyn genesen;
Sein Wort in Ewigkeit schafft Licht auch hier!

II.

Die chaotische Finsterniß.

Zwar kriecht noch alles scheußlich von Insekten
Dort in Ägyptens fluchbelad'nem Schlamm;
Wo Frösche vollgehäuft im Blute stecken,
Weil schwarze Blattern Mann und Vieh befleckten,
Heuschrecken ziehn im dichten Wolkendamm.

9.

Die dunkle Stunde deckt noch alle Gaſſen,
Man tappt und greift ägypt'ſche Finſterniß.
Die Männer ſtehn, den Pilgerſtab zu faſſen,
Beſchuht, gegürtet, alles zu verlaſſen;
Das Feuerlamm heilt erſt den Schlangenbiß.

10.

Gedörrt im Feuer ward's zum nächt'gen Mahle,
Und Keiner tritt vor ſeine Schwell' hinaus.
Wie mit dem heil'gen Blut die Thür' er male,
Sinnt jeder, und den Todesengel zahle,
Weil der vorüberſchwebt am ſtillen Haus.

11.

Das Geheimniß der Erwartung.

So wie dort heimlich in der Bergeshöhle
Am Rieſenfeld der Kämpfer David lag,
Daß er den Räubern ſeine Macht verhehle;
Wo der Geſalbte mit dem Gnadenöhle
Geheimnißvoll das Wort der Sehnſucht ſprach.

12.

Noch ſchläft der König in der Felſenkammer,
Wo ſeiner Starken Kreis den Tiſch umringt;
Verborgen ſäumt des Weltenrichters Hammer,
Weil David ſeufzt und fühlt der Erde Jammer,
Bis man von Bethlehem das Waſſer bringt.

13.

O daß nur erſt vom Himmel niederfließe
Aus dieſem Quell die heil'ge Balſamfluth;
Die große Scheidung feſt an Gott uns ſchlöße,
Aus den fünf Wunden glorreich ſich ergöße
Zum Weltgerichte das verklärte Blut!

14.

Der Grund der göttlichen Verzögerung.

Schon reifend neigen ſich die gold'nen Ähren,
Wo ſchlau der Feind viel Unkraut drunter ſä't.
Um das zu ſondern und das Korn zu mehren,
Will Gott den Schnittern noch die Ernte wehren,
Wo Eine Sichel alles niedermäht.

15.

Wohl iſt der Garten Gottes zu vergleichen
Dem kleinſten Korn, das noch die Erde deckt;
Erſt grünt es, wächſt, und wird ein vielfach Zeichen,
Wo Himmelsgeiſter durch die Äſte ſtreichen,
Bis zu den Sternen ſich der Wipfel ſtreckt.

16.

O könnte wer zum Strom des Lebens flüchten,
Wo Bäume ſtehn, zwölffacher Art und Zier;
So voll gelabt von Paradieſes Früchten,
Wie bey dem Fiſchzug Petrus ſprach mit Züchten:
»Ich bin ein Sünder, geh hinaus von mir!« —

17.

Die Vorbereitung der Werkzeuge.

Der Morgen graut, die frommen Schweſtern fanden
Dämmernd den Weg zum Grab der Liebe hin.
Auch Petrus eilt, erſtaunt ob den Gewänden,
Und ruft am offnen Grab: »Er iſt erſtanden!«
Nun wird ihm klar der heil'gen Bücher Sinn.

18

Geliebte Schweſter, Tochter, Mägdalene!
Dir gilt dein ſüßer Garten ſtatt der Welt.
Es ſtand der Heiland da in lichter Schöne,
Von ſeinen Lippen klangen Himmelstöne;
Er hat im Seelengarten dich beſtellt.

19.

Im Sarg der Ichheit liegt Er uns begraben,
Dem Starrſinn wird die Schrift zum todten Stein.
O möchte bald Sein Morgenlicht uns laben,
Verklärt wie die zuerſt geſehn Ihn haben,
Und Chriſtus neu der Welt erſtanden ſeyn. —

20.

Zwey Jünger ſchreiten klagend auf den Wegen,
Wie Den, der ewig lebt, verlor die Welt.
Ihr Herz entbrennt bey ſeinem Schrift-Auslegen
Bis dann bey des Erſtand'nen Flammen-Segen
Die ird'ſche Binde von den Augen fällt. —

21.

Die Wiedererweckung der Menschheit.

Das bleibt ein Fels, den sich der Glaube bau'te:
»Sprich nur ein Wort, so wird gesund mein Knecht!« —
Das Wort allein, wer auch Ihn selbst nicht schaute.
Weil Petri Mutter dann der Hand vertraute,
Erhebt die Kranke neu sich, ungeschwächt.

22.

Geheilt, erneut wird durch des Heilands Segen,
Der, welchen Aussatz gräulich erst entstellt.
Er ruft es laut, preis't Gott auf allen Wegen,
Er läuft, die Priester kommen ihm entgegen,
Wie ein Geschrey bey Nacht erweckt die Welt.

23.

Da kommt die Bahre, die den Jüngling führte,
Der Wittwe Sohn, der Mutter Trost und Glück.
Als den Erlöser tief die Klage rührte;
»Steh' auf!« — sagt' er, weil er den Sarg anrührte;
Der Todte spricht, er gab ihr ihn zurück.

24.

Der Blinde sieht das Licht, laut ruft ein Stummer,
Der Lahme geht, der Wüthende wird frey.
Er spricht und heilt der Wittwe Grabeskummer;
Wach' auf, o Welt! aus deinem Todesschlummer;
»Ich komme bald und mache alles neu!« —

25.

Verweſend liegt unter dem Todesſteine
Die Menſchheit alternd in der Modergruft,
Drey Weltentage ſchon im Sargesſchreine.
Der Gottmenſch ſchaudert, gleich als ob er weine;
Und Lazarus klimmt auf zur Himmelsluft.

26.

Die Gräber thun ſich auf, die Felſen beben,
Als an dem Kreuz das Opfer iſt vollbracht.
Man ſieht Geſtalten viel von Heil'gen ſchweben,
Die ſel'gen Geiſter gehn hervor ins Leben
Zur heil'gen Stadt aus ihrer Grabesnacht.

27.

Zum Kampfe der Entſcheidung.

Wach' auf, o Löwe! Du von Juda's Blute,
Des auserwählten Volks zwölffacher Stamm.
Geht neu hervor zum Kampf in heil'gem Muthe;
Der Segen Joſephs kommt euch jetzt zu Gute,
Zum Lebensquell führt des Gerichtes Lamm.

28.

Es ringt gebärend herb' in Schmerz und Wehe
Die hohe Königin im Sternenkranz.
Ob ſie den ird'ſchen Mond zu Füßen ſehe,
Ob auch ihr Haupt im Licht der Sonne ſtehe,
Sie kämpft ob dieſes Knaben Rieſenglanz.

29.

Ein Engel kommt in Sonnengluth gefahren,
Die Palme ſchimmert grün in ſeiner Hand.
Zwölfmal zwölftauſend neuer Heil'gen Schaaren
Verſiegelt er zu dieſes Kampfs Gefahren;
Es ſchmückt die Stirn der lichten Zukunft Band.

30.

Es ſteigen auf die hohen Todesroſſe,
Denn eiſern iſt des Richters Stab und Sinn.
Als Sieger zielt der Tod mit dem Geſchoſſe,
Ihm folgt der zweyte, blutige Genoſſe,
Gleich einem Feuerſtern fliegt er dahin.

31.

Der Anfang der Strafgerichte.

Wie Donner brüllen in den Wolkenfluthen,
Rauſcht es von Harfen in den Lüften frey;
Der Greiſe Sonnenlied in Himmelsgluthen.
Hernieder fahren Blitze, Feuerruthen,
Und Gottes Vorhang reißt der Welt entzwey.

32.

Die alte Königsburg erſchallt von Klagen,
Die Krone wird dem Sarg zur Zier geſtellt;
Der Tod im Purpur folgt dem Leichenwagen.
Jehova will die Erſtgeburt erſchlagen;
Die Sterne löſchen aus der ſchnöden Welt.

33.

Habt ihr des Retters Stimme kaum vernommen,
Im Siegerkranz am dankgeweihten Ort,
Wo friedesäuselnd sie herabgekommen;
Ist jedes Segens Frucht von euch genommen,
So zittert vor des Richters Donnerwort! —

34.

Die schwarze Wolkensäule senkt sich nieder,
Und finst're Dämm'rung wird zur dunklen Nacht.
Nur Flammen zucken strahlend hin und wieder,
Umleuchten dieser Schaaren Eisenglieder,
Der Ross' und Wagen stolze Heeresmacht.

35.

Das heil'ge Volk zieht hin in ernstem Gange,
Die Wolke sendet Licht vor ihnen her;
Die Wogen weichen vor dem Donnerklange,
Gleich festen Mauern in dem Wellendrange;
Sie schreiten unversehrt durch's hohe Meer.

36.

Als stolz nun Pharao kommt dahergefahren,
Ist wüthend gleich die Fluth zurückgestürmt,
Im Blutgetümmel sich zu offenbaren;
Angst und Entsetzen mehrt noch die Gefahren,
Im Wogenschaume himmelan gethürmt.

37.

Die Roſſe ſchnauben vor dem Sichelwagen,
Bis ſie hinunter reißt die rothe Fluth;
Wo Helme, Lanzen aus dem Abgrund ragen,
Im Wahnſinn Kämpfer Schwert und Schild zerſchlagen,
Und finſt're Nacht bedeckt ein Meer von Blut.

38.

Nur grauſe Himmelszeichen ſchießen Strahlen
Und leuchten Schrecken durch die Todesnacht.
Geſpenſter ächzen in den dunkeln Qualen,
Die Böſen an der Höllenkette prahlen,
Bis ſie vom ſchweren Sündentraum erwacht.

39.

Und da es ganz nun Mitternacht geworden,
Sprang das allmächt'ge Wort vom Thron herab:
Ein grauſer Kriegsmann Leviathans Horden,
Ein Rieſenſchwert die Sündenbrut zu morden,
Reicht es gen Himmel aus der Völker Grab. —

40.

Der Hunger breitet aus die Knochenarme,
Die ſüße Frucht ſtirbt hin am kranken Halm;
Der irre Geiſt erliſcht im bleichen Harme
Bis in dem Gift zum Tod das Blut erwarme;
Den Erdenball umdunſtet Leichenqualm.

41.

Wunderbare Naturzeichen.

Gigant'sche Ungeheuer, Mammuth-Stiere,
Strömt überall die Wüst' in Schaaren aus.
Als ob im Innern der Planet sich rühre
Brechen hervor der Urwelt Riesenthiere,
Und dringen mit Gebrüll zu Adams Haus.

42.

Geflügelt heil'ge Löwen jubeln wieder
Beym neuen Morgenroth zu Gott empor,
Vom Himmel steigen Seraphs-Adler nieder;
Wehmüthig lallen kindlich Weihnachtslieder
Wie Menschenstimmen aus dem Meer hervor.

43.

Der Mond erblaßt im stillen Feyerschritte,
Die Sterne reihen sich zum neuen Chor;
In blut'gem Schein entglänzt der Sonnen Mitte
Ein Wunderbild der Schmerzen, die Er litte;
Es strahlt bey Nacht das Kreuz im Glanz hervor.

44.

Der Wiederanfang des göttlichen Mitleidens.

Wie in der Schöpfung Gott die Wesen trennte,
Das reine Licht von böser Finsterniß;
Die blaue Fluth dann oben Himmel nennte,
Unten das Meer, und schied die Elemente;
Also auch hier im letzten Weltenriß.

45.

Der Meiſter ſchlummert auf dem Wellenbette,
Dieweil das Schiff verſinkt in Sturmes Wuth.
Im Dunkel ſchrey'n die Jünger, daß Er rette;
Der Heiland wacht und an der Geiſterkette
Verſtummt das Meer, ſtill wird die Windesfluth.

46.

Wie Er das heil'ge Schiff in Fluthen rettet,
Iſt es Sein Licht, was durch die Wüſte führt.
Ägypten bleibt in Finſterniß gekettet,
Weil Gott die Seinen unter Palmen bettet,
Womit zwölf heil'ge Quellen ſind umziert.

47.

Und wenn das Volk gleich durſtet, Hunger leidet,
Noch in der Trauerwüſte hart bedrängt;
Wird es mit Himmelsbrote dort geweidet,
Von jener Hand, die auch die Lilien weidet,
Die Öde hat ein Liebesmahl verdrängt;

48.

Wie Er das Waſſer hat in Wein gewendet,
Damit es nie dem heil'gen Tiſch gebricht.
Der erſt die Lebensquellen hat geſpendet,
Iſt es, der nun die hohen Geiſter ſendet,
Er Selbſt der ew'gen Hochzeit Gaſt und Licht.

Aus meinem Leben.

»Daß ich Gott anhange, das iſt mein Heil! Und daß ich
»meine Hoffnung ſetze auf den Herrn, meinen Gott!«
Pſalm LXXIII. 28.

An die Welt.

Willst, o Welt, du mit gewohnter Strenge,
Kritisch richten über meine Lieder?
Sieh, in Fesseln lag mein Geist danieder,
Und — mein Wirkungskreis war dumpf und enge: —

Stehlen mußt' ich jegliche Sekunde
Die zur Tröstung ich dem Sang geweihet;
Mußte meiden, was ihm Licht verleihet:
Musendienst in segenreicher Stunde. —

Das bedenk', und richte nicht zu strenge! —
Was mir ward, ich gab es treulich wieder:
Meiner Seele inn're Saitenklänge.

Treu im Glauben, und mit Gott im Bunde,
Hab' ich froh die Blüthen hingestreuet,
Daß von ihm sie geben laute Kunde. —

Wollte gleich mir Großes nicht gelingen,
Wird der Herr, der Alles wägt, auch wägen
Mit dem Standpunkt Wollen und Vollbringen:

Ungelehrt, nur der Natur entsprossen,
Und begeistert von des Glaubens Segen
Hat mein Wort im Liede sich ergossen.

Mein Vaterland.

Theures Vaterland, das mich geboren,
Soll dein Anblick nimmer mich beglücken?
Ach, so früh entschwand'st du meinen Blicken, —
Warst für mich, wie ich für dich, verloren!

Ligossullo *)! mein Asyl hienieden,
Wo ich einst das Licht der Welt erblickte;
Wo der Jugend Traum mich still beglückte —
Dein gedenk' ich treu, obgleich geschieden! —

Stilles Eden du wo ich geboren
Waldumkränzt auf Carniens Bergesrücken,
Dich hab' ich zum Ziel mir auserkoren.

O bereite du dem Lebensmüden,
Der im fernen Land sich Kränze pflückte,
Einst ein Grab in deines Schooßes Frieden!

Ob als Knabe schon hinausgetrieben
In die Welt, ist doch mit treuen Zügen
Tief im Herzen mir dein Bild geblieben;

Und, dem Himmel Dank! ich darf nicht klagen,
Darf an deutsche Brust mich freudig schmiegen,
Reich, da mir ein deutsches Herz geschlagen. —

*) Des Verfassers Geburtsort in Carnien, unweit Paluzza.

Deutſchland.

Willſt du, Deutſchland, den verwaisten Knaben,
Der dort naht auf ſtürm'ſchen Lebenswogen,
An dein Ufer mächtig hingezogen —
Willſt du ihn mit deiner Milde laben?

Thu' es, Deutſchland! gönn' ihm deinen Segen!
Sieh, er trägt ein Herz von deutſchem Schlage;
Und gebeugt von der betrübten Lage
Schaut er kindlich hoffend dir entgegen.

Nimm ihn auf! O glaube mir, es haben
Seine Lippen Liebe eingeſogen
Dankbar ſtets zu ſeyn für milde Gaben.

Deutſchen Sinn wird er im Herzen hegen,
Licht und Wahrheit fördern einſt zu Tage,
Daß ſie ihn und And're tröſten mögen!

Seine Kräfte wird er treu dir weihen,
Und, vergeſſend, daß er fremd geboren,
Wirkend ſich an Deutſchlands Söhne reihen.

Dank dir Deutſchland, du, das ſtets ſo bieder!
Meinen Blüthenkranz, obgleich verworren,
Leg' am Weihaltar ich dankbar nieder! —

Deutſche Sprache.

Du, von der in meines Lenzes Tagen
Niemahls ich, auch nur ein Wort, vernommen,
Bis ich in dein herrlich Land gekommen,
Von des Lebens flücht'gem Kahn getragen; —

Deutſche Sprache! du erhab'ne, treue,
Die mein Lied mit lautem Lob verkündet,
Dir vertrau' ich, was mein Herz empfindet, —
Dein ich hoch und innigſt mich erfreue.

Mag, wer will, zu and'rer Zung' ſich ſchlagen, —
Bleibt die Wahl doch Jedem unbenommen! —
Mir wirſt ſtets du hoch vor andern ragen. —

Ja, du biſt's, die aus der Schweſtern Reihe, —
Weil dein Zauber Herz und Seele bindet, —
Ich mir auserwählt zu ſtiller Weihe. —

Du vereineſt wunderſam im Bilde, —
O, daß jeder deinen Reiz verſtünde!
Nordens Urkraft mit des Südens Milde.

Tief in's Mark des Lebens kannſt du dringen,
Daß der letzte Funke ſich entzünde: —
Wahre Labung iſt es, deutſch zu ſingen! —

An meine Mutter.

Du, von der mein Leben ausgegangen,
Der in Lieb' ich ewig zugewendet,
Treu bewahrt' ich was Du mir gespendet,
Ob von Stürmen auch und Noth umfangen.

Theure Mutter! Deine weise Lehre,
In des Knaben Herzen tief gegossen,
Hat mit Kraft den Wankenden umflossen,
Daß der Irrwahn nimmer ihn zerstöre.

Wahrlich — viel hab' ich von Dir empfangen:
Nur in Dir hab' ich gedacht — empfunden —
Warst nach Gott mein sehnlichstes Verlangen.

Religion war Deine erste Lehre,
Glaub' und Nächstenlieb' der Treu' Genossen,
Redlichkeit und unbefleckte Ehre.

O Domenica, Du Tugendreiche!
Gib mir, Theure! Deinen Muttersegen,
Daß ich nie im Tugendkampfe weiche! —

Sey ein Schutzgeist dem entfernten Sohne,
Daß er wandle stets auf guten Wegen,
Und gesegnet einst bey Christum wohne. —

Meine Jugend.

Holde Zeit mit deinen lichten Schwingen
Sprich, o sprich, wo bist du hingeflogen?
Meiner Hoffnung Traum hat mir gelogen: —
Konnt' im Leben nimmer dich erringen! —

Bildungslos, ein armer, scheuer Knabe,
Vom Geschick ins Leben fortgetrieben,
Mußt' ich ringen, hoffen, beten, lieben,
Fest gestützt auf schwachem Wanderstabe.

O, was konnte jene Nacht durchdringen,
Die des Knaben heitre Welt umzogen? —
Nur dem Glauben mochte das gelingen!

Ja, dem Glauben, Mutter! Deiner Gabe,
Die allein im Sturme mir geblieben,
Bleiben wird, so hoff' ich, bis zum Grabe. —

Was mir ward, hab' ich von Gott empfangen,
Denn im Glauben ward es mir gegeben,
Während Nacht mein Wissen hielt umfangen.

Dienstbeflissen streb' ich's zu entfalten,
Was mir anvertraut, auf Zins zu legen,
Und in Gott es redlich zu verwalten.

Freundſchaft.

Schon verſank mein Muth und mein Vertrauen,
Mein Geſchick, es ſchlug mir tiefe Wunden,
Als ich dich, du herrliche, gefunden,
Auf des Lebens heit'ren Blumenauen:

Heil'ge Freundſchaft! nimm die heiße Thräne
Die ſo freudig meinem Aug' entquillet,
Als Tribut des Danks, der mich erfüllet:
Daß durch dich ich mich im Himmel wähne!

Du haſt mich gelehrt, empor zu ſchauen
Zu des Ew'gen Thron in trüben Stunden,
Und mein Hoffen nur auf Gott zu bauen.

Plötzlich ſchwanden all' die eitlen Pläne;
Und in Liebe, die das Sehnen ſtillet,
Fand ich, hoch beglückt, das höchſte Schöne.

Gern und leicht trug ich der Erde Leiden,
Tief bewußt: daß einſt den Kämpfer lohnen
Nach vollbrachtem Siege — ew'ge Freuden.

Und geſegnet auch ward mein Beginnen,
Denn: »wo zwey in mir vereinet wohnen,«
Sprach der Herr, »da bin ich unter ihnen.«

An meinen Freund S...l.

Edler Du! den meine Lippen nennen,
Dem mein Herz und meine Pulse ſchlagen,
Hoch empor im Seelenflug getragen
Haſt du mich gelehrt, für Gott entbrennen.

Lichter Stern, der über meinem Leben
Freundlich leuchtet, und es herrlich ſchmücket!
Deine Liebe iſt's, die mich beglücket,
Theurer Freund, vom Himmel mir gegeben!

Was die Liebe eint, kann nichts mehr trennen!
In der Seele Tiefen muß es tagen,
Gottes Allmacht dankbar zu erkennen. —

O mein Bruder! laß uns redlich ſtreben,
Und, im Geiſt der Erde ſchon entrücket,
Für die Ewigkeit uns Kränze weben.

Als ich war von Sturmesnacht umfangen,
Bis verſöhnend Du, ein Friedensbogen,
Meinem Leben herrlich aufgegangen.

Habe Dank für Deine ſelt'ne Treue!
Liebend haſt Du mich hinangezogen,
Bis der Herr gekrönt den Bund der Weihe! —

An Ludwig Schnorr v. Carolsfeld.

Als ich einſt vom Zauber ſüß befangen
Vor Cecilia *) ſtand, in Gott verſunken,
Iſt, umſprüht von Deines Geiſtes Funken,
Mir ein neues Leben aufgegangen.

Zu des Äthers lichtdurchwebten Sphären
Mit allmächt'gen Banden hingezogen,
Wähnt' ich: durch der Farben lichten Bogen
Heimathsklänge beſſ'rer Welt zu hören.

Weißt Du noch, wie ich mit ſüßem Bangen,
Heil'gen Schauers voll und liebetrunken,
Da gefühlt ein namenlos Verlangen?

O, der Eindruck, Freund, wird ewig währen!
Deine Strahlen hab' ich eingeſogen,
Und ſie ſind's, die meinen Glauben nähren.

Wunderkraft haſt Du an mir geübet,
Durch die magiſch-himmliſchen Geſtalten
Deiner Kunſt, die nichts Gemeines trübet;

Haſt mich eingeführt in's Reich der Geiſter
Durch Dein wahrhaft gottesfürchtig Walten,
Du geliebter, kindlich frommer Meiſter.

*) Ein Altarblatt.

An mich:

Willst du, Träumer! deinen Geist ermüden,
Mit dem nächt'gen Wahn unedler Klagen?
Gegen Gott und Welt zu murren wagen,
Du, dem Gott der Liebe Glück beschieden?

Ob auch drückend des Berufes Pflichten —
Ziemt dem Christen nicht bescheid'nes Dulden?
Sollst du hoffen nicht, und still gedulden,
Treu ergeben Dem, Der einst wird richten? —

Ohne Prüfung reift kein Glück hienieden!
Denn das Glück entquillt aus trüben Tagen,
Und das Wohl beruht auf innerm Frieden.

Stell's dem Herrn anheim Dein Los zu schlichten
Halt' dich rein von jeglichem Verschulden,
Und kein Sturm wird deine Kraft vernichten!

Was — Bestimmung? — Alles Gott bestimmet
Oder nicht! Und der nur ist vollkommen,
Der darein sich fügt, wie sich's geziemet! —

Wahres Glück begründet das alleine:
Überall muß echte Liebe frommen,
Jede Lag' erdulden — sonst ist's keine! —

Betrachtungen.

»Wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr thut
»wohl, daß ihr darauf achtet; als auf eine Leuchte die
»da scheinet an einem finstern Ort, bis der Tag anbreche
»und der Morgenstern aufgeh' in Eurem Herzen.«

2. Ep. Petri, 1. C. 19. V.

Mein Kummer.

Kann denn, o Gott! dieß immer bange Wühlen
In meiner Bruſt, das fremd verſchloßne Streben, —
Die Zweifel all, die feindlich mich umſchweben,
Kann nichts die Gluth, die wilden Flammen kühlen?

Wer ſoll den Drang, der mich verzehret, ſtillen,
Und — Frieden wieder meinem Herzen geben?
Du kennſt, o Herr, der Seele tiefes Beben, —
Dich fleh' ich an um Troſt, um Kraft, um Willen!

Kann ich doch ſelbſt den Dämon nicht erkennen,
Die Schlange nicht, die mich umwindet, nennen,
Daß herber Schmerz im Buſen wiederhallet:

Ein Wogen iſt's — ein tobend wildes Sehnen;
Ein dunkles Walten, ew'ges Einen, Trennen,
Wie Ebb' und Fluth ſtets auf und nieder wallet.

Glaube.

Ach, bist du denn, du holde Friedenstaube
Von meiner Seel' auf immer fortgeflogen?
Sieh! düstre Schwermuth hält mein Herz umzogen,
Und — herbem Kummer werd' ich bald zum Raube!

Doch nein! zu Gott schwingt sich der reine Glaube:
Er ist der Quell, aus dem ich Trost gesogen
Für jeden Schmerz. Bleib du, o Herr! gewogen
Dem Menschen, der dich tief verehrt im Staube!

Kaum ist die Ruh in mir zurückgekehret,
Erlöscht auch gleich des Friedens milder Schein;
So zieht oft das, was innig mich verzehret,

Bald aus der Fluth mich, taucht mich bald hinein;
Und, übermannt von inn'rer Flammen-Hyder,
Sink ich oft seufzend und erschöpft danieder! —

Hoffnung.

Du heller Stern, der freundlich vor mir leuchtet,
Und linden Troſt in meine Seele gießet,
Du ſtehſt mir bey, wenn ach! mein Herz zerfließet —
Ein Thränenſtrom oft meine Wangen feuchtet.

Du biſt's, dem reuevoll die Seele beichtet,
Um Frieden fleht, den gänzlich ſie vermiſſet:
Verborg'ne Mächte ſchonet mein! Ihr wiſſet
Wie oft ihr mir des Grames Becher reichtet.

Wenn oft umwölkt von Gram und bittern Kummer,
Fühl ich mich ſüß getröſtet, angefächelt
Von deinem Hauch gleich wie in ſüßem Schlummer.

O heil'ge Hoffnung! ſey am Pilgerſtabe
Gefährtin mir; wenn mir dein Antlitz lächelt,
Wandl' ich getroſt den Dornenpfad zum Grabe.

Huldigung.

An Louise.

Darf auch ein Fremder für Dich Blumen sammeln
Zum Kranz, ihn flechtend Dir in's reiche Haar?
Mit schwachem Laut, was er empfindet, stammeln —
Im Geist Dir bringen seine Wünsche dar? —
Es will die Sprache zaudernd ihm gebrechen,
Denn o, der Wünsche gibt es gar so viel:
Das Wort vermag sie all' nicht auszusprechen,
Und aus dem Busen drängt sie das Gefühl.
So muß der Laut im Seufzer oft verschweben
Wie Mayenduft und Blüthenkeim verwehn;
Und immer düster bleibt das schöne Leben,
Das er im Traum so heiter doch gesehn: —
Ein Schiffer ist's am Meer, dem nichts geblieben,
Der rastlos irret ohne Mast und Ziel;
In schwerer Angst durch Sturm und Nacht getrieben —
Der wilden Elemente leichtes Spiel.
O nimm ihn auf! in Dir nur lebt er wieder,
Erachte ihn des hohen Glückes werth!
Sieh, am Altare kniet er bethend nieder,
Und schmückt mit Blüthen Deinen Opferherd.
Doch ach, umsonst! Kein Strahl von Liebesgluthen
Soll je erleuchten seines Busens Nacht;
In ew'gem Zwiespalt muß sein Herz verbluten,
Und selbst verschlingen, was es dargebracht!

So irrt er ſtets, ob treugeſinnt im Lieben,
Verkannt, verlaſſen, ohne Raſt und Ziel;
Vom Lebenskahn durch Sturm und Nacht getrieben, —
Der Zweifel und der Wogen leichtes Spiel:
Bis ſich des Buſens ſchwarze Nebel heben,
Und er hinüber ſchifft in's beſſ're Leben! —

Selbſtanklage.

Wer bin ich, daß ich mich unterwinde,
Gegen Gott mich murrend aufzulehnen?
Ich, ein Wurm, des Staubes Sohn, will murren,
Murren gegen den, der mich geſchaffen?! —
Biſt, Gedanke, du nicht ſchon genügend
Mir das Mark zu ſaugen aus den Knochen
Mit des Sinnes ſchrecklicher Bedeutung:
Murren gegen Gott!! — Ich bin alleine;
Doch mein Ingrimm kocht bey meinem Anblick, —
Feindlich ſteh' ich ſelbſt mir gegenüber.

»Willſt, Verwegner du, im blöden Wahne
Ew'ge Welten treiben aus dem Gleiſe,
Und der Allmacht weiſen Fügung trohen,
Durch ein feindlich, mitternächtlich Walten?
Eitler Thor! Gedenk der ſchwachen Halme,
Die im Sturm ein Lüftchen ſchon zerknicket, —
Biſt du mehr als ſie, wenn du dich ſtelleſt
Gegen Gott, der ewig und unendlich? —
Mußt du fürchten nicht, daß Er zur Warnung
Seinen Donner niederſend' und dich zermalme!« —

Liebreich warnt es mich in tiefſter Seele: —
»Dir ward viel! Doch, haſt du Grund zur Klage;
Laß mich's wiſſen; gieß in reichen Strömen
Deinen Jammer aus, daß ich dich tröſte,

Und es mitempfind', als Freund, als Bruder a —
So mein beſſ'res Selbſt; allein ich ſchweige
Tief beſchämt, erröthend vor mir ſelber,
Ja, ich fühl' es jetzo mehr als jemals,
Daß mein Leid nur eingebildet, eine
Ausgeburt dumpf brütender Gedanken! —

Stumm und traurig ſteh ich jetzo vor mir.
Das bewegte Herz ſchlägt bang im Buſen,
Starre Thränen zittern mir im Auge. — —
Gott, wie nichtig bin ich — wie verworfen! —
Bethen möcht' ich, doch — ich kann nicht bethen!
Auf den Lippen ſtocken mir die Worte —
Das Gefühl erſtickt im glüh'nden Herzen. —
Vater! du vor dem ich jetzo knie,
Nimm ſie hin denn, dieſe ſtummen Zeichen,
Dieſe heißen, reuevollen Thränen! —

Zurechtweisung.

Ob ich's sag', ob ich's verhehle,
Ist's darum wohl minder wahr,
Daß die Schuld drückt meine Seele? —
Daß ich lau im Guten bin
That mir weh von Anbeginn! —

Immer möcht ich kraftdurchdrungen,
Klar im vollsten Sinne seyn:
Doch, die Kraft will seyn errungen,
Klarheit kann nur Gott verleih'n.
Will ich mich dem Lichte weih'n
Muß ich auch zum Lichte streben: —
Dem, der bittet, wird gegeben! —

Klarheit sey mein ganzes Leben,
Soll mich Gottes Geist umschweben;
Gut mein Thun — mein Wandel rein!
Da nur kann die Kraft gedeihn
Wo das ew'ge Wort erklungen,
Denn durch Glaubenskraft allein
Ist das Große je gelungen! —

Gib, o Gott, mir klaren Sinn,
Daß ich strebe treu dahin!
Herr, erleuchte meine Seele! —
Leite du sie immerdar
Daß sie stets das Rechte wähle.

Nachtlied auf der Reiſe.

Lebt wohl ihr trauten fernen Lieben,
Ihr Lieben all'! —
Bleibt hold und treu auch in der Ferne
Mir allzumahl!

Wenn auch das Leben rings entſchlummert,
Die Liebe wacht;
Und jeder Hauch trägt durch die Lüfte
Mein: »Gute Nacht!«

Die Weſte grüßen Laub und Halme
Im linden Spiel;
Sonſt, wie im Grab, iſt's ringsum ſtille,
Und hehr und kühl.

Weit über mir im klaren Raume
Die Wolken ziehn:
So vor die Seele tritt, und ſchwindet,
Was längſt dahin.

Ich bin ſo froh, und ſing', und ſchaue
Den Wolken nach,
Und denk: Ach wie ſo manche Freude
Auf immer brach!

Die Woge steigt, die Woge sinket,
Hinauf! — hinab!
Und wogt auch mich durch Nacht und Stürme
Zuletzt in's Grab!

So schiff' ich fort und fort, und halte
Das Ruder fest
Im Lebenssturm, der nimmer rasten
Noch ruhen läßt.

Doch schiff' ich fröhlich durch die Wellen
Am Ocean;
Mein Ruder ist des Christen Glaube
Und Lieb' die Bahn.

Die Woge steigt und sinkt, bis Friede
Die Hülle deckt;
Und in's Gericht des Richters Stimme
Den Schläfer weckt.

Des Richters dort, der nimmer richtet
Nach Menschenrath;
Dem alles klar, so jede Regung
Wie jede That.

Vergib, vergib, du Allerbarmer,
Die Sünde mein!
Und lehre mich vor Dir zu wandeln
Stets fromm und rein.

Der Schlummer naht; ermüdet sinket
Mein Auge zu:
Der Mensch, hat er den Tag benützet,
Bedarf der Ruh.

So lebt denn wohl, ihr fernen Lieben,
Ihr Lieben all!
An Euch gedenk ich wach und träumend,
Und überall!

Bey einem Begräbnisse.

Hast du vollendet,
Friedlicher Schläfer?
Trüb ist das Leben,
Heiter der Tod. —

O, dich begleiten
Trauernde Lieben
Weinend zum Grabe; —
Glückliches Loos!

Ach, meine Lieben
Sind gar so ferne! —
Wer drückt die Augen
Einstens mir zu? —

Muß dich bedauern!
Muß dich beneiden! —
Sag': Grünt dem Menschen
Drüben die Ruh? —

Gibt es dort Freundschaft?
Gibt es dort Liebe?
Liebe muß, denk ich,
Überall seyn. —

Nächtlich und trübe —
Finſter das Leben;
Und wie ich ringe —
Nimmer wird's Tag! —

Lüfte der Klarheit
Golden Gefieder,
Theilend des Zweifels
Giftigen Wahn!

Doch, mit dem Siegel
Kalter Erſtarrung
Schloß an der Pforte
Gott dir den Mund!

Kannſt mich nicht tröſten,
Kannſt mir nicht rathen!
Zieh denn in Frieden —
Chriſtus mit dir! —

Will noch verſuchen
Saaten zu ſtreuen;
Und, naht die Stunde,
Folg' ich dir nach. —

Die Trauburg.

Was schaueſt ſo ſtolz du herab von der ſchwindelnden Höhe,
Trotzend dem Sturme der Zeit, furchtbarer — rieſiger Bau?
Willſt du erwecken in mir, weil ich ſo weich und empfänglich,
Ach! von der Vorzeit Koloß etwa ein kräftiges Bild?
Meinſt du, es zage mein Herz, wenn du mit prüfendem Ernſte
Tief in die Seele mir ſchauſt, ob ich ein Weltling vielleicht?
Innigſt ergreifend fürwahr, furchtbar, doch herrlich zu ſchauen
Stehſt du, ein menſchliches Werk, da voll unendlicher Kraft,
Daß: wenn der fragende Geiſt ſtarr deine Größe beſtaunet,
Aufwärts ſich hebet der Blick — ängſtlicher athmet die Bruſt.
Doch, mich erſchütterſt du nicht, denn mit vertraulichem Sehnen
Klopfet entgegen mein Herz — alter, ehrwürdiger Zeit.
Denn, ob aus neuerer Welt; fern doch von ihrem Gewinnſinn
Geh' ich den eigenen Weg, ehrend was groß iſt und ſchön. —

So weih' ich all mein Gefühl jetzt deinem herrlichen Anblick,
Und — eine Thräne des Weh's rollt mir die Wangen herab:
Finster umschwärmen dich rings als Wächter die alternden Tannen,
Und der gewaltige Strom wälzt sich mit Brausen vorbey;
Dieser, von Hochmuth geschwellt, stolz, deinen Fuß zu berühren,
Jene im Wahne wie du: ewig zu trotzen der Zeit.
Auch sie erheben, wie du, prangend das Haupt in die Lüfte,
Während der nagende Wurm zehret am inneren Mark.
Denn sie, vor Alter ergraut, senken entkräftet die Zweige;
Und du erhältst dich mit Müh — kaum mehr ein rüstiger Greis.
Schau in den Spiegel hinab, der deinen Felsgrund umfluthet,
Und du wirst trauernd ersehn, wie du verfallen und morsch! —
Deine Begründer, sie sind längstens schon untergegangen,
Und die dich später bewohnt, theilten dasselbe Geschick! —
Bist nun so einsam und leer, drohend in Trümmer zu fallen,
Die du Jahrhunderte schon jeglichem Sturme getrotzt. —

Ach laß ihn fahren den Stolz! mahne dich ſelber zur Demuth,
Schwebend, einſt Sinnbild der Kraft, dennoch zerſtörbar mir vor! —
Und du, hochmüthiger Strom! der du mit ſtolzer Geberde
Dampfend berühreſt den Fels, ſag' mir: wo eileſt du hin?
Sah dich erſt jüngſt noch ſo klein, wardſt immer größer und größer,
Wie ſich das Bächlein, der Fluß, ſterbend ergoſſen in dir.
Größer und ſtolzer zugleich! waltеſt nunmehr ſo gewaltig,
Daß du zertrümmerſt den Damm, wenn ſich empöret dein Stolz.
Eitel! und thöricht und ſchal! Seht, ihr ehrwürdige Trümmer:
Auch ihn verſchlinget das Meer, wo keine Spur mehr von ihm! —
Aber wenn Alles vergeht, wenn ſo Gewaltiges ſchwindet,
Frag' ich: Was hat dann Beſtand, Dauer und bleibenden Werth? —
Thräne! du fließeſt mit Recht. Doch däucht mich: ewiglich währet,
Was wir beginnen zum Heil, was wir begründen in Gott. —

An meine Mutter

nach zehnjährigem Wiederſehn.

Dem Himmel Dank! daß er nach langer Friſt
Dem bangen Herzen einmal doch gegönnt,
An deinem Buſen, Liebe, auszuraſten
Ob manchen Lebensſturmes wilden Kampf! —
Aus deinen Armen ſchonungslos geriſſen,
In meiner Jugend zartem Alter ſchon,
Ward ich vom Schickſal in die Welt geruſen —
Erfahrungslos und voll Empfänglichkeit.
Und an der Welle Buſen weiter gleitend,
So ſorglos ſchaukelnd auf des Lebens Kahn,
Sah ich des Schönen Ufers Außenſeite
In ihrer Blüthe unnennbarem Reiz.
Und mich ergriff ein namenloſes Sehnen.
Ein allgewaltig mächtiges Gefühl
Trieb zu des Ufers Rand mich hin, und machte
Das kleine Herz im jungen Buſen groß.
Mit ſüßen Banden ward ich hingezogen
Heiß zu umarmen dieſes Weltgebild:
Da trat die Täuſchung aus der ſchönen Hülle,
Den Stachel zeigend und den Dornenſtab. —
Zurückgeſchreckt, in meiner Lieb' betrogen,
Verfolgt' ich hoffend doch die neue Bahn,
Und wähnt' ich anderswo mich ſchon geborgen,
Da grinſte höhniſch mich das Laſter an. —
O gute Mutter! laß den Schleyer ziehen

Mich vor den Spiegel der Vergangenheit,
Und die Erinnerung so arger Zeit
Mit all den Qualen, die ich litt, begraben.
Nicht will ich mehr vergang'ner Zeit gedenken,
Will freuen mich der süßen Gegenwart,
Dem Himmel dankend, daß er mir gegeben
Der Güter größtes: einen wahren Freund!
Des Kummers Saat, im Herzen Wurzel fassend,
Stimmt jede Nerve zur Melancholie,
Und tief empfindend birgt der kranke Busen
In seinem Schooße der Gefühle Schmerz.
Und nichts vermag der Wunde Gluth zu kühlen;
Selbst wenn ein mitleid Herz entgegen tritt,
Der Mitempfindung süßer Zauber lächelt,
Hebt, sanft erleichtert, sich der Busen zwar,
Allein das Wort stockt zaudernd auf den Lippen.
Doch wenn ein Freund die Brust uns dargeboten,
Entquillt der Tiefe stürmisch das Gefühl,
Mittheilend sucht das Herz sich zu entladen;
Und unaufhaltsam fließt der Rede Strom.
Elektrisch zieht der Schmerz von Herz zu Herzen;
Und ob ein Wunder fast den Zug gelenkt,
Sind beyde bald sogleich davon ergriffen,
Daß jeder sich der Früh-Betrübte wähnt. —
Nicht jenem stürmisch waltenden Gefühl,
Das man der Liebe glühend Feuer nennt,
Der Kind- und Mutterliebe stillem Walten,
Ist, Theure, wahrer Freundschaft Fühlen gleich.
Dein Auge thränt! Geliebte Mutter, ist es
Ein Freudenthränchen ob des Sohnes Glück?

Auch meinem Aug' iſt eine Perl' entrollet,
Allein, der Freude nicht — dem Schmerze gilt's!
Dem Schmerze ob der nahen, bangen Trennung,
Die allgemach einhergezogen kömmt! —
Das harte Loos hat mit der Zeit gewuchert,
Zum Wiederſehn uns kurze Zeit beſtimmt!
So breite aus denn deine Hände, Liebe,
Und leg' den Segen auf des Sohnes Haupt,
Damit er nie die rechte Bahn verfehle,
Hinüber gleitend, wo Verführung droht!
Und, weil der ſtrenge Ruf nicht abzulehnen,
So leb' denn wohl, du Unvergeßliche! —
So manche Saat, im ſchönen Lenz geſtreuet,
Treibt hoffnungsvoll in meines Gärtchens Grund:
Will gehn, der zarten Blüthen ſorgſam warten,
Und duldend harren, bis es Erntezeit.
Ob, was ſie bringen, gute Früchte viel,
Die Zeit wird's lehren — Dunkel deckt das Ziel! —

Mein Geschick.

Du holde Zeit, mir unbemerkt entschwunden,
O Welt der Unschuld, wirst du nimmer blühn?
Du, heiß gesucht, und nimmermehr gefunden,
O süße Jugend sprich, wo bist du hin?
Dahin bist du, und kehrst für mich nicht wieder,
Kaum noch ein Traumbild schön'rer Tage nur;
Denn auf der Zeiten mächtigem Gefieder
Verlor ich träumend deine goldne Spur. —

In jenen frohen, unschuldsvollen Tagen
Rief mich des Schicksals Donnerstimme an:
»Mir folge, Sohn!« Da ward ich schnell getragen
Hin auf des Lebens weiten Ocean.
Das leichte Fahrzeug drohte umzuschlagen
Auf der gefahrvoll ungewissen Bahn;
Doch stillte Muth das ängstlich rege Bangen,
Und — weiter trieb mich glühendes Verlangen.

So wähnt' ich ahnungslos, bald abzupflücken
Im Weltgewühl des Glückes goldnes Reis;
Die Bilder schlürft' ich ein mit trunknen Blicken —
Es schlug das Herz im Busen mir so heiß;
Doch schien der Jugend Eifer zu ersticken
Im wirbelgleichen, bunten Menschenkreis:
Der Muth begann im Busen zu erschlaffen,
Ich fand kein Herz dem meinen gleich geschaffen! —

Unſchuldig, gut, ſchloß ich mich unerfahren
An jeden ſorglos, der ſich mir genaht,
Und wähnte irrig, Tugend zu gewahren
Wo man nur übte ſchändlichen Verrath;
Wo tückevoll, mit lächelndem Gemüthe
Ein Teufel oft des Engels Larve trug;
Und böſer Leumund von des Herzens Güte
Die Hülle barg zu hölliſchem Betrug.

So war der ſüße Friede bald entſchwunden,
Und tief verſchloß ſich das getäuſchte Herz;
Ins Leben drang der Schmerz, den ich empfunden —
Da hob zuerſt mein Blick ſich himmelwärts;
Und, wie ich lange ſo nach Gott gerungen,
Von Menſchen ſtets verſtoßen und verkannt,
War bis zu Gott mein heißes Flehn gedrungen,
Und ſieh: ein Freund bot mir die treue Hand.

Und ob ich gleich in manchem Wahn verſunken,
Ging ich, von ihm geleitet, zum Altar;
Da ſprühten auf in mir der Liebe Funken,
Und neue Kraft durchdrang mich wunderbar.
So leb' ich denn, im Schmerz noch wonnetrunken,
Im Kampfe ſelig — glücklich immerdar:
Denn wie auch rings des Lebens Stürme toben,
Wir halten uns — wetteifernd Gott zu loben.

Abschied an das Jahr 1819,

geschrieben in der Nacht vom 31. Dezember.

Allmählich naht der Zeiger sich dem Ende;
Vergänglichkeit ruft donnernd dir: »vollende!« —
Die selbst das Weltall zu verschlingen droht.
Und was in dir, o Jahr! sich zugetragen,
Kaum daß noch heut' die zwölfte Stund' geschlagen,
Folgt es mit dir dem finstern Machtgebot! —

Erinn'rung nur erhebt die bunten Schwingen;
Sie nur allein kann jene Nacht durchdringen,
Die tief verhüllet des Vergangnen Bild.
Selbst todte Körper kann sie neu beleben,
Mit jener Stunden Fittig uns umschweben,
Die längst mit Lust und Wonne uns erfüllt.

Kann nichts der Zeiten flücht'gen Lauf denn hemmen?
Kann nichts dem Strome sich entgegen stemmen,
Der allverheerend waltet — riesengroß?
Ich sah so manches schwinden, neu entstehen;
Sah Monden, Jahre, kommen und vergehen,
Viel Brüder sinken in der Erde Schooß!

Doch sey dir, Jahr, bevor du noch entschwunden,
Für all die sel'gen, freudenreichen Stunden,
Zum Abschied — Dank und Lebewohl gebracht!
Noch in der Zukunft tiefverhüllten Tagen
Wird liebevoll mir die Erinn'rung sagen:
Wie schön in dir das Leben mir gelacht.

Als du begannſt am Zeiten-Dom zu prangen,
Die Flur noch war vom Winterkleid umhangen,
Da war's noch Winter auch in meiner Bruſt;
Doch, wie Natur die Hülle legte nieder,
Erwachte neu in dir die Hoffnung wieder,
Und mit dem Lenze nahte ſich die Luſt.

Fort trieb der Geiſt mich aus des Mißmuths Schranken;
In's Weite ſchweiften irrend die Gedanken;
Zur Ferne wandte ſehnend ſich der Blick:
Denn jener Edle ſchwebte vor den Sinnen,
Der mir im düſtern Wintertraum erſchienen,
Den laut und klar verkündet »mein Geſchick«! *)

Wie ſeine Züge tief ins Herz mir drangen,
Stieg nach dem edlen Jüngling mein Verlangen,
Als könn' er ſchlichten meines Innern Streit.
Mich hatten Wunſch und Hoffnung nicht betrogen,
Aus weiter Ferne kam ich hergeflogen,
Und aus dem Traume ſtieg die Wirklichkeit.

Nun durft' ich nimmer ganz verlaſſen klagen,
Nicht mehr allein des Kummers Bürde tragen,
Denn mit mir theilt' er jegliches Gefühl.
Sein Herz fühlt' ich ſich an das meine ſchmiegen,
Las Mitempfindung in den treuen Zügen,
Und nahte ſelig mich dem ſchönen Ziel.

---

*) Siehe das vorſtehende Gedicht.

Doch dieſes Ziel, ſo fern, wie konnt' ich's finden?
Ich ſah den Winter, Lenz und Sommer ſchwinden,
Und mit dem Herbſt, o Jahr, dein Ende nahn:
Mir bangte, daß das Blatt ſich würde wenden;
Daß mit des Winters Anfang könnte enden,
Was mit des Winters Ende ſchön begann:

Denn, wenn ich tief ins kranke Herz mir ſchaute,
Und vor des Buſens öder Nacht mir graute,
In der kein Strahl von Hoffnungsſchimmer drang:
Wie war's zu ſehn, daß eines Menſchen Liebe
Die Zweifel all' aus meiner Bruſt vertriebe,
Und heilen könn' ein Herz, das ſonſt ſo bang?

Und doch geſchah es. Denn mit Gott im Bunde
Verband der Freund mir liebend jede Wunde,
Und wies den Irrenden zur Demuth hin.
Da ward mit eins die dunkle Nacht mir helle,
Ich fand durch ihn der Wahrheit heil'ge Quelle,
Und ihm verdank ich, was ich hab' und bin.

So will ich ehren, den mir Gott gegeben;
Und nach ihm richten meines Geiſtes Streben,
Das weder Maß noch Ziel bisher gekannt;
Er lehrte mich das Saitenſpiel zu rühren,
Und ſoll hinfort auch meine Schritte führen
Zur Friedensheimath — an der Freundſchaft Hand. —

Schwanenlied.

Was pocht mein Herz,
Und bebt so sehr!
Woher der Schmerz
Die Brust so schwer?

Dahin, dahin
Mein froher Sinn!
Die Pflicht gebeut
Wie allezeit:

»Bey Seite leg'
Dein Saitenspiel!«
Beruf! Beruf!
Du forderst viel! — —

Drum pocht das Herz,
Drum wogt der Schmerz!
Dahin! dahin!
Mein froher Sinn! —

Das Auge thränt,
Die Freude flieht!
Es bricht das Herz,
Verstummt das Lied! —

Um Mitternacht.

Wie rollt die Zeit so unaufhaltsam fort!
Die Glocke ruft schon wieder: »Mitternacht!«
Vom nahen Thurm. Schon wieder schläft die Welt! —
Wie flüchtig kurz ist doch die Zeit des Wachens!
Wie bist du karg bemessen, wicht'ge Zeit,
Dem, der im thät'gen Wirken Wucher treibt
Mit jeglicher Sekunde! Wie verschwend'risch dem,
Der müßig gähnt den langen Tag hindurch! — —
In Nacht getaucht von drückendem Beruf
Kehr ich des Abends müde oft nach Haus,
Mir linden Trost und leid'ge Stärkung holend
In meines Stübchens still geweihtem Kreis.
Doch da flieht hin so manche Stunde wohl
Wie ich bemüht das ehrne Band zu lösen
Von meiner heißen, wundgedrückten Stirn;
Und, kaum geschehn, zur Klarheit kaum gelangt,
Von Harfenklängen inn'rer Ruh beseelt,
Da streift der Nachtgeist schwirrend durch die Luft;
Sein Fittich weckt das tönende Metall,
Und gellend ruft's vom hohen Kirchthurm: Zwölf!
Daß ich, emporgeschreckt aus süßen Träumen,
Oft unwillkürlich rufe: »Gott mit uns!«
Nur wen'ge Stunden kaum, da schlief ich noch,
Und jetzo sollt' ich wieder schlafen gehn?
Nein! nein! heut mind'stens soll es nicht geschehn! —
Fünf Stunden Schlaf — warum nicht vier, nicht drey?

Noch immer g'nug, iſt's doch verlorne Zeit!
Du lieber Schlaf! o gönn' ein Weilchen noch
Dem Wachenden; drück' nicht ſo herbe, Schlaf,
Der Augen Wimper, tauchend in Vergeſſen
Die ſchönſten Träume einer ſel'gen Welt.
Ein Weilchen, lieber Schlaf, laß mich noch ſinnen,
Und niederſchreiben was ich ſtill gedacht:
Ich will mich treu im frommen Wandel halten,
Und widerſtreben jeglichem Vergehn,
Daß kein Gewölk je deinen Himmel trübe,
Und feindlich ſtöre deine kurze Ruh! — —
»Am Throne des Höchſten, wo ewige Sonnen ſich kreiſen,
»Dort winkt meiner Seele in heitrer Verklärung die Liebe,
»Umſtrahlet vom leuchtenden Morgenroth zukünftiger Herrlichkeit!« — —
Still! wie der Nordwind durch die Wipfel brauſt! —
»Eins!« ſchlägt die Uhr. Schon Eins nach Mitternacht —
'S iſt Schlafenszeit! nun denn in Gottes Namen! —
»Vater unſer der du biſt in dem Himmel — —
»Führ' uns nicht in Verſuchung, ſondern
»Erlöſe uns von allem Übel, Amen!« —
Dank ſey dem Ew'gen dargebracht! Schlummre, Seele, dein Retter wacht — —
— — — — — — Gute Nacht! — — — — — —

Stimme der Sehnsucht.

Qualen des Lebens
Quält mich zu tod!
Tod ist im Leben:
Leben in Noth.

Noth ohne Ende!
Schmerz meine Qual,
Noth meine Liebe,
Schmerz überall! —

Noth schafft dem Herzen,
Schmerz dem Gemüth:
Lied ohne Liebe,
Lieb' ohne Lied.

Lied! kehre wieder!
Wieder ertön'!
Wieder mich trage,
Lied, nach den Höh'n.

Höhen und Tiefen,
Schatten und Licht,
Wohnen im Busen, —
Friede nur nicht.

Nimmer, um alles,
Möcht ich ſo bang
Leben und lieben
Ohne Geſang!

Drum liebe Laute,
Töne auf's neu'!
Wecke die Freude; —
Qualen vorbey! —

Friede im Herzen,
Fried' im Gemüth:
Lied in der Liebe,
Liebe im Lied. —

Gruß an die Muse.

Sey mir gegrüßt aus höh'ren Weltenräumen,
Sey mir gegrüßt du hohe Sängerbraut!
Das längst erstorb'ne Lied will neu entkeimen
Der wunden Brust, dieweil ich dich geschaut:
Wohl hab ich schwer gelebt, um schwer zu träumen,
Doch wird mit Eins des Innern Klage laut;
Und hin zu dir fühlt sich mein Herz getrieben,
Von dir geliebt, mich selbst in dir zu lieben.

Mein Herz ergriff ein namenloses Bangen,
Seitdem ich dich, du Herrliche, verließ;
Da konnt' ich Frieden nicht, noch Trost erlangen —
Es sank mein Geist in tiefe Finsterniß.
Wohl sehnt' ich mich, dich liebend zu umfangen,
Allein mein Schicksal, das dich mir entriß,
Es hielt mich fest mit seinen Riesenketten —
Nur du allein vermochtest mich zu retten.

Und heil'ge Liebe, sie, die Göttergleiche,
Die ich so tief gefühlt in gold'ner Zeit,
Die hehre, reine, trost- und wonnereiche,
Die nie in dieser Erdennacht gedeiht! —
Wohl sucht' ich sie, auf daß der Dämon weiche,
Der mich umfing, allein der inn're Streit
Ward nur vermehrt: denn das, was ich gefunden —
Es schlug mir tiefe, unheilbare Wunden! —

So trieb im Kreis es mich mit Schlangenbissen
Vergiftend stets, in Nacht und Wahn umher;
Des Unglücks argen Qualen kaum entrissen
Versank ich tief in's glüh'nde Flammenmeer
Getäuschter Liebe. Heiliges Ergießen
Erfüllte mich, doch bald war's öd und leer:
O heil'ge Muse! in des Lebens Gründen
Ist Sinnenwahn und Täuschung nur zu finden! —

So hab' ich denn, seitdem ich dich verloren,
Mit mancher Qual gerungen für und für!
Zum treuen Führer mir das Kreuz erkoren,
In Liebesgluth erfaßt des Heils Panier.
Nun, wie zum schönen Leben neu geboren,
Schwingt auf, o Muse, sich mein Geist zu dir:
Du schwer Vermißte, will dich treu umfassen, —
Dir nun mich weih'n, und nimmer von dir lassen. —

Wenn allzurasch sich das Gefühl entzündet,
Und feindlich sich das wilde Leben regt;
Das Herz zu kühn, und bald zu scheu, empfindet,
Vom innern Sturme wechselnd fortbewegt;
Da sey es dir im frommen Lied verkündet, —
Und Wohl und Weh in deine Hand gelegt:
Du kannst dem Sturm gebieten, daß er schweige;
Daß Haß zur Lieb', und Schmerz zur Lust sich neige. —

Und weil ich denn nach vielen Monden heute
Dies Lied geschrieben am Frohnleichnamsfest,

Flieh' ich zu Ihm, der liebend mich befreyte,
Zu Ihm, dem Heiland, der uns hat erlöst:
Daß ich fortan nie mehr dem Wahn zur Beute,
Daß Er nie mehr im Kampfe mich verläßt,
Und auf zum Himmel meine Töne reichen; —
Die Saite klingt, und alle Schmerzen schweigen. - - —

Mondnacht.

Hoch am Dome friedlich glänzt der Mond,
Lichte Sterne blinken lieblich nieder;
Ringsum Nacht und ſüßer Friede wohnt, —
Gottes Odem ſtärkt die matten Glieder! —

Ja dein Auge, Vater, oben thront;
Was da lebt, beſchirmet dein Gefieder!
Deine Liebe iſt's, die ſtraft und lohnt, —
Deine Allmacht weckt die Todten wieder! —

Dich erblick ich, Höchſter, überall;
Zeichen beſſ'rer Welt ſind mir die Sterne:
Deiner Liebe Hauch erfüllt das All!

Und dein Name, Gott, tönt nah und ferne!
O vergib uns, Vater, unſre Schuld! —
Gib uns Liebe, Glauben und Geduld! —

Der Pilger.

Behende, behende zum roſigen Strand,
Nach Süden, nach Süden gezogen! —
Dann weiter hinüber in's heilige Land
Auf ſonnig umleuchteten Wogen!

Bin ledig von jeglichem irdiſchen Gut,
Hab' jegliche Freude begraben;
Nur Glaube und Liebe, und Hoffnung und Muth
Soll fürder den Wallenden laben.

Fahr hin du verblendete tückiſche Welt!
Dein Bild iſt in Nebel zerronnen!
Hab' anderswo jetzt mir ein Plätzchen beſtellt —
Dort d'rüben im Lande der Sonnen. —

Dahin will ich richten den ſehnenden Blick,
Will kämpfend mich ſelber bezwingen:
Dort dämmert die Hoffnung, dort blühet das Glück,
Doch — Liebe nur kann es vollbringen.

Ja Liebe. O Liebe wie ſelten biſt du
Ob dem Stolz und dem Dünkel erhaben! —
Du öffneſt die Pforte, wir ſchließen ſie zu —
In Knechtſchaft der Sinne begraben!

Bestand schon so manchen beschwerlichen Tag,
Bin weiter und weiter gekommen;
Ob schwankend der Wille danieder oft lag —
Doch ward mir der Muth nie benommen. —

So stieg ich, und sank ich, und duldete viel;
Und siegte, um wieder zu weichen; —
Wo bleibst du so lange, mein sehnliches Ziel, —
Soll nimmer mein Blick dich erreichen? —

Schon sinket die Sonne, schon neigt sich der Tag,
Wie lange soll dein ich noch harren?
Wie lange noch fühlen des Irdischen Schlag,
Und Trübsal ohn' Ende erfahren?

Beschränkt ist, und düster des Sterblichen Ziel,
Das Grab ist sein Habe hienieden:
Dort schläft er, der Embryo, friedlich und kühl,
Dort reifend zu ewigem Frieden.

Drum lieb' ich dich, Grab! in dir find' ich Ruh,
Die nie ich im Leben gefunden;
In dir heilt der Friede die Wunden mir zu —
In dir wird die Seele gesunden.

Die Körperwelt schlummert — die Liebe nur wacht;
Der Tod kreist in nächtlicher Stille,
Und schüttelt im Dunkel der schweigenden Nacht
Vom Baume des Lebens die Hülle. —

Ach, Friede und Heil ſey den Müden gebracht!
Mein Morgen will jenſeits beginnen.
Dich preis ich, o Liebe, dich, heilige Nacht, —
Und ſcheide in Frieden von hinnen! —

Ob männlich beherrſchend des Sinnlichen Trieb,
Der Menſch muß zuletzt doch erliegen:
Wofern ihn der Glaube nicht leitet, die Lieb',
Sie lehren beharren und ſiegen.

Der Wille iſt ſchwankend; der Menſch unterliegt
Vom Leben beherrſcht und getrieben:
Doch wenn er im Leiden, als Gläubiger, ſiegt,
Erfaßt er die Gottheit — im Lieben. —

Stufenleiter.

Zum Himmel
Ihr Brüder, zum Himmel hinan! —
Seht, offen steht jedem die Bahn!
Vom Glauben durchdrungen, von Liebe beseelt
Verläßt der Geweihte die niedere Welt;
Erhaben im Geiste vernimmt er der Seligen Chor,
Und schwingt sich stets höher und höher zum Himmel empor.
Den niedrig Gesinnten ertödtet der himmlische Strahl;
Er kennt nur das Irrlicht — den Nebel im irdischen Thal!
Nur süße Gelüste, und fröhlichen Schmaus,
Bey blendendem Schimmer und tollem Gebraus;
Drum sucht er das Bessere nie, —
Und senket das Haupt wie das Vieh
Zur Erde. —

Getümmel
Im Leben der Weisere flieht,
Und ehret ein friedlich Gemüth;
Und prüfet und wäget, und rufet sich zu:
Das köstlichste Kleinod ist innere Ruh!
Er dient seinem Schöpfer mit frommen, mit kindlichem Sinn,
Und erntet im Weltbuch dereinst seiner Tugend Gewinn.

Der Sinnliche aber mit innig zerstörtem Gemüth
Haßt Frieden und Gott wie sich selber, und flucht
und flieht.
Die Heilung verschmäht er im nächtlichen Wahn,
Und lenket mit Absicht zur Hölle die Bahn;
Und nähret den innern Grimm,
Auf daß es ja nimmer in ihm
Licht werde.

Zum Himmel
Strebt jener nach Christi Gebot,
Und kennet, und liebet den Tod.
Die Freuden der Erde, er achtet sie kaum,
Wohl wissend, daß alles ein flüchtiger Traum!
Er fühlt es, und nähret im Busen den göttlichen Keim;
Und ahnet es tief: daß die Seele bey Gott nur daheim.
Doch dieser, versunken im Wirbel zerstörender Lust,
Verspürt seinen donnernden Richter in eigener Brust!
Drum sucht er Zerstreuung, der Hölle getraut:
Sonst wird ja die Stimme, die richtende, laut!
Doch bald der Verzweiflung zum Raub
Wälzt fluchend der Wurm sich im Staub
Der Erde! —

Fiſcherlied.

Der Fiſcher, der kennet nicht Plage noch Streit!
Die Netze geſchlichtet! — Die Angel bereit! —
So zieht er hinaus in die Fluth,
Und fiſchet mit fröhlichem Muth;
Und hat er die Beute heraus,
Dann wandelt er fröhlich nach Haus.

Der Landmann ſich plagt, ohne Raſt, ohne Ruh! —
Da kommt noch der Hagel — der Froſt oft dazu
Und raubt ihm das einzige Brot,
Und läßt ihn in peinlicher Noth!
Der Fiſcher, der Fiſcher allein
Kann immer des Glückes ſich freu'n. —

Die Menſchen, ſie haben's ſo hart und ſo ſchwer,
Und ſchaffen ſich ſelber der Noth immer mehr!
Drum werden die Klagen ſo laut,
Weil einer dem andern nicht traut:
Die Liebe, der Glaube entfloh!
Der Fiſcher iſt fromm und auch froh.

Was immer ſich rege in feindlicher Welt,
Der Fiſcher iſt immer zufrieden geſtellt:
Im friedlichen frommen Gemüth
Ein himmliſches Glück ihm erblüht.
Und kommt einſt ſein Stündchen heran,
Hat er, was er ſollte, gethan.

Schnitterlied.

Erſter Schnitter.

Ihr Burſchen und Mägde frohlocket und ſingt!
Es ſtrotzen die Garben — die Ernte ſchon winkt!
Der Herr ließ die Saaten ſo herrlich gedeihn,
Drum laſſet der ſegnenden Liebe uns freun,
Und ſenden zum Himmel ein dankendes Lied
Mit kindlich ergebenem, frommen Gemüth!

Alle.

Laßt ſchallen zum Himmel ein dankendes Lied,
Mit kindlich ergebenem frommen Gemüth!

Erſter Schnitter.

Man gräbt ja die Saaten, die Hoffnungen ein,
Und müht ſich, und bethet, auf daß ſie gedeihn;
Doch wenn auch ein Unglück den Segen uns raubt,
Wird nimmer verzagen, wer hoffet und glaubt:
Drum laßt uns, ihr Guten, dem Herren vertrau'n,
Und glauben, und hoffen, und lieben und bau'n.

Alle.

Drum laßt uns, ihr Lieben, dem Herren vertrau'n,
Und glauben, und hoffen, und lieben und bau'n.

Erſter Schnitter.

Die Väter, ſie haben's ja öfters geſagt:
Im Leben iſt jeder vom Schickſal geplagt!

Doch wer ſich beſtrebet mit gläubigem Sinn
Die Tugend zu lieben, das Laſter zu fliehn,
Den wird Gott erhalten, den wird Gott erhöhn, —
Es wird ihm hienieden ſchon herrlich ergehn.

Alle.

Den wird Gott erhalten, den wird Gott erhöhn,
Es wird ihm hienieden ſchon herrlich ergehn.

Erſter Schnitter.

Nun laſſet uns ſtillen die ländliche Luſt,
Die Scheuer zu füllen, mit fröhlicher Bruſt.
Ihr Burſchen und Mägde, hinaus nun ins Feld,
Da werde im Freyen ein Tänzchen beſtellt:
Da wollen wir tanzen in fröhlichen Reih'n,
Und kindlich der ſegnenden Liebe uns freu'n.

Alle.

Da wollen wir tanzen in fröhlichen Reih'n,
Und kindlich der ſegnenden Liebe uns freu'n.

Des Sängers Weihe.

Dumpf heulen die Klüfte vom Donnergetos!
Der Himmel iſt trübe — die Hölle iſt los; —
Wild brauſet der Wirbelwind! —
Wer weilet noch draußen in öder Nacht?
Wer wagt ſich in Kampf mit des Sturmes Macht? —
Der Sänger iſt's — alt und blind! —

Dem Sänger da draußen iſt wohl und bang! —
Er ſpielt ſich ein Lied wohl zum letzten Gang —
Die Sehnſucht ihm bricht das Herz!
Wohl heulet der Sturm, doch der Harfe Getön
Schwingt mächtig den Sänger zu ewigen Höhn: —
Der Sänger muß himmelwärts.

Der Sänger kniet draußen am Kreuzaltar;
Laut wühlet der Sturm um ſein Silberhaar: —
Ein Ton — und ſein Herz vergeht! —
Wie Töne entſchweben, wie Perlthau zerfloß,
So windet der Sänger vom Leben ſich los: —
Er ſtirbt — wie ein Ton verweht.

Die Spinnerin an der See.

Schon verglimmt das ferne Abendroth!
Heut am Leben — und morgen todt!
Spinne, spinne jahrelang;
Tiefes Weh mein Herz durchdrang:
Liebster ruht, tief in der Fluth —
Tief in der Fluth!

Heute Nacht rief mir ein Traumbild zu:
„Laß das Spinnen, und geh' zur Ruh!“
Sandte oft mein Klagelied
Hin nach Nord, Oſt, Weſt und Süd:
Doch, mein Glück kam nie zurück —
Ach nie zurück!

Seh' am Grabe mit Lilien in der Hand,
Engelknaben in Goldgewand! —
Friedlich wogt die blaue See; —
Leichenhemd iſt weiß wie Schnee; — —
Mädchen ſtill! — bin nun am Ziel; —
Sterbend am Ziel. — —

Die junge Nonne.

Wie braust durch die Wipfel der heulende Sturm!
Es klirren die Balken — es zittert das Haus!
Es rollet der Donner — es leuchtet der Blitz! —
Und finster die Nacht, wie das Grab! — — —
Immerhin, immerhin!
So tobt' es noch jüngst auch in mir!
Es brauste das Leben, wie jetzo der Sturm!
Es bebten die Glieder, wie jetzo das Haus!
Es flammte die Liebe, wie jetzo der Blitz! —
Und finster die Brust, wie das Grab! —

Nun tobe du wilder, gewaltiger Sturm!
Im Herzen ist Friede, im Herzen ist Ruh! —
Des Bräutigams harret die liebende Braut,
Gereinigt in prüfender Glut —
Der ewigen Liebe getraut. —

Ich harre, mein Heiland, mit sehnendem Blick;
Komm, himmlischer Bräutigam! hole die Braut!
Erlöse die Seele von irdischer Haft! —
Horch! friedlich ertönet das Glöckleiu am Thurm;
Es lockt mich das süße Getön
Allmächtig zu ewigen Höhn —
»Alleluja!«

Gräbers Heimwehe.

O Menſchheit — o Leben! —
Was ſoll's — o was ſoll's?!
Grabe aus — ſcharre zu!
Tag und Nacht keine Ruh! —
Das Drängen, das Treiben —
Wohin! — o wohin?! — —
»Ins Grab — tief hinab!« —

O Schickſal — o traurige Pflicht —
Ich trag's länger nicht! — —
Wann wirſt du mir ſchlagen,
O Stunde der Ruh?! —
O Tod! komm und drücke
Die Augen mir zu! — —
Im Leben, da iſt es ſo ſchwül! —
Im Grabe — ſo friedlich, ſo kühl!
Doch ach, wer legt mich hinein? —
Ich ſteh allein! — ſo ganz allein!! —

Von allen verlaſſen
Dem Tod nur verwandt,
Verweil' ich am Rande —
Das Kreuz in der Hand,
Und ſtarre mit ſehnendem Blick,
Hinab — ins tiefe Grab! —

O Heimath des Friedens,
Der Seligen Land!
An dich knüpft die Seele
Ein magiſches Band. —
Du winkſt mir von ferne
Du ewiges Licht: —
Es ſchwinden die Sterne —
Das Auge ſchon bricht! — —
Ich ſinke — ich ſinke! — Ihr Lieben —
Ich komme! — — —

Einem jungen Dichter.

Alberne Mühe, mein Freund!
Dich ob der Form so zu quälen,
Schreibst du ein neues Gedicht.
Laß dem Gefühle das über!
Glaub' mir, es schlägt sich zum Lied
Selber den schicklichsten Takt.
Ist, was du dichtest, Gefühl —
Dichtung im höheren Sinne,
Kümmert den denkenden Geist
Wenig die äußere Zier;
Doch, eh' du oft d'ran gedacht,
Eh' du zu singen begonnen,
Wählt sich das rege Gefühl
Selbst die geeignete Form. —

Blinde Kuh.

Wer den Glauben nicht gefunden,
Wer die Liebe nicht erkannt,
Ahnet nicht sein Vaterland —
Hat das Höchste nicht empfunden!
Spielt im Leben blinde Kuh,
Denn er hat die Augen zu;
Wandelt wie das Heidenthum
Scheu im Nebel stets herum —
Ohne Rast und ohne Ruh! —

Dichtung und Glaube.

Dichtung, Freund! iſt Gottes Gabe,
Hold und troſtreich jederzeit; —
Iſt ein Kind der Ewigkeit —
Iſt des Menſchen größte Habe. —
Glaube, iſt die Wunderquelle,
Der des Lebens Strom entquillt: —
Wen des Glaubens Kraft erfüllt,
Dem wird alles klar und helle.
Überglücklich iſt im Leben,
Wem Gott beyde hat gegeben:
Denn aus tiefer Erdennacht
Kann er ſich zum Licht erheben —
Kann empor zum Himmel ſchweben —
Wo ein ew'ges Seyn erwacht. —

Die Meinungen.

Gewöhnliche Klage.

»Die Welt iſt verdorben — das Laſter dringt vor —
In ihr wankt die Tugend wie Rohr! —
Der Weltſinn betäubt! —
Wer ſich ſträubt
Wird
Mit Gewalt
Fortgeriſſen, und bald
Erſticket der Irrwahn den göttlichen Funken
Des Lichts — im rauſchenden Wirbel verſunken.
Drum wandelt der Geiſt der Verführung umher,
Und ſuchet der Opfer noch mehr! —
Arg geſinnt — tückevoll! —
Froh, wie toll,
Spührt
Er es aus,
Und lockt es hinaus
Zum Gelag: Luſt und blendender Schimmer:
Arge Welt! immer böſer wirſt du, — immer ſchlimmer!«

Reſignation.

Wer die Welt nur verklagt, nicht ſich ſelbſt, iſt ein
Thor!
Die Welt iſt noch jetzt, wie zuvor! —
Der Menſch nur allein
Schafft die Pein! —
Mög'
Er ſich üben
Die Tugend zu lieben,
Und wohl iſt dann alles beſtellt: —
Nicht die Welt macht den Menſchen — der Menſch
macht die Welt! —
Wie die keimende Saat, muß von innen heraus
Das Gute ins Leben hinaus! —
Fromm ſey jeder für ſich!
Ewiglich
Reg'
Sey das Streben
Der Tugend zu leben
In jeglicher Bruſt; — aus die Fehden! —
O Menſchen! dann würde die Welt euch — zum
Eden! —

Die Wünsche.

All das Wünschen, Sehnen, Lieben,
O, wo soll's, wo soll's hinaus?! —
Daß wir doch genügsam blieben!
Glück und Friede zög' ins Haus. —
Doch, das Wünschen nimmt kein Ende!
Jeder hat so seine Noth:
Statt daß man zu Gott sich wende,
Hofft und wünscht man sich zu todt! —
Was uns ward, wird nicht beachtet;
Was uns fehlt, das lieben wir;
Jeder ringt, und denkt, und trachtet
Weit hinaus — so geht's auch mir! —
O welch thöricht eitles Träumen!
Welch ein Schwanken — her und hin!
Gegenwärt'ges Glück versäumen,
Nach entlegnen Fernen fliehn! — —
Lerne, Mensch! das Glück erkennen,
Lerne seyn, was du nicht bist. —
Glücklich kann nur der sich nennen,
Der mit Gott im Reinen ist. —
Wer hinaus ins Weite jaget,
Erntet Glück nicht: — Schmerz und Pein!
Wer sich kühn ins Treffen waget,
Lerne auf der Hut zu seyn! —
O ich hab' es tief empfunden:
Glücklich ist der Mensch nur dann,

Wenn er gläubig Gott gefunden,
Und ſich ſelbſt genügen kann.
Wenn er das, was ihm beſchieden,
Ob's auch karg nur, dankbar ehrt;
Und damit in Gott zufrieden,
Redlich baut, und nie zerſtört. —
Wenn er rein und fromm empfindet,
Sich im Stillen Kränze windet —
Feſt und treu auf Gott vertraut!
Nimmer ſtrebt nach eitlem Tande,
Und nicht fröhnt dem Unverſtande,
Dem die Welt Altäre baut! —
Wenn er's weiß: daß Glück und Frieden
Niemals noch die Welt beſchieden, —
Daß daheim Er nicht hienieden. —
Daß ihn erſt an Grabesrand
Froh begrüßt ſein Vaterland;
Wahres Glück erſt dort beginnt:
Alle Wünſche — Träume ſind! —

Mein Bild.

Du ſüßes Bild
Das mich umweht,
So lieb, ſo mild,
Und früh, und ſpät;
O weiche nie!
All meine Ruh,
Mein ganzes Glück,
O Bild, biſt du!
Du ſtrahlſt mir entgegen von Golgathas Höhn! —
Du lebſt in der Seele, um nie zu vergehn! —
Erlöſer der Menſchen — ich bete Dich an! —
Viel haſt Du für alle — gelitten — gethan! —
Drum ſtärkt mein Bild
Mich — wunderbar:
Was Du gefühlt,
Iſt ewig wahr!
Drum trag ich, Herr,
Dieß ſüße Bild,
Das mich umweht,
So lieb, ſo mild,
Und früh und ſpät:
Mit Muth und Luſt
Auf Stirn' und Bruſt
Mit mir umher:
Und dieſes Bild
Mir ewig nah:

Es iſt das Kreuz
Auf Golgatha! —
Hoch auf dem Felſen
Da thronet ein ewiges Haus
Und ſtrahlet ins Leben hinaus:
Gott hat es begründet, Gott hat es erbaut,
Drin wohnet die Liebe, die himmliſche Braut.
Von Oſten und Weſten, von Süd und von Nord,
Ziehn wallende Pilger zum ſtrahlenden Port;
Und laben die Seele am ewigen Quell, —
Es winket von ferne, ſo lieblich und hell:
Und wem nie geleuchtet dieß ewige Licht:
Die göttliche Kirche — der freue ſich nicht! —

Liebessehnen.

1.

O wie kann, wie soll, wie darf ich's deuten,
Dieses inn're, namenlose Sehnen?
Darf ich hoffen, darf ich liebend wähnen,
Daß es Heil und Frieden wird bereiten?

O ich fühl's! kein Wesen flücht'ger Zeiten
Ist's, kein trüglich Bild des irdisch Schönen:
In der Seele Tiefen widertönen
Heil'ge Klänge ferner Ewigkeiten.

Wenn ich still beglückt zum Himmel bethe,
Dämmert mir die ew'ge Morgenröthe,
Und es tagt im Innern wunderbar:

Und im licht durchwebten Sternenkranze,
Stellt, im himmlischen Verklärungsglanze,
Sich dem trunk'nen Blick »Maria« dar!

2.

Darf der niedre Menſch, vom Staub befangen
Liebend ſich zu ſeinem Urbild wenden?
Seine Seufzer betend zu Dir ſenden,
O Maria, Du mein ſüß Verlangen?

Ja er darf's! ſoll er zum Licht gelangen,
Reiner Liebe ernſtes Werk vollenden:
Muß ihm ew'ge Liebe — Liebe ſpenden, —
Heil'ge Gluthen röthen ſeine Wangen! —

Dazu hat Natur ihn auserkoren; —
Ward der Menſch aus Gottes Geiſt geboren,
Streb' er ewig auch zu Gott empor! —

Ja, er übe ſeine heil'gen Rechte! —
Die vergeſſen nur die Sinnenknechte; —
Anders handelt nur der blöde Thor! —

3.

O Maria! ja, ich darf es wagen
Darf Dich lieben, darf Dich Mutter nennen;
Und mein Herz, es darf für Dich entbrennen,
Kindlich liebend Dir entgegen schlagen! —

Nun verstummen alle meine Klagen!
Was mir ward, ich will es tief erkennen;
Nimmer mich von Deinem Sohne trennen;
Dich und Ihn im treuen Herzen tragen! —

Mich zu retten aus der Stürme Nöthen,
Laß ich nimmer ab zu Dir zu beten: —
Gnadenmutter, Deine Macht ist groß! —

Was die Welt auch spricht, ich hab's erfahren:
Nimmer kann der Mensch sich rein bewahren,
Sagt er nicht sich von den Sinnen los! —

Doppelte Einheit.

Im Menschen hausen feindlich zwey Gewalten,
Ich fühl' sie selbst im Innern glühend brennen;
Und, ob entbrannt sie auch das Herz mir spalten,
Kann — will ich's auch — mich doch von keiner trennen.
So werd' ich denn, mit mir im ew'gen Streite,
Der Qual zur Beute.

Zum Himmel auf lockt mächtig mich die eine,
Die and're reißt mich kühn zur Erde nieder:
Dort blüht das Schöne, Hehre, Wahre, Reine,
Hier fesselt Sinnenlust die trunknen Glieder:
Und, wenn verschieden auch, geben doch beyde
Sie, Lust und Freude.

So zweifelnd rang, von beyden gleich umfangen,
Ich einst: ob die, ob jen' ich sollte wählen;
Zur letztern trieb mich glühendes Verlangen:
»Nie — rief sie mir — darf Lust und Freud' dir fehlen;
All' deine Trieb' und Wünsche will ich stillen,
Sie all' erfüllen.«

Im höhern Lichte, herrlich anzuschauen,
Mit milderm Blick, ein Bild aus höherm Leben,
Schien mir die Erste: — Paradieses Auen,

Von Sonnenglanz erblindend rings umgeben,
Und freundlich winkten, liebe goldne Sterne
Aus blauer Ferne. —

Und eine holde Stimme sanft und leise
Ermahnte liebend mich zu edlem Streben:
»Nach drüben sieh — zu mir geht deine Reise, —
Ich nur allein kann wahres Glück dir geben:
Doch dieses Glück, es will errungen werden
Mit Müh' auf Erden.«

Und nah und näher, mächtig fortgetrieben
Ward ich sogleich, von heil'gem Gnadendrange
Begeist'rungsvoll ergriffen: schön zu lieben,
Den Göttern gleich. Dem argen Fesselzwange
Der Erd' wollt' ich mich kühn entwinden, —
Die Nacht ergründen;

Als eine andre Stimme, lustumgeben,
Sich reitzbar mengte in der Sinne Streiten:
»Du Thor! das Ferne lasse seyn! Genieß' das Leben,
Und opfre Träumen nicht die Wirklichkeiten:
Die frischen Blüthen wird die Zeit zerknicken —
Du mußt sie pflücken!«

»Ein gegenwärtig Gut so zu verachten
Um fern dem Ungewissen nachzujagen —
Ist's Thorheit nicht?! Höher zu achten
Was unbegreifbar in der Zukunft Tagen,
Als, was die Gegenwart stets zu dir wendet —
So reichlich spendet?! —«

So unbemerkt in mir getheilte Triebe
Erwachten mit dem innern Regen:
Ein dunkel, dicht verrworr'nes Bild von Liebe,
Das, lustumkränzt, verhüllte Fluch und Segen;
Und Tod und Leben barg das finstre Grauen —
Nicht zu durchschauen! —

Und mit mir uneins, konnt' ich nimmer dämpfen
Der beyden Triebe feindlich reges Walten;
Mußt' ewig ringen, streben, zu bekämpfen
Mein feindlich Selbst, getheilt in zwey Gestalten;
Und, ob ich dieser, jener unterliege,
Ist Schmerz im Siege.

Und, lange Zeit hab' ich gestrebt, gerungen,
Von bangen Zweifeln furchtbarlich umnachtet;
Bis daß ein Gnadenstrahl die Nacht durchdrungen,
In deren finstern Schooß ich tief geschmachtet!
Und Tag ward's plötzlich in' des Busens Tiefen,
Wo beyde schliefen.

Denn, dieser Strahl, vom Urthron ausgegangen,
Hat mich mit eins erleuchtet und erquicket,
Vertilgt das qualvoll, immer rege Bangen
In meiner Brust — dem Zweifel mich entrücket:
Der Glaube ist es, der mir ward beschieden
Zum Heil hienieden. —

Durch ihn hab' ich gelernt zu unterscheiden
Natur und Geist — das Gute von dem Bösen,

Und in des höhern Lebens höhern Freuden,
Die Erdenfesseln von mir abzulösen;
Des Daseyns Zweck erkennend, Grund zu legen
Zu ew'gem Segen. —

Und muß ich gleich des Zwiespalts Regung dulden,
Wie sie der Geist und die Natur erzeugen;
Hab' ich, zu wehren jeglichem Verschulden,
Des höhern Willens Kraft, den nichts kann beugen;
Den klaren Blick, den finstern Wahn zu tödten
In Kampfes Nöthen.

Drum — Dank der Gottheit, die so viele Gaben,
Die mir so viel des Guten hat gespendet!
Den Dürstenden im Lebenskampf zu laben,
Der Labung köstlichste mir hat gesendet:
Auf daß im Wahn mich nimmermehr betrüge
Der Geist der Lüge. —

Einſt und Jetzt.

Einſt ließ es nimmer mich raſten noch weilen
Hier auf der Erde, ich wollt' ihr enteilen,
Folgend dem Drange — es zog mich hinan!
Wollte hinauf zu den Sternen mich ſchwingen,
Weit in den Lüften dort weilen und ſingen,
Lenken zum Lichte die ätheriſche Bahn.

Oben, vom feindlichen Leben geſchieden,
Wähnt' ich zu finden den heiligen Frieden,
Deſſen die Seele ſo ſelten genoß!
Einſam und traurig, verlaſſen von allen,
Klagt' ich, umgeben von feindlichen Qualen,
Daß ſich der Schmerz oft in Thränen ergoß.

Finſter und böſe im feindlichen Walten,
Sah ich das Leben in bunten Geſtalten,
Selbſt mich verflochten ins tiefe Gewühl.
Alſo im ewigen inneren Streite
Trieb mich allmächtig hinaus in die Weite
Steigender Sehnſucht unnennbar Gefühl.

Wollte auf immer dem Leben entſagen;
Hoffte mir endlich den Tod zu erjagen,
Schweifend ins Leere mit dürſtendem Blick:
Irrend hinaus aus dem menſchlichen Leben,
Sah dann mein Geiſt die Gebilde verſchweben —
Kehrte getäuſcht in das Leben zurück. —

Ward nun von heiligem Drange getrieben,
Wahrhaft und innig die Menschen zu lieben,
Liebend zu kosten die seligste Lust:
Suchte vom kränkelnden Wahn zu genesen,
Findend ein liebend, befreundetes Wesen,
Balsam zu gießen in leidende Brust.

Freundlicher leuchtete bald mir die Sonne:
Friedlich genoß ich der seligsten Wonne,
Wo ich phantastisch die Hölle geträumt.
Fest und beharrlich im frommen Beginnen,
Sucht' ich durch Liebe und Treu' zu gewinnen
Was ich so schnöde — so thöricht versäumt.

Dank nun dem Himmel, es ist mir gelungen!
Hab' es erbethen, ich hab' es errungen,
Mein ward der beste, der köstlichste Preis:
Was da die ahnende Seele empfunden
Voll des Vertrauens, ich hab' es gefunden: —
Liebe und Freundschaft im menschlichen Kreis.

Will jetzt nun nimmer der Erde enteilen;
Will immer gerne im Leben verweilen,
Halten in Schranken den schweifenden Blick!
Liebend verschmelzen im hohen Entzücken;
Saugend aus ihren holdseligen Blicken:
Himmlische Wonne, und irdisches Glück.

Meiner Wißbegier.

Ey wie haſtig, wie geſchwind!
Langſam geht, wer gut beginnt.
O ich kenne dich, du Gluth;
Taugt zu nichts das raſche Blut!
Biſt nur Täuſchung, falſche Zier,
Neugier oft, ſtatt Wißbegier!
Biſt nicht edel, biſt nicht rein:
Strebſt zu ſcheinen — ich will ſeyn!
All das Treiben kranker Zeit —
Eitles Wiſſen das zerſtreut, —
Bücherwuſt und Zeitungskram
Niemals mir zu Sinne kam!
Denn ich find' im großen Buche
Aller Bücher, d'rin ich ſuche,
Geiſt und Licht der Ewigkeit:
Kraft und Wahrheit alter Zeit;
Und darin die echte Spur
Wahrhaft göttlicher Natur.
Drum, du liebe Wißbegier,
Laſſ' das ſeyn, und folge mir!
Forſche ſtets um — weiſe, rein,
Niemals — um gelehrt zu ſeyn.

An Friedr. v. Schlegel.

Nachdem ich seine Werke gelesen hatte.

Viele Schätze seh' ich ausgebreitet,
Die Du, großer Denker, Dir errungen;
Der Du tief ins Leben eingedrungen,
Von des Glaubens Wunderkraft geleitet.

Tiefen Forschens schönen Lohn erbeutet
Wer wie Du zum Urbild sich geschwungen;
Der zum Ziel die Wahrheit sich bedungen,
Und nicht ab vom rechten Pfade gleitet.

Habe Dank für Deine reiche Spende!
Licht und Wahrheit lebt in Deinem Worte —
Wie Du groß begannst, auch groß vollende! —

Leuchte denn zu Deinem ew'gen Ruhme,
Leitend uns zur hohen Gnadenpforte —
Als ein seltner Stern im Christenthume! —

An K . . .

bey Übersendung einiger Gedichte.

Ein Kränzchen, Liebe, hab' ich Dir gewunden,
Aus meines Gärtchens jungen Musenflur;
O fändest, Mädchen, Du darin die Spur
Von jenem Glück, das ich dabey empfunden! —

Oft dacht' ich Dein in Friede-reichen Stunden,
Du edles Bild der sinnigen Natur;
Und fühlte freudig den Gedanken nur:
Wie ich so klar, so kindlich Dich gefunden.

Die reine Seele herrlich zu entfalten,
Lass', theures Mädchen, Deine Liebe walten,
Und Deinen frommen, gläubig stillen Sinn.

In meiner Seele, Gute, wirst Du leben,
Bis wir im Tod der Erdennacht entschweben,
Und hin zum Lichte — nach der Heimath ziehn.

Die Verblichene.

So früh ſchon hingeſchieden,
Du Mädchen, zart und rein?
Nun weilſt du dort im Lichte, —
Gedenk' im Himmel mein!

Auf deinen bleichen Wangen
Da ſitzt der kalte Tod;
Doch dämmert aus den Zügen
Das neue Morgenroth.

Mein Auge ſchwimmt in Thränen;
Dem Herzen iſt ſo weh,
Du engelreines Mädchen,
In deiner holden Näh'! —

Womit ſoll ich mich tröſten?
Du warſt mir ſtets ſo werth!
Du haſt mich ſtilles Dulden
Und frommen Sinn gelehrt:

Ob noch ſo groß dein Leiden,
Dein Loos, ob noch ſo trüb,
Doch größer war dein Glaube,
Und heiter deine Lieb'. —

Wohl haſt du ſtill geträumet
Von künft'ger Zeiten Glück;
Im treuen Herzen Liebe,
Und Huld im klaren Blick.

Das alles iſt vergangen!
Der ſchöne Traum dahin!
Da liegſt du nun erkaltet
Mit all' dem zarten Sinn!

Ihr heißen Thränen fließet!
Doch nein! — o fließet nicht!
Sie hat ja ausgerungen,
Sie weilt bey Gott im Licht!

Was Gott für ſich erkoren
Dem Himmel eigen blieb:
Gott hat ja auch die reinen,
Die frommen Seelen lieb.

Drum iſt ſie hingegangen
Im ſchönen Lebensmay,
Daß ſie am Thron des Höchſten
Ein Friedensengel ſey.

Nimm auf, o liebe Erde,
Sie in den ſtillen Schooß!
Wer ſo, wie ſie, geſtorben,
Der iſt im Himmel groß. —

Da knie ich ſtill und bethe.
O wär' ich rein wie du!
Dann ging ich hin in Frieden,
Dann wär' im Herzen Ruh!

Gelobt ſey mein Erretter,
Der, uns vom Tod befreyt,
Damit wir ſelig werden
Dereinſt in Ewigkeit! —

Gott ſchenke ſeinen Frieden
Der zarten Seele dein!
Sey du mein Engel, Mädchen:
Gedenk' im Himmel mein! —

Schon ſeh' ich dich im Geiſte
Von ſtillem Glanz verklärt;
Und rufe ſcheidend »Amen«!
Den Blick hinan gekehrt. —

Des Atheiſten Ende.

Tode, Verzweiflung! wüthender Schmerz
Erdrückt mir das Herz!
Laßt mich Unſel'gen, laßt mich allein
Mit meiner Pein!
Schwarz, wie mein Leben, umfängt mich die Nacht,
Hohle Geſpenſter mein Lager umziehn, —
Angſt und Entſetzen, und Todesgefahr
Treiben zu Berg' mir das Haar. —
Quälender Unruh' ich immer erlag — —
Fluch dem unſeligen Tag
Der mich gebar! — —
Innen und außen bedrängt mich die Noth —
Vor mir der grinſende Tod! —
Nirgends ein Ausweg, Hülfe noch Troſt!
Nagender Froſt
Schleicht durch die Glieder, und reißt mich danieder:
Fluch meinem Leben — zur Qual mir gegeben —
Fluch der hinfälligen Zeit! — —
Es gibt keinen Gott, keine Ewigkeit! — — —
Ja — doch! doch!
Wäre die Kunde vom jüngſten Gericht
Lüge nicht; — —
Wie ſoll der Sünder beſtehn
Dort in den Höhn?! — —
Schwarz liegt mein Leben vor mir;
Und innig ruft es: — »Fluch dir!« —

»Weh! weh! weh!«
Ruft's aus der Höh'! — —
Schauer des Todes umweht sein Gebein!
Gott hat gerichtet — zu spät das Bereu'n!
»O Himmel! Erbarmen!«
o fleht er
»Erbarmen mir Armen!«
»O Gott!« — —

Der ſterbende Chriſt.

Ihr Lieben, kommt alle — o kommt an mein Herz!
Die Seele zieht ſcheidend bald himmelwärts!
So nehmt meinen Segen in Liebe denn hin:
Zu kämpfen im Sturme, durch Leiden und Müh'n!
Verweilet in Chriſto, in Wahrheit und Licht, — —
O weinet nicht, — weinet nicht!
Dir dank' ich, Allvater! für jegliches Gut:
Für jegliche Freude, und jetzt dieſen Muth,
Der ſelig mich ſtärket, wo's ſonſten ſo bang
Im ſcheidenden Übergang!
O ſüßes Gefühl! —
Nun bin ich am Ziel! —
Dem Auge erſchließt ſich die lichtere Welt, —
Mein Lauf iſt zu Ende — beſtellet das Feld!
Schon hör' ich im Geiſte der Seligen Chor —
Schon ſprießen die Halme im Eden empor! —
Schon weilet die Seele im ewigen Licht — —
Verzaget nicht — verzaget nicht!
Nun betet ein kurzes — ein frommes Gebet,
Zu Ihm, der am Kreuze für uns ward erhöht: —
. . . . . .
»Herr, zukomm' uns Dein Reich.«
Friede mit euch! —
»Preis ſeinem Namen!«
. . . . Amen! — — . .

Die Liebe.

Liebe, so lautet das Wort ewigen, göttlichen Lebens,
Wenn unauflösbar, in Gott, sie stiftet der Seelen Verein!
Entquollen dem Borne des Lichts, weiht sie zum Engel den Menschen,
Wenn, tödtend das nichtige Hier, nach drüben er richtet den Flug;
Von wo, auf des Schöpfers Gebot, sie kam in das Reich der Naturen,
Zu wecken mit zündendem Strahl ins Leben das starrende All.
Zu lehren dem denkenden Kind', dem Menschen, woraus er geboren,
Und daß er nirgends und nie, als nur beym Vater, daheim.

Lieb' ist der Sühnungsaltar, die Stimme der Gottheit zum Menschen,
Die mit allmächtigem Zug innig die Seelen vereint;
Sie ist die flammende Gluth, die mit unendlichem Triebe
Freudig durchzucket das Herz mit seliger Ahnung Gefühl.
Sie ist die Wahrheit, das Licht, die Klarheit — das Gute, das Schöne;
Sie die allmächtige Hand, die uns erfasset und lenkt,

Sie kommt im lichten Gewand herab von den Welten der Sonnen,
Zu leuchten in irdiſcher Nacht dem wallenden Pilger des Staubs.

Liebe beſiegte den Tod, den grimmigen Seelenverſchlinger,
Der über Leben und Grab pflanzte das ſtolze Panier;
Denn, daß der freyere Geiſt nimmer den Sinnen verfalle,
Und der geſunkene Menſch wieder ſich hebe vom Fall,
Kam, durch der Allmacht Erbarmen, zur Sühnung die Liebe im Sohne,
Der Tod und Hölle bezwang, blutend auf Golgatha's Höhn.
So ward zum Leben der Tod; denn über Gräber der Schatten
Schreitet die Liebe im Tod, zum ſchönern Leben hindurch.

Liebe, die göttliche, ſchenkt Tröſtung in reichlicher Fülle,
Labet den leidenden Geiſt mit Nektar des ewigen Quells;
Spendet die ſchaffende Kraft, die Treue, den Muth und die Stärke,
Womit der ſinnende Geiſt erjaget das ſehnliche Ziel.
Was auch begründet der Menſch, es ſtürzet in Trümmer zuſammen,
Doch, was die Liebe erbaut, trotzet der ſtürmiſchen Zeit;
Denn immer thätig und wach, treu im begonnenen Streben,
Siegt ſie durch feſten Beſtand, einend die wirkende Kraft.

Liebe — wie wirſt du verkannt! verſpottet von niederen Thoren,
Die, ſich entwürdigend, folgen viehiſchem Sinnengetrieb!
Sie, die zu lieben vermeinen, während ſie freventlich ſchwärmen,
Schändend mit ſchnödem Gefühl, Liebe, dein heilig Erglühn.
Ach, ſie kennen dich nicht! du heiliger Engel des Friedens;
Nie kennt der Sinne Vaſall deine beglückende Ruh! —
Daß ſie's verſtünden, zu lieben! daß ſie es wüßten zu faſſen,
Wie uns, o Liebe, in dir, Freuden des Ewigen blühn! —

Liebe! — du haſt mich gelehrt duldend auf Gott zu vertrauen,
Übend die ſchuldige Pflicht, dem Vater empfehlen mein Loos.
Was man mit Liebe beginnt, alles muß herrlich gelingen,
Denn, ob auch rieſig der Kampf, ſchlägt ſich der Kämpfende durch.
Lehre, du himmliſcher Strahl, zündend den göttlichen Funken,
Mich, über Welt und Geſchick, im Lieben erhaben zu ſeyn!
Leuchtet dein heiliges Licht mir, Sinnbild des ewigen Vaters! —
Wird mir die Wüſte ſogar — ein paradieſiſch Gefild. —

Troſt im Leiden.

An Johanna.

Du edles Weib! mit Kraft begabt und hohen Geiſtesgaben, —
Dich drückt, ich weiß, ein eiſern Mißgeſchick! — —
Verzage nicht, Johanna! feſt auf Gott vertrau! —
Sein Liebling biſt Du, ringend mit dem Leiden
Hienieden — ſtark und groß. Die Kraft, die Dich beſeelt,
Der Geiſt, der Dich belebt — ſind göttlicher Natur.
Vor vielen auserwählt biſt Du, thatvoll zu zeigen,
Wie Gott im Kampfe ſtärkt des edlen Menſchen Herz.

Vergiß doch was Dir fehlt, bedenkend was Du haſt!
Wohl hart iſt Deine Pein, und drückend Deine Laſt;
Doch, o Dir ward ſo viel! — das höchſte Glück iſt Dein:
Du haſt Verſtand, Gefühl, und — holde Kinderlein,
Dazu von Gott empfahn, als Zeichen ſeiner Huld,
Zum Leiden Muth und Kraft, und ſiegende Geduld;
Ein Herz, das fromm und heiß, dem Guten freudig ſchlägt,
Ein Antlitz, ſonnenklar, der Seele Spiegel trägt.

Auch biſt Du viel geliebt, gekannt, geſchätzt, geehrt, —
Das harte Schickſal ſelbſt hat Deinen Werth bewährt:

Ob Dir das Glück auch fremd den Rücken zugewandt, —
O laſſ' es immer ſeyn! — Du biſt ihm doch verwandt:
Erfahrung hat's gelehrt: durch ſchwere Prüfung nur
Gelangt der Menſch zum Licht im Kampf auf dunkler Spur;
Wo ringsum Nacht und Graus, und Sturm auf ſteiler Bahn,
Ein mattes Sternlein nur dem Wand'rer geht voran.

Oft weit von dannen zieht das Glück, damit ſein Kind
Im Übermaß nicht weichlich werde, und moraliſch blind;
Damit die Noth ihn ſtärke — Leiden übt die Kraft:
In Noth erwacht der Geiſt, und denkt, und wirkt und ſchafft;
Und alſo, kampfgeübt, erfüllend das Gebot,
Bezwingt der Menſch den Arm, der ihn zu tödten droht.
So tritt das Glück dem Sohn' zuletzt hervor an's Licht,
Wie durch den Nebeltag die heit're Sonne bricht.

Dem Schwächling tief im Staub, dem Stiefſohn der Natur,
Der rohe Freuden kennt, und Sinnentaumel nur,
Dem ſcheint die Sonne nie! nur fahler Lampenſchein
Dringt durch des Zufalls Gunſt in ſeine Nacht hinein.
Dem's gleich, ob's Tag, ob's Nacht, — er taumelt für und für,
Und lebt, gedankenlos, kaum beſſer wie das Thier.
Unſinn iſt ſein Panier, die Loſung: Luſt — und — Schlaf, —
Ach, welch ein trübes Loos ſolch einen Menſchen traf!

Für alles Schöne blind, für alles Gute taub,
Krümmt ſich der Erdenwurm, und träumt von Glück —
im Staub! —
Das Glück, es kennt ihn nicht! und wirft im ſtolzen
Sinn
Mitleidig ihm, dem Thor, ſein Schärflein zürnend
hin! —
Und ſolch ein elend Volk bemißt die Sternenbahn!
Treibt hoch den Staub empor — und bellt den Him-
mel an!
Doch — rächend, durch die Nacht die Sonne ſcheint
im Nu —
Da ſinkt der Staub, und deckt die frechen Spötter zu! —

Und nun, Johanna! ſprich, biſt Du nun ausgeſöhnt
Mit Deinem Schickſal, das Dir Beſſ'res hat gegönnt?
Und fühlſt Du ganz den Troſt, erzeugt in tiefer Bruſt:
Daß Du Dir echter Treu, doch keiner Schuld be-
wußt?
Der Glaube iſt es, der den Menſchen auferbaut:
Daß er mit Zuverſicht auf Gottes Huld vertraut,
Der gibt ihm Muth und Kraft, im Sturme feſt zu
ſtehn, —
Dem Schickſal — ruhig, feſt und frey ins Aug' zu
ſehn.

Dem Bildniß, meiſterhaft von hoher Kunſt gemalt;
Das aus dem dunkeln Grund lichthell ins Leben ſtrahlt,
Und einem Ährenfeld, an hohen Früchten reich,
Erſcheineſt, holdes Weib! Du meinem Geiſte gleich:

Das Bildniß ist Dein Geist, der Hintergrund Dein Leid,
Dein Herz das Ährenfeld, von Liebe reich bestreut:
Der Tugend Halme blühn — die goldne Frucht gedeiht, —
O harre mit Geduld — bald kommt die Erntezeit! —

Das ernste Leben flieht. Das Leid vergeht, und sieh,
Die Freude kehret wieder. Doch — Beständigkeit
Ist drüben nur daheim, wo Gott ist und die Liebe.
Der Erdennacht entflieht des Frommen edler Geist
Auf seines Mittlers Ruf — zum Licht ins Heimathland;
Wo einst die Seele lebt in stiller Herrlichkeit.
Wo keine Trennung mehr, wo alles eins in Gott;
Wo wir uns wiedersehn, Johanna! nach dem Tod. —

Das Glück.

Es iſt das Glück gar launenhaft:
Ein mädchenhaft Gemüth,
Das zankt und neckt, und Sorge ſchafft,
Und gerne Freyer ſieht.

Gar mancher härmt ſich wohl zu todt,
Daß ſtets es ihm entflieht,
Daß immer größer wird die Noth,
Je mehr er ſich bemüht!

O, ſey nur ſpröde — wunderlich;
Da naht's mit Lieb' und Ach:
Und biſt du kalt, da glüht's für dich
Und läuft dir zärtlich nach.

Doch wird's oft ſelbſt dem Günſtling feind,
Es iſt gar wandelbar!
Drum gründ' es tief im Herzen, Freund —
Da wohnt es immerdar.

Warum es doch oft ſo geſchwind
Was es erbaut, zerſtört?
Weil ſelten einer gut geſinnt, —
Der Gunſt des Glückes werth.

Was nennst du Glück? den Tand vielleicht?
Den eitlen Glanz der Welt,
Der zum Verderben nur gereicht?
Mein Gute: — weit gefehlt!

Es ist ein Blümchen zart und schön,
Das gern im Stillen bluht,
Wo süße Himmelslüfte weh'n
Im friedlichen Gemüth.

Es ist ein Flämmchen, still genähret
Von heil'ger Liebe Saat:
Das still entzückt, und Trost gewährt
Bey jeder guten That.

Drum pfleg' des Flämmchens zarten Keim,
Der ew'gem Licht entglomm;
Und führ' als Braut das Blümchen heim:
Genügsam, gut und fromm.

Was sich auch regt im Weltenlauf —
Sey ruhig, klug und rein:
Dann thut sich dir ein Himmel auf. —
Und süß wird jede Pein.

Wenn du im Glauben standhaft bist.
Das höchste Glück ist dein,
Bemühst du dich, ein wahrer Christ,
Und Gottes Freund zu seyn.

Das Leiden.

Ich bin ſo froh, bedenk' ich nur —
Und hab' ich gleich kein Gold —
Wie du mich reich beſchenkt, Natur,
Und wie das Glück mir hold! —

Bin froh und glücklich mehr und mehr;
Und könnt' es je geſchehn,
Daß ich im Leben traurig wär' —
Wär's über ein Vergehn.

Wohl mancher denkt nach ſeinem Sinn:
»Dem geht es wohl zu gut!
Er hätte, drückten Sorgen ihn, —
Nicht ſo viel frohen Muth! —«

Dem ſag' ich: »Theu'rer, jedem ward
Sein guter Theil beſchert;
Auch mir, und zwar oft ſchmerzlich hart,
Des Leidens Kunſt gelehrt.«

Wie leicht im Glück man Gott vergißt!
Der Schmerz zu Gott mich trieb:
Ich ward deßhalb ein Egoiſt,
Gewann das Leiden lieb.

Und ob's auch noch ſo ſtürmiſch naht,
Ich mach' ein froh Geſicht,
Und hole mir bey Chriſtum Rath —
So raubt's den Muth mir nicht.

Dem Schickſal unterlieg' ich nicht,
Und prüfe ſeinen Lauf;
Ob auch das Herz im Kampfe bricht —
Gott baut es wieder auf.

Meiſt ſind wir ſelbſt der Leiden Grund,
Doch iſt uns Troſt gewiß:
Drum knüpfe feſt mit Gott den Bund,
Dann iſt das Leiden ſüß.

Wer gerne leidet, adelt ſich, —
Es lohnt ihn tauſendfach:
Drum nimm getroſt das Kreuz auf dich,
Und folg' Ihm duldend nach.

Beruhigung.

Troſtreich den Buſen
Friede bewohnt:
Leiden ſchafft Freuden —
Tugend belohnt.

War ſo verblendet
Vater der Huld!
Haſt mir vergeben
Jegliche Schuld!

Hab' Dir zu Ehren
Redlich geſtrebt;
Dir zu gefallen
Beſſer gelebt. —

Ewige Liebe! —
Haſt mich gelehrt:
Was uns im Leben
Feindlich zerſtört:

Freuden der Sinne —
Ach wie ſo roh! —
Wollten mich fangen,
Aber, ich floh'! —

Floh' in mich selber —
Suchte Dich auf,
Ringend im bangen,
Nächtlichen Lauf.

Hab' Dich gefunden —
Ewiges Licht!
Was nun auch komme —
Fürchte mich nicht!

Gott ist mir nahe
Dorten und hier:
Nicht's kann mir fehlen
Ist Er mit mir! —

Gott ist die Liebe,
Er nimmer trügt;
Liebe, die reine,
Selig uns wiegt.

Stärke mich, Liebe,
Herr, steh' mir bey,
Daß ich nicht sinke —
Sinke auf's neu'! —

Liebe, du reine,
Fülle die Brust!
Leite mich, Glaube,
Du meine Lust! —

Hymne an die Gottheit.

Was füllet die Seele — was hebet die Bruſt
Mit ſeliger Ahnung Gefühl? —
Woher dieſe Wonne, — woher dieſe Luſt? —
Dieß hohe — verklärende Ziel? —
Es glühen die Wangen — es hüpfet das Herz —
Es hebt ſich der Blick himmelwärts! —
Du biſt es, Jehova, Du biſt es!
Ich ſinke danieder — ich bete Dich an —
Allmächtige, ewige Liebe! —

Es flichet das Leben vom Sturme verzehrt, —
Steh', heilige Liebe, mir bey!
Es drohet dem Sünder das flammende Schwert, —
Die Schuld mir, o Liebe, verzeih'!
Du wirſt mich erretten mit ſchützendem Arm —
Es ſchlägt ja mein Herz Dir ſo warm!
Ich krümme, ein Wurm, mich im Staub,
Doch lob' ich Dich immer, und preiſe Dich laut —
Allmächtige, ewige Liebe! —

Es feinden die Sinne zerſtörend mich an —
O gib mir zum Kampfe die Kraft!
Es lauert Verführung auf jeglicher Bahn —
Entzieh' mich der irdiſchen Haft!

Ich blicke vertrauend zum Himmel empor,
Und höre der Seligen Chor! —
Dich ahnet die Seele, Jehova! —
Und Worte des Dankes Dir ſtammelt mein Mund —
Allmächtige, ewige Liebe! —

Gegenſätze.

Ob ſtark auch im Lieben —
An Demuth doch ſchwach!
Den glühendſten Trieben
Folgt Lauigkeit nach!

Was mag das bedeuten?
Du ſcheueſt die Müh'!
Mußt ringen und ſtreiten —
Anbeten dich nie! —

Mußt ſelbſt dich bezwingen —
Welch' ſchönes Bemühn! —
Den Felſen erringen —
Für Wahrheit erglühn!

Das Niedre verſchmähen —
Das Sinnliche All! —
Je größer die Höhen,
Je tiefer der Fall! —

Mußt ſtrahlen im Leben
Auf nächtlicher Bahn,
Im redlichen Streben, —
Mußt leuchten voran!

Im Buſen, da wohnet
Unendliche Kraft:
Und tröſtet und lohnet,
Und wirket und ſchafft. —

O lerne ſie üben! —
Doch laſſ' ſie nicht los! —
Sie kann dich betrüben —
Auch zieht ſie dich groß. —

Such', was nicht zu rauben:
Sey groß durch Geduld;
Durch Tugend, durch Glauben —
Und meide die Schuld!

Der Reine iſt ſelig —
Unendlich dein Geiſt; —
Die Seele lebt ewig —
Bedenk' was das heißt! —

Doch werden wir eher
Nicht — Bürger des Licht's:
Als bis wir, Gott näher,
Geworden zu nichts! — —

Am See in der Abenddämmerung.

Friede weht in allen Zweigen,
Ruhe athmen Wald und Flur;
Friedlich ruht in frommen Schweigen
Rings die Natur.

Glocken tönen aus der Ferne —
Hin in Schlummer sinkt die Welt;
Freundlich blinken goldne Sterne
Vom Himmelszelt.

Leise Ahnung kommt gezogen, —
Kähne gleiten übern See;
Mach' es wie die blanken Wogen: —
Ich komm' und geh'! —

Ach, mein Auge schwimmt in Thränen,
Tief gehüllt in Dämmerung! —
Heimwärts zieht, mit Lieb' und Sehnen,
Des Geistes Schwung!

Gottes Friede deckt die Hülle —
Sieh, das Schifflein ist bestellt! — —
Heim nun, heim in aller Stille! — —
Fahr' hin, du Welt! —

Am Heimweg in finsterer Nacht.

Finsterniß decket
Ringsum die Erde! —
Unsicher schwankend
Strauchelt der Fuß! —
Nirgends ein Sternlein
Leitender Liebe! —
Halte denn aufrecht
Du mich, mein Stab! —

Scharf, wie die Zeiten,
Brausen die Stürme
Mir um den Scheitel: —
So in der Welt! —
Nirgends ein Sternlein
Leitender Liebe!
Rette denn du mich,
Glaube, vom Fall!

Wenn mich Gefahren
Nächtlich umdräuen,
Blick' ich zum Himmel
Betend empor! — —
Ha, wie mich schaudert! — —
Nahende Stürme
Künden Gewitter — —
Eile nun — eile! — — —

Das Lied vom Herzen.

Mancher ringt wohl treu nach oben,
Hin zum Licht den Blick gekehrt;
Sieht die Engel Christum loben,
Ihn, den Heiland, hell verklärt.

Und ein namenloses Sehnen
Zeigt ihm jene lichten Höh'n,
Wo die ew'gen Harfen tönen, —
Wo die Todten auferstehn.

Und er freut sich, süß beklommen;
Doch — er ahnt das Höchste kaum,
Ist der Lichtstrahl schnell verglommen,
Und — dahin der schöne Traum! — —

Einsam steht im stürm'schen Leben
Oft das arme Menschenherz;
Möchte sich zu Gott erheben,
Doch — die Welt zieht's erdenwärts!

Tief umstrickt von Glanz und Schimmer,
Stets von Eitelkeit gelenkt,
Schwingt es sich zum Lichte nimmer —
Wird im Schlamme tief versenkt! —

Eitel Blendwerk hält's umzogen, —
Macht und Reichthum liegen da:
Armes Herz, du wirst betrogen! —
Waffne dich, der Feind ist nah! —

Waffne dich zu ernstem Streite;
Sammle selbst die letzte Kraft!
Wirst der Hölle sonst zur Beute —
Schnell vom Wirbel fortgerafft! —

O, gar vielfach sind die Schlingen!
Willst du, Herz, im Kampf besteh'n,
Mußt du erst dich selbst bezwingen,
Mußt zu Gott um Beystand fleh'n!

Mußt dich ganz dem Himmel weihen,
Dich verläugnen ganz und gar:
Gott allein kann Sieg verleihen; —
Menschen, Herz, sind wandelbar!

Baue nie auf Menschenwerke;
Seicht und locker ist ihr Grund!
Gott allein gibt Muth und Stärke; —
Selig, wer mit Gott im Bund!

Willst du dich zu Gott erheben,
Klopfe, Herz, beym Vater an:
Aus Ihm quillt das ew'ge Leben: —
Dem, der klopft, wird aufgethan! —

Sieh, du bist so leicht gewonnen,
Vielfach hin und her bewegt;
Du zerstörst, was du begonnen —
Fieberkrank, und aufgeregt! —

Liebes Herz! o lerne bauen
Wo des Himmels Segen ruht!
Lerne fest auf Gott vertrauen,
Dämpfen deine wilde Gluth! —

Lerne was dir frommt, erkennen; —
Segen blüht in Gott allein!
Lerne, Herz, für Gott entbrennen,
Seiner Lehre treu zu seyn!

Lern' vor allem: rein empfinden,
Wieder thun, was Er gethaa!
Wer Ihn sucht, der wird Ihn finden; —
Demuth öffne dir die Bahn! —

Hast du einmal Ihn gefunden,
Ihn, den Mittler, glaubensvoll,
Wirst du schnell vom Schmerz gesunden; —
Liebes Herz — dann ist dir wohl! —

Sieh, er schwingt die Geißelruthe,
Dich von Makeln zu befrey'n:
Wäscht dich rein mit seinem Blute, —
Weihet dich zum Tempel ein! —

Sieh, er naht vom Himmel leise,
Bräutlich in dir einzuziehn:
Und von dem geweihten Kreise
Muß die Macht der Hölle fliehn!

Es beginnt um dich zu toben!
Treues Herz, o fasse Muth!
Wende betend dich nach oben: —
Auf Gebet gar viel beruht! —

Doch — du weinst? was soll die Thräne?
Liebes Herz, warum so bang?
Hörst du nicht die Himmelstöne —
Nicht der Engel Chorgesang?

Siehst du nicht in lichter Höhe
Christi Siegesbanner wehn?
Fühlst du, Herz, nicht Gottes Nähe? —
Du kannst nicht zu Grunde gehn! —

Sieh, der Herr hat dir verziehen,
Hast die Schuld ja abgebüßt;
Darfst getrost zu Jesum fliehen, —
Selig, wer Ihn nie vergißt!

Hast, o Herz, dich losgewunden
Von dem wilden Sinnentrieb!
Hast, der ird'schen Haft entbunden,
Dich geweiht der ew'gen Lieb'!

Drum verläßt auch Gott dich nimmer!
Ob die Welt in Trümmer bricht,
Dämmert dir im Abendſchimmer:
Ewiger Verklärung Licht! —

Prüfung ſind des Lebens Stürme!
Leiden, Herz, das zieht dich groß!
Doch, ob auch die Noth ſich thürme —
Ruhſt du in des Himmels Schooß. --

Wie, wenn Er jetzt in dir ſchliefe,
Lächelſt du, und träumeſt ſüß;
Und in deiner klaren Tiefe
Spiegelt ſich das Paradies.

Mögen drum die Stürme toben!
Ob auch alles dich verließ,
Schauſt du gläubig fromm nach oben —
Denn dein Lohn iſt dir gewiß. —

Menſch, veredle deine Triebe!
Mußt mit dir im Reinen ſeyn,
Soll der Strahl der ew'gen Liebe
Leuchten tief ins Herz hinein.

Kurz nur iſt des Lebens Reiſe!
Was du ſiehſt, iſt bloßer Schein:
Alles tritt aus dem Geleiſe —
Bald wird alles Aſche ſeyn.

Doch getrost, du kannst es ahnen:
Daß dein Geist geschaffen ward,
Sich zu Gott den Weg zu bahnen
Als ein Wesen höh'rer Art.

Hast kein Bleiben hier auf Erden.
Drüben ist dein Vaterland!
Mußt zur Himmelsblüthe werden —
Bist dem ew'gen Licht verwandt.

Drum — du kannst, du darfst dich freuen!
Denn im regen Flug der Zeit
Wirst du dich im Tod erneuen: —
Deine Welt ist — Ewigkeit! —

Halt' denn fest am frommen Glauben!
Und was auch die Menge spricht,
Laß' dies Kleinod dir nie rauben: —
Nur durch ihn wird's in uns Licht! —

Glaube mir's — ich hab's erfahren!
Welchen Weg ich auch betrat,
Konnt' ich nie das Glück gewahren,
Noch erlangen: Tröstung — Rath! —

Nur seitdem des Glaubens Sonne
Mir die Erdenbahn erhellt,
Fühl' ich ganz des Glückes Wonne —
Einig mit der ganzen Welt! —

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Drum — o laſſe dich erweichen!
Richte, Menſch, zu Gott den Blick!
Höh'res kannſt du nicht erreichen: —
Glaube iſt das höchſte Glück! —

Lebensträume.

Jugend und Alter, und Schmerzen und Luſt,
Ziehen wie Träume vorüber;
Füllen und preſſen, und heben die Bruſt,
Wechſelnd — bald heiter, bald trüber! —

Seele! du möchteſt die ſchäumende Fluth
Friedlich wie Schwäne durchgleiten!
Doch ach — die wilde, die tobende Gluth
Zwingt dich zu ringen, zu ſtreiten.

Seele! wohl ringſt du mit freudigem Muth,
Doch ach, die irdiſchen Freuden
Feſſeln den Willen und reizen das Blut, —
Mußt dich bekämpfen, und leiden!

Seele! zerſprenge die irdiſche Haft;
Schüttle gewaltig die Flügel!
Throne, du kannſt es, in Wahrheit und Kraft,
Strahlend auf Golgathas Hügel!

Seele! du ſtarke, dir ward ja die Macht:
Lehre Gehorſam den Sinnen!
Führe, erleuchtend die irdiſche Nacht,
Geiſt und Gedanken von hinnen!

Seele! verleih' mir ein friedlich Gemüth!
Suche zu binden den Willen,
Der nur das Blendwerk, das Äußere ſieht: —
Treu dein Geſetz zu erfüllen. —

Seele! du weißt es wie treu ich geſtrebt,
Wie ich gekämpft und gerungen:
Doch, wie geduldet, und wie auch gelebt,
Wenig nur hab' ich errungen! —

Seele! von allem, was ward mir zu Theil?
Nichts was die Welt mag begehren!
Glaub' iſt mein Glück, und der Friede mein Heil —
Reichthum: — die Kunſt zu entbehren! —

Seele! ſo weil' ich, und ſchaue vom Rand
Ruhig hinab in die Wellen,
Wo ach, ſo manche, an flüchtigem Tand
Hängend — ſich härmen und quälen! —

Seele! nur jener iſt glücklich und reich:
Der in Beſchränkung und Frieden,
Dankbar, im Glück wie im Unglück ſich gleich,
Ehret, was Gott ihm beſchieden! —

Jeder nach ſeiner Weiſe.

Da ſitz' ich ſtill im Kämmerlein
Und denke mancherley;
Das Gute lieb' ich, warm und rein,
Und ohn' Empfindeley.

Es treibt der Menſch ſein Lieblingsſpiel.
Nach ſeiner Weiſe ſchafft
So mancher ſich der Freuden viel —
Gilt's auch die letzte Kraft!

Ob es zum Guten führt? zur Ruh?
Die Wahl ſteht jedem frey!
Nur ſeh' auch jeder weislich zu
Daß es das Beſte ſey.

Es treibt ſich mancher bunt und kraus,
Im Leben ſtürmiſch um;
Ich aber bleibe ſtill zu Haus,
In meinem Heiligthum.

Es wandle jeder ſeinen Gang,
Ich wünſch' ihm Glück dazu!
Nur laſſ' er mir auch meinen Drang,
Und meine ſüße Ruh.

Doch wenn es bangt im Weltenkreis,
Das Unglück euch bedroht;
Der Buſen leer — das Leben heiß,
Und endlos eu're Noth:

Dann kommt zu mir! ich lehre euch
Die ſtille Weiſe mein,
Wie man im Leben könne froh,
Und wahrhaft glücklich ſeyn.

Ich lobe Gott ohn' Unterlaß,
Der mich beſchützt, gelenkt:
Ein jeder liebt am meiſten das,
Was er am liebſten denkt! —

Doch weil ich immer Gott im Mund
Führ', und im Herzen tief;
Und mache ſeine Lehre kund —
Wozu Er uns berief:

Wohl mancher etwa denkt und ſpricht:
»Der ſchwärmt ſich noch zu todt!«
Das kümm're, guter Freund, dich nicht —
Damit hat's keine Noth!

Die Überzeugung lebt in mir:
Daß blinde Schwärmerey
Niemals die echte Chriſtenzier,
Noch wahre Andacht ſey:

Es iſt die Seele, nicht das Wort,
So Gott der Herr vernimmt,
Und Chriſtus iſt an jedem Ort,
Wo Lieb' im Herzen glimmt.

Dem Chriſten ziemt nicht Traurigkeit,
Die nur auf Form beruht:
Doch — Demuth, Reue, Heiterkeit, —
Vertrau'n und guter Muth!

Gar viele ſeufzen, träg und bang
In knechtiſch frommen Wahn:
Und haben oft ihr Lebelang
Kein gutes Werk gethan! —

Sie tragen Demuth zwar im Schild,
Und thun gar fromm und rein;
Dieweil der Stolz im Herzen wühlt —
Und alles bloßer Schein! --

Ich mühe mich: ein Chriſt zu ſeyn,
Es nicht zu ſcheinen bloß;
Mich meinen Pflichten treu zu weihn, —
Und — glücklich iſt mein Loos! —

Ich folge ſtets dem Seelentrieb'
Wenn Hohes mich umweht:
Um Glauben iſt — um Nächſtenlieb',
Um Demuth mein Gebet.

Im Menſchen hauſen Feinde, ach!
Die plagen ihn ſo ſehr!
Doch bleib' ich ſtets zum Streite wach,
Sonſt ſieg' ich nimmermehr! —

Wohl hab' ich immer Gott im Mund,
Weil er mir alles gab:
Das Herz geheilt, das ſonſt ſo wund, —
Und was ich bin und hab':

Mir füllte Dankbarkeit die Bruſt;
Und wie der Kummer ſchied,
Erweckte Gott zu Lieb' und Luſt
In mir das ſüße Lied:

Drum iſt mein Lied kein Werk der Müh'
Von trock'ner Wiſſenſchaft:
Es iſt der Seele Harmonie, —
Iſt reine Glaubenskraft:

Wie ſich mein Geiſt im Innern regt,
Die Liebe mich beſeelt,
Und wie das Herz im Buſen ſchlägt,
Verkünd' ich es der Welt.

Das myſt'ſche Träumen lieb' ich nicht,
Dem ſich ſo viele weihn:
Das nur im Dunkel ſucht das Licht, —
Im unverſtändlich ſeyn;

Das auf ſich löſ't in Tändeley,
In lauter Süßigkeit;
In bunte Liebeszauberey: —
Ein Unding neu'rer Zeit! —

Ich ſinge froh was Manchem fremd
Nach gutem alten Brauch;
Und wie das Wort vom Herzen kömmt,
So geht's zum Herzen auch!

Verſtändlich ſey es jedem, der
Die Wahrheit liebt und ehrt;
Auf daß es — Tröſtung, weiſe Lehr',
Und ſüßen Troſt gewährt.

Es ſing' ein jeder wie er will,
Ich ſinge einmal ſo:
Es macht mich glücklich, fromm und ſtill,
Und überſchwenglich froh! —

Zwar liegt noch fern das ſchöne Ziel,
Das ich mir auserkor:
Doch gab mir Gott des Strebens viel —
Ich dringe muthig vor.

Ob rechts und links Verführung droht:
Mir geht ein Stern voran!
Und als Erlöſer glänzt der Tod
Mir auf der Erdenbahn.

Dem chriſtlichen Dichter.

Ringe nach Wahrheit
Redlicher Freund! —
Ehre den Glauben,
Liebe den Feind! —

Tödte die Lüſte! —
Hüthe das Herz! —
Daß es nicht athme
Giftigen Scherz.

Nicht zu vermeſſen!
Prüfe und ſchau! —
Gut ſey und edel,
Liebend vertrau'!

Liebe im Herzen,
Wahrheit im Mund, —
Redlich im Streben: —
Ewig der Bund.

Meide das Bunte!
Flieh' immerdar
Myſtiſches Dunkel! —
Wahrheit iſt klar. —

Sinnvolle Worte —
Bündiger Sinn —
Treffende Bilder: —
Ziel und Beginn! —

Sey, was du singest!
Fromm im Gemüth,
Christlich im Wandel —
Rein wie das Lied!

Tief aus der Seele
Fließe das Wort;
Pflanze im Leben
Segnend sich fort! —

Immer nach oben
Richte den Blick!
Flüchtig sind: Leben,
Welt und Geschick! —

Nähre des Glaubens
Göttlichen Keim! —
Seele nur drüben
Ewig daheim! — —

Freuden zerrinnen,
Welten vergehn: —
Sie wird alleine
Ewig bestehn! — —

Eines, das Höchste:
Demuth, erfleh'.
Friede, er heilet
Jegliches Weh'. —

Dienend die Sinne,
Herrschend der Geist,
Fromme Ergebung: —
Segnet zumeist.

Suche den Heiland!
Durch Ihn allein
Trachte im Leben
Glücklich zu seyn!

Lasse die Schwärmer
Schwärmen und schrey'n!
Ohne die Gottheit
Kann nichts gedeihn! —

Treib' es ein Jeder
Wie's ihm beliebt:
Sind doch die Meisten
Krank und betrübt! —

Aber dem Christen
Schwellet die Brust:
Selige Ahnung
Ewiger Lust! —

Drum, du Geliebter,
Reich' mir die Hand! —
Strahle uns, Eden,
Göttliches Land! —

Wollen nun ringen,
Ringen nach Licht;
Geh'n mit uns selber
Streng zu Gericht:

Vor sich bereiten,
Segen verheißt;
Fädchen des Lebens
Plötzlich oft reißt! — —

Dem Menſchen.

Tief in verſchloſſener Bruſt wohnen unendliche Kräfte;
Treiben zum Himmel empor — ſchießen zur Erde hinab. —
Lerne ſie kennen, o Menſch! Lerne die Tiefe ergründen,
Wo ſich dieß zwiefache Seyn ſetzet ein zwiefaches Ziel!
Lehre den denkenden Geiſt jegliches Wirken zu meiden,
Das ſich ein anderes Ziel, als die Vollendung, geſetzt! —
Göttlich iſt deine Natur! göttlich aus ewigem Leben
Fließet der geiſtigen Kraft nimmer verſiegender Quell.
Dennoch bettelſt, o Menſch, du ſchmählich nach äußerem Troſte,
Der du im Innern trägſt eine unendliche Welt?!
Buhleſt um menſchliche Gunſt, ſucheſt im Leben zu glänzen,
Nimmer zufrieden mit dir — neidiſch ob Anderer Glück?!
Laſſe, o laſſe das ſeyn! ſuche vor allem dich ſelber:
Beſſeres findeſt du nicht — nie einen treueren Freund! —
Irre nicht länger umher im Labyrinthe des Lebens, —
Baue in eigener Bruſt dir einen friedlichen Herd! —
Sieh, der allmächtige Geiſt, der alles Leben durchſtrömet,
Schlummert verborgen in dir — tief in der Seele daheim.
Keine gelehrte Vernunft, noch all' das irdiſche Wiſſen
Decket dies Heiligthum auf — fehlet der glaubende Sinn.

Nur der die Liebe erkannt, dem sich die Gottheit erschlossen,
Fühlt sich vom ewigen Strahl göttlichen Lichtes beseelt. —
Suche die Gottheit, o Mensch! lenke die inneren Triebe:
Seliger Ahnung Gefühl leite das sehnende Herz! —
Wecke die heilige Gluth, jenen allmächtigen Funken,
Daß er aus innerster Brust flamme zum Himmel empor!
Schaue mit prüfendem Geist' in die unendlichen Tiefen,
Scheidend, was gut ist und bös, — Licht oder Finsterniß heißt!
Tugend begründe die Bahn; Glaube erscheuche die Nebel;
Und in's Unendliche hin dringt dann der forschende Geist!
Lasse den tobenden Schwarm niederer Thoren gewähren;
Gehe mit christlichem Muth selber den eigenen Weg! —
Meide das Sehnen nach Lob: — suche nur Gott zu gefallen;
Denn alles Menschliche wankt — unstät, gebrechlich wie Rohr! —

Meinem Herzen.

Warst immer so unstät —
So stürmisch, du Herz! —
Aufgedunsen vom Wahn —
Eitlem Hoffen und Lieben! —
»Gemach, rief ich oft, o gemach!
Sey friedlich, und bleibe daheim!«
Aber, du wolltest nicht hören;
Nicht hören die liebreich
Warnende Stimme des Freundes! —
Hinaus nur — hinaus ins Gewühl,
Ergriffen vom reißenden Schwall, —
Getrieben von schnödem Gelust —
Voller Hast! voller Gier! —
Bis endlich die frostige Weit
Gekühlet die siedende Gluth.

Oft hob ich zum Himmel den Blick,
Und seufzte mit betender Stimme:
»Erhalte, du ewige Huld,
Erhalte mein sinkendes Herz!«
So folgt' ich mit leitender Hand
Nach dir, auf jeglicher Spur.
Ließ oft frey dich schalten und wählen: — —
Welch Treiben — und Sehnen — und Haschen! —
Durch Sümpfe und Stürme und Wogen,

Getrieben ins Endlose hin, —
Ohne Stand! ohne Ziel! —
Da traf dich der tödtliche Pfeil! —
Mit Wunden bedeckt und erlahmt,
Sankst du mit Jammergeschrey
Nieder in liebender Brust.

Nun ruhe im friedlichen Hafen,
Du thöricht, verblendetes Herz!
Bist weiser und klüger geworden,
Bist friedlich gesinnt nun, o Herz. —
Nun preis ich den Herrn,
Der in dir mir alles gegeben:
Was wäre ich, Herz, ohne dich!
Es holt selbst mein Geist sich bey dir
Tröstung und weiseren Rath.
Nicht wahr, du mein Herz,
Es lebt sich gar friedlich daheim?
Ich und du, wir bilden im Kleinen
Ja auch eine Welt, eine selige Welt.
Schlag' immer dem Guten,
Du Tröster, — du Freund in der Noth! —

Die Welt ist der Spiegel der Seele:
Denn, wie von Innen der Mensch,
Zeigt sich von Außen die Welt.
Wahrlich im frommen Gemüth
Spiegelt sich alles so herrlich!
Inn're Verklärung verschönt

Äußerlich jedes Gebild.
Dann fühleſt, o Herz,
Du nur eine Empfindung; —
Es findet das Auge
Im All nur ein Bild: —
Das Bild der ewigen Liebe! —

Wechselspiel des innern Lebens.

Geist und Sinn, und Herz und Seele, wirken oft so nah verwandt,
Daß der Mensch den Fehl nicht siehet, noch das Gute mag erkennen. —
Herz und Sinn im starken Bunde lenken uns mit Allgewalt;
Und der Wille, beyden dienend — ob zum Guten auch geneigt,
Übt, von beyden schlau gewonnen, oft Verrath an Geist und Seele. —
So, verfallen mit sich selber, jedem Eindruck unterthan,
Folgt der Mensch dem stärksten Triebe, und der heftigsten Begier!
Ob's zum Guten, Bösen — führet, kann er nimmer unterscheiden,
Und so wächst die Sinnenliebe auf zum riesigen Koloß,
Durch den nie bezähmten Drang zügelloser Flammentriebe. —
Doch die Zeit, die alles zeitigt, lüftet bald den Zauberwahn,
Und — ob gut, ob bös der Same, zeigt sich klar in seinen Früchten: —

Denn, was Herz und Sinn erzeugen, losgetrennt von Geist und Seele,
Ob gethürmt zum Riesenbaue — immer ruht's auf lockerm Grunde,
Den die Zeit mit eh'rnem Zahne untergräbt — bis er versinket! —
Weh' dem Menschen, dessen Sinne hochentbrannt im Kreise toben! —
Denn die thierische Natur, sie stürmt mit Macht aus ihren Schranken,
Und er wird, in Flammengluthen, halb noch lebend — Staub und Asche! —
Doch, was Seel' und Geist begründen, stark im Bunde hehr und rein,
Trägt sich fort durch alle Zeiten — hin zu ewigem Gedeihn.
Glücklich, wer sich früh beherrschet, und die Flamme weiß zu dämpfen,
Daß die Sinne gleich dem Herzen, fromm gesinnt, dem Geiste dienen! —
Alsdann erst erkennt der Mensch sich selbst im großen Wunderspiegel
Der Natur, die seiner Abkunft Göttlichkeit so sehr bekundet. —

Welche Spaltung, welche Fehde herrschet doch im innern Menschen!
O wie sehr gleicht er dem Schlachtgefild, auf dessen Flur Zerstörung

Wüthet, und mit blut'gem Jammer es erfüllt — wer immer siege!
O welch' schwier'ger Kampf mit unsichtbaren Mächten, deren dunkle
Kraft uns unbekannt! Wie schmerzlich! wie entsetzlich! mit dem eig'nen
Bruder, den man zärtlich, innigst liebt, in blut'gen Kampf zu treten!
Welche Rücksicht! welche Losung! selbst sich kämpfend zu verwunden,
Weil ein höheres Gebot es so erheischet! Ein Gebot? wer
Bürgt für seine Ächtheit? — hör' ich fragen; — wo empfängt der Kämpfer
Seinen Lohn? — wer bürgt für diesen? — Und — wer lehrt den rohen Menschen,
Dem Erkenntniß fehlt, besser zu seyn, — den finstern Abgrund meiden,
Dessen bodenlose Tiefe nur der Weisere erschaut?!! — —

Ach, wie endlos ist die Zahl der Schläge, die den Menschen treffen!
Wie so listig, fein, der Wollust tausendköpfig Ungeheuer! — —
Tod bringt der Genuß; Enthaltsamkeit — Noth ohne Maß und Ende! —
Welch ein Widerspruch! welch ein geheimnißvolles Dunkel! — Ach,
Wo — wohin sich wenden?! — Vorsatz, — was ist Vorsatz? was ist Wille,

Starker, ernſter Wille, ohne Glaube? — Ohnmacht,
eitle Ohnmacht!! —
O, wie iſt zum Fall ein Blick — ja, ein Gedanke oft
genügend!
Und das Herz, das ſchwache Herz, wie leicht iſt es ge-
wonnen,
Fortgerafft vom wilden Sturm erwachter, inn'rer Lei-
denſchaften! —
Gott, mein Gott! wie ſtark, wie lockend ſind die Mit-
tel der Verführung!
Wie ſo endlos, unſ'rer Schwäche feindlich — nächtliches
Bereich! — Und
Dingt der Irrwahn in uns ſelbſt nicht heimlich Söld-
ner wider uns?!! —

Weilt die finſtre Macht der Lüſte oft verborgen doch
im Buſche,
Wo der Menſch zu ſüßer Ruh, nichts Arges ahnend,
ſich gelagert! —
Überall droht ihm Gefahr! — Das Lied verborgener
Syrenen
Weckt ihn auf, ſein lauſchend Ohr mit ſüßer Töne Macht
entzückend:
Holde Engelsknaben malt die Fantaſie ihm täuſchend
vor,
Und Gebilde zeigen ſich, voll wonn'gem Reiz nun vor
den trunknen Blicken,
Seine Sinne zart umzieh'nd, in immer nähern — en-
gern Kreiſen: —

Bis das Auge luſtentzündet vor dem mächt'gen Glanz erblindet,
Und der Menſch beſinnungslos, vom luft'gen Wirbel raſch ergriffen,
Blind ſich ſtürzt ins off'ne Grab! — Ach, da vergehen ihm die Sinne! — — —
Dann beſchleicht ein Nachtgeſpenſt, als Rachegeiſt den finſtern Buſen,
Und der Hölle Freudenjubel weckt das ſchlummernde Gewiſſen! — —

Die Beſinnung kehrt zurück; doch, welche Angſt erfaßt den Menſchen!
Welcher Schmerz drückt ſeine Seele; — welche Reue foltert ihn! —
Ach, er weint! erkennt ſein Nichts, fühlt ſeine Schuld! — und betet, betet!
Neu geſtärkt rafft er ſich auf, zu ſtrengem, ernſten Widerſtande: —
Und der Böſe naht — allein der Menſch obſiegt, ein Fels im Sturme. —
Lange, lange Zeit kein Anfall mehr; und ach! er wähnt ſich ſicher!
Wähnt den Feind vollends beſiegt, und, naht er auch, er ſpottet ſeiner! —
Doch — gemach, du Thor! dein Sieg iſt eitel! — dich bethört ein Wahn! —
Hoffart iſt der Seele Grab! ſie treibt uns fort von Sünd' auf Sünde! —

Wer durch Demuth hier nicht ſiegt, iſt ſelbſt im Siege überwunden:
Sie lehrt ſtete Wachſamkeit, und kindliches Vertrau'n auf jene
Große, ew'ge Macht, ohn' welche wir nichts ſind, und nichts vermögen! —

Undurchdringlich iſt die grauſe Nacht im Innern des Menſchen!
Nur ein Strahl, ein heil'ger Strahl, fällt wunderbar hinein, ins tiefe,
Finſtre, und geheimnißvolle Labyrinth der ew'gen Zweifel:
Der allein erhellt in uns die Bahn der Wahrheit und des Heiles;
Ohne ihn hielt unheilſchwang're Dunkel ewig uns umpfangen! —
Er nur hebt den Vorhang: daß der Wüſtling mit Entſetzen ſchaue
In das Peſthaus, wo der Wolluſt modernde Geſtalten jammern;
Und der Edle, reich belohnt, der Tugend Paradies erblicke,
Wo der Erde goldne Saaten — herrlich treibend auferſtehn:
Dieſer Strahl nun, ewig leuchtend jedem, der im Glauben lebt,
Quillt vom heiligen Altar der Liebe unſrer Mutter Kirche,
Als ein Unterpfand der ew'gen Hoffnung in des Chriſten Seele.

Mühsam zu erklimmen ist die Leiter der Vollkommenheit!
Während, leicht beflügelt niederwärts uns trägt des Lasters Bahn!
Doch, den vollends du erwärmest, Götterfunke, heil'ger Glaube,
Tritt, ein Seher, auf des Lebens Bahn, mit Gott im engen Bunde;
Er durchspäht die schlummernde Vergangenheit, die dunkle Zukunft,
Denn, ihm kann nichts mehr verschlossen seyn! Er weilt im Lichte,
Wie die Sonne, reich an unversiegbar ew'gen Liebesgluthen.
Und die Menschheit freut sich seiner Milde; ehret sein Gebein,
Wenn er, auf des Vaters ernsten Ruf, einst friedlich heimgegangen.
Wahrlich! wahrlich! Glaube, Tugend, gottesfürcht'ge Demuth nur,
Können dauernde Glückseligkeit dem Menschen hier bereiten;
Und nur die Vernunft allein, die denkend glaubt, ist wahrhaft göttlich! —

Unter einem Baume

im Sommer.

Decke mich mit deinem Fittich,
Schütze mich mit deinem Laub,
Deines ſüßen Schattens Kühle
Vor der glühenden Sonne Schwüle,
Lieber Baum!

Sah dich erſt ſo herrlich blühen,
Warſt ſo weiß, ſo hoffnungsgrün!
Deiner Blüthen ſüße Düfte
Hauchten Leben durch die Lüfte —
Welch ein Traum!

Auch mein Lenz iſt ſchon vergangen,
Hoch im Sommer weht mein Haar!
Meine Stirn', gekehrt nach oben,
Sah, wie du, die Stürme toben,
Lieber Baum!

Hoffnung auf! ſchon ſeh' ich Früchte; —
Bald wohl naht die Erntezeit!
Was uns ward, das laß uns geben!
Bald verrauſchen Luſt und Leben
Zeit und Raum!

Hoch am Himmel brennt die Sonne,
Wärmt, und glüht, und zieht uns reif;
Laß, wenn ab die Blätter fallen,
Uns dem Lenz entgegenwallen, —
Lieber Baum! —

Am Sommerabend.

Schon ſenkt die Abendſonne ſcheidend ſich;
Der Tag entzäumt das muthige Geſpann.
Der Vögel Abendpſalm tönt dankbarlich,
Im hehren Chor zum Himmelsdom hinan.

In Weſten glüht der Wolken Purpurſaum,
Durchwebt von heit'rer Zukunft ſanftem Blau;
Und Dämmerlicht umzieht der Lüfte Raum,
In Dunkel hüllend die verſchwiegne Au.

Das Kirchthurmkreuz, — der Berge Gipfel nur,
Beglänzet noch der Sonne Scheideblick;
Im Thal erlöſcht des lauten Tages Spur, —
Das Leben ſinkt im alten Traum zurück.

In ſanftem Schlummer duften Hain und Flur,
Vom Balſamhauch der Lüfte eingewiegt;
Und Gottes Odem ſegnet die Natur,
Die der Entwicklung jetzt im Schooße liegt.

Den Abendhimmel röthet lichter Schein:
Ein Strahl der Hoffnung iſt's in Erdennacht! —
Der letzte Schein verglimmt — die Nacht bricht ein, —
Iſt niemand rings, der mit mir denkt und wacht? —

Da sitz' ich still, und sinne, ganz allein,
Das Leben wägend, und das flücht'ge Glück;
Du, aller Sonnen Licht, gedenke mein,
Und reiss' den Schleyer mir vom ird'schen Blick! —

Dort bricht verklärt aus dunklem Wolkengrund,
Der liebe Mond voll Majestät hervor;
Und gibt der Seele, was sie ahnet, kund,
Und zieht den Geist zum Himmel still empor.

Du, Auge Gottes, strahlst in stiller Nacht,
Dieweil im Erdenthal das Leben schläft;
Du bist's, o Gott, der liebend sorgt und wacht,
Und Segen gibt zu jeglichem Geschäft. —

Wie fühl' ich, Vater, jetzt mich Dir so nah,
Wie immer, wenn Dein Friede in mir ruht!
Wie scheint mein Loos, das ich sonst trübe sah,
So heiter jetzt in Deiner Liebe Gluth! —

Ob auch der Tag versank, das Leben schwieg,
Dem Kämpfer leuchtet immerdar Dein Licht:
Und aus der Erde Trümmer keimt der Sieg,
Wenn einst das Aug' im letzten Schlummer bricht!

Wie zwischen Tag und Tag, in stummer Nacht,
Mit seinem Licht das All beglänzt der Mond:
So zwischen hier und dort Verklärung lacht
Im stummen Grab, wo ew'ger Friede wohnt;

Bis einſt erglüh'nd im raſchen Flug der Zeit
Die Nacht verdrängt das junge Morgenroth; — —
Die Sonne naht in ſtiller Herrlichkeit — — —
Ich fühl' es tief: das Leben liegt im Tod! —

Schnell rollt das Rad des ſtürm'ſchen Lebens fort:
Durch harte Prüfung wird der Preis erhöht.
Nun ſtürme, Zeit! — mein Vaterland iſt dort: —
Ich werde ſeyn — ob alles auch vergeht! —

Jehova! Du, der lichten Sonnen Herr,
Vernimm der Seele lauten — lauten Preis! —
Mich quälen fürder keine Zweifel mehr:
Ich a h n e Dich — und f ü h l e was ich weiß! — - -

Herbstgedanken.

Schon weht die Zeit in düst'ren Klagetönen
Das Sterbgeläute durch die regen Fluren!
Der Hain verstummt, — es welken Laub und Halme —
Allmählich neigt sich die Natur zu Grabe! —

Des Zephyrs Hauch, so lieblich sonst gelüftet,
Erfüllt mit gift'gem Frost des Äthers Räume:
Das welke Laub entfällt dem morschen Zweige, —
Und alles naht sich seinem Untergange.

Der Herbst läßt laut die schmetternde Posaune
Des Abschieds gellen durch das weite Leben:
Und scharenweise strömt vom fernen Lande
Das Volk zur Stadt, in ihre öden Mauern.

» Was soll die Hast, was die Verwesung deuten;
» Der Sterberuf im heil'gen Blüthenleben? —
» Wenn die Natur, die reine, dem verfallen,
» Was soll aus mir, mir sünd'gem Wesen, werden? —

» Doch — was da stirbt, empfängt die Mutter Erde
» Mit Zärtlichkeit im schöpfungsreichen Schooße;
» Und gibt, sobald der Winterschlaf vorüber,
» Es neu verjüngt dem schönen Leben wieder.

» So wälzt die Zeit im regen Wechſelſpiele
» Von Jahr zu Jahr ſich rollend fort, zum Ende;
» Und die Natur gibt treu ihr das Geleite:
» Ein ſterblich Bild des immer neuen Werdens.

» Allein, iſt je im Leben neu erſtanden,
» Früh oder ſpät, wer einmal wahr verſchieden?
» Jenſeits! ſo lautet zwar die frohe Kunde;
» Doch — wann? und wie? wer ſah's? — ich kann's
nicht faſſen! — —

» Kein fixes Seyn — Vollendung, wahre, nirgends, —
» Alles nur halb, nur Bruch, nur Stückeley! —
» Du armer Menſch! biſt ein gebrechlich Weſen; —
» Einer Sekunde Willkür kann dich tödten! — —

» Wo du auch wandelſt, trittſt du auf Gebeine;
» Schlürfſt Moderduft mit jedem Athemzuge!
» Du hängſt mit Müh' an einem dünnen Halme,
» Denn immerdar biſt du vom Tod' befangen! —

» So lebſt hienieden nach des Schickſals Laune,
» Bald lang, bald kurz, du ein erbärmlich Leben!
» Biſt mit Verſtand verſchwend'riſch ausgerüſtet,
» Um deines Elends Umfang ganz zu faſſen! —

» Und, ſtirbſt du endlich, — ſchrecklicher Gedanke! —
» Wie wird's dir dann ergehn? — wie bang, wie
ſchrecklich! —

» Das Thier löscht aus, und — alles ist vorüber!
» Nicht so der Mensch: er hat Verstand, muß büßen! —

» Und o — den schweren ird'schen Frevel büßen! —
» Vielleicht wohl lang — in Ewigkeit; — Entsetzen! —
» Für all die Qualen dieses schnöden Lebens
» Dereinst noch Pein, und ewige Verdammniß?! —

» Ha! muß man doch den schlechten Wurm beneiden,
» Der todt sich krümmt im blut'gen Erdenstaube!
» Die wilden Thiere, die sich selbst zerfleischen,
» Sind besser dran, als die vernunft'gen Menschen!« — — —

So spricht der Freygeist, so der Glaubenslose,
Der, toll vermessen, selbst ein Gott sich dünket;
Denn, überall sieht er sein morsch Gerippe, —
Und mordet, wie der Skorpion, sich selber! —

Das Buch der heil'gen Schöpfung trübt sein Auge,
Drückt ihm 'nen giftigen Stachel in die Seele;
Da es sein winzig ekles Bild ihm zeiget. —
So hat er nirgends weder Rast noch Frieden. —

Das Hohe, Schöne, das den Gläub'gen rühret,
Das Göttliche, das mächtig ihn begeistert
Und sanft hinanzieht in die Licht-Regionen,
Macht jenen kalt und mürr'sch — verstimmt und traurig! —

Und ſo folgt er entweder der Empörung,
Die ſonder Raſt in ſeinem Innern wüthet,
Bis ihn des Laſters mächt'ger Wirbel faſſet,
Und — mit hinab zieht in den finſtern Abgrund;

Oder, er ſammelt noch die letzten Kräfte,
So lang Beſonnenheit nicht ganz entſchwunden;
Reißt ſchnell ſich los von dem verrückten Wahne,
Und — ſteht als Feind ſich ſelber gegenüber.

» Vernunft, ſo ſpricht er, iſt dieß dein Erkennen?
» Sind dieſe deiner frechen Allmacht Früchte?
» Du Fratzenbild, die du die höh're Tröſtung
» Der Frömmigkeit verſchmähſt — jetzt ſteh' mir
Rede! —

» Verlaſſe mich, du teufliſche Verblendung,
» Die du die Gottheit zu durchſchauen wähneſt,
» Und mit hochmüthiger Vermeſſenheit
» Des Erdenlebens heit're Tage trübeſt! —

» Verlaſſe mich mit deinen Dienſtgenoſſen:
» Hochmuth und Hoffart, Eitelkeit und Lüſte,
» Wofern du nicht der lauten Stimme folgeſt,
» Die tief im Innern mich zur Demuth mahnet! —

» So lange Zeit hab' ich herumgeirret,
» Bin dir gefolgt in unermeßne Räume, —
» Und ſieh'! du flohſt, als ich auf ſteilen Klippen
» Stand, und am meiſten deiner Hülf' bedurfte! —

» Drum will hinfort ich allem Stolz entsagen,
» Und kindlich fromm den heil'gen Glauben ehren;
» Will mir in Demuth Friedensglück erjagen,
» Und mich zum Urlicht aller Gnaden wenden.

» O lüfte, Geist aus Gott, die hehren Schwingen,
» Und theile das geheimnißvolle Dunkel!
» Komm, heil'ger Glaube, komm du sel'ger Tröster —
» Vermähle dich mit meinem irren Geiste! —

» O lehre ihn das unaussprechlich Große
» Mit frommem Sinn in Demuth anzubeten,
» Und aus der herrlichen — der großen Schöpfung
» Der reinen Liebe Himmelsgluthen saugen! — «

Der Reu'ge so; und sanft wie Harfenklänge,
Zieht bald der Friede ein in seine Seele. —
Vorüber sind des Unmuths Nachtgewölke,
Und tief im Busen glüht's wie Tageshelle. —

O die Vernunft, die mit dem scharfen Maßstab
Der Fassungskräfte mißt der Dinge Fügung,
Wird nimmer sich zum reinen Licht erheben,
Noch jemals auch den Denkenden beglücken.

Doch die Vernunft, die immer mit dem Glauben
Verbunden, Hand in Hand beharrlich wandelt
Den Weg der Frömmigkeit, bereitet segnend
Hienieden schon ein paradiesisch Leben. —

Dem Gläub'gen Heil! Vor ſeinem Seherblicke
Iſt der Natur Geheimniß aufgeſchloſſen;
Und über Gräber der Verweſung ſchreitet
Der freygeborne Geiſt in ſeine Heimath;

Denn mit der Geiſterwelt im engen Bunde,
Ein nah verwandtes Glied der Gottheit ſelber,
Erſchaut er gläubig im Bereich der Ahnung
Das große Jenſeits im Verklärungsglanze.

Menſch! Bruder! Freund! Jetzt mag an dich ergehen
Mein ernſter Ruf, wofern du ſein bedürftig:
O könnt' ich dich erweichen! all die Ruhe,
Die mich beſeelt, in deine Seele gießen! —

Doch komm, und ſchaue; ſpiegle dich, und prüfe!
Durchſpäh' dein Herz, die Labyrinthenpfade
Deiner Vernunft mit gläubigem Gemüthe,
Und gib dir Rechenſchaft ob all und jedem.

Ein zwiefach Bild erſcheint vor deinem Blicke;
Daß du daran dich ſelbſt erkennen mögeſt:
Vernunft allein, die irr im Kreiſe ſchweifet;
Vernunft und Glaube, ſonnenhell und glücklich.

Dort ew'ge Fehde, nie erhelltes Dunkel;
Hier ſteter Friede, lichtbeglänzte Klarheit;
Dort die Verzweiflung mit dem Dornenſtabe;
Hier die Verklärung mit der Friedenspalme. —

Und nun, o Menſch! wenn deine Ruh dir heilig,
Wenn du nicht Feind dem eignen Seelenheile,
So wende dich zur gottgeweihten Letzten,
Und werd' ein Chriſt im Glauben — weh' dir ſonſten. —

Denn, ohne Glauben und ein feſt Vertrauen
Wirſt niemals du den wahren Frieden finden;
Und wie das Glück auch immer dich erhebe,
Iſt's leere Täuſchung nur, die bald verſchwindet.

Wie? wär's zu denken, daß ſich ein Gebäude
Erhalten werde ohne feſtem Grunde?
Fruchtloſes Müh'n! o Wahn! o thöricht Hoffen! —
Dein Werk, gebrechlich, wird zu Trümmer werden.

Drum leg' den Grund — befeſt'ge deinen Glauben!
Du ſucheſt Friede? Hier iſt Friede! Sucheſt
Ein ſtilles Glück? Hier blüht es dir alleine
Unwandelbar — hier blüht dir alles — alles! —

Du ſucheſt Ehr'? — Bey Gott allein iſt Ehre!
Und hier iſt Gott. Du ſucheſt Pracht und Reichthum?
Hier blüht Genügſamkeit, und in ihr alles, — —
Drum glaube, glaube, glaube Bruder — glaube!

Wie, und du zauderſt? Thörichter! beſinne
Dich! ſieh', es gilt dein Heil! Doch wahrhaft glücklich
Kannſt du nur ſeyn, wenn du die Lüſte tödteſt; —
Denn: Herzensreinheit iſt des Glückes Tempel! —

Selbſt die Vernunft, die du abgöttiſch ehreſt,
Ruft hier dir zu: ja den Verſuch zu wagen! —
Verlieren kannſt du nichts; und wiederkehren
Kannſt du dann immer noch in deine Hölle! —

Allein ich weiß, du wirſt zurück nicht kehren,
Wirſt dich vielmehr mit Abſcheu davon wenden!
Denn — wer am Born des Lichtes iſt erwarmet,
Mag nimmermehr die tolle Nacht erſchauen!

O Staubgefährte! Menſch! mein Freund! mein Bruder!
Erhöre jetzt der Bruderliebe Warnung; —
Und kehre um! der Herr wird reich dich ſegnen, —
Kein Erdenglück wird dann dem deinen gleichen!

Mein Gott! Herr und Erhalter meines Lebens!
Führ' du zurück die glaubenslosen Scharen
Verirrter Brüder an den heil'gen Buſen
Der Mutter Kirche — deiner Glorie Tempel!

Und mir, dem Schwachen, ſende Licht und Stärke,
Daß ich nie werde der Vernunft zum Raube;
Daß ich als Jünger Chriſti immerdar
In Lieb' und Demuth deiner Lehre folge — Amen! —

Abschied vom Landleben

an S . . . l.

Der Winter naht mit seinen kalten Schwingen
Das zarte Grün der Fluren zu verschlingen, —
Zu hüllen sie in seine lange Nacht!
Geliebtes Thal! nun muß ich von dir scheiden!
Kann nimmer mich an deinem Anblick weiden,
Worin das Leben mir so schön gelacht.

Wenn ich, vom gift'gen Hauch der Welt umnachtet,
In ihrer Mitte lange oft geschmachtet —
In Schlaf gelullet von Syrenensang;
Und dann mit stumpfem schläfrigen Gefühle
Mich scheu entzog dem städtischen Gewühle,
Zu stillen meines Herzens heißen Drang;

Da lachte freundlich mir dein Bild entgegen,
O Thal, wo die Natur so reich an Segen,
An Schönheit immer jung und immer neu.
Und kaum daß liebend dich mein Fuß betreten,
Entsanken mir der Sorgen schwere Ketten,
Und — wieder athmete mein Busen frey! —

Da saß ich oft am nahen Rebenhügel,
Lieh meiner steigenden Empfindung Flügel,
Und blickte nach entleg'nen Fernen hin,

Wo Du, mein Freund, mein heißgeliebter, weilteſt,
Du, der Du Leid und Freuden mit mir theilteſt,
Und wähnt' im Geiſte hin zu Dir zu fliehn.

An Deinem Buſen vollends zu geneſen,
In Deinem Blick mein ganzes Glück zu leſen,
Zu ſchlürfen von den Lippen Balſamtrank.
War's gleich ein Traum nur, der mich hielt umfangen,
War's doch ein liebend — ſehnliches Verlangen,
Das mich geſtimmt zu lautem — lautem Dank.

Dank gegen Ihn, der — Geiſt mir, Lieb' und Leben;
Der mir das Höchſte, der mir Dich gegeben,
Der göttlich waltet dort am Himmelsdom.
Der auf uns gießet väterlichen Segen,
Der uns beſchützt auf allen unſern Wegen, —
Dem unſ'rer Freundſchaft heil'ges Licht entglomm.

O Bruder! Dir nur kann ich's zugetrauen,
In meiner Seele Innerſtes zu ſchauen,
Worein der Himmel ſeinen Frieden goß;
Nicht aber all den ausgelebten Gecken,
Die tief im Schlamme fauler Lüſte ſtecken, —
Ein ausgedorrter, ekler Erdenkloß. —

Du nur allein, beſeelt von edlen Trieben,
Verſtehſt ein liebend Herz getreu zu lieben,
Weil Du ſo gläubig fromm, und edel biſt!
In arger Welt iſt's für den Edlen öde!
Er gleicht dem guten Spruch, der weiſen Rede,
Weil alles Gute dort ein Gräuel iſt.

Da gelten Schwänke nur und Harlekine;
Nur Gaukeley, und zuckersüße Miene; —
Ein bied'res Herz — das ist nicht Mode mehr.
Den wackern Jüngling, der die Tugend achtet
Verspottet man, weil er nach Edlem trachtet,
Und — ehrt den Wüstling, der an Gutem leer! —

Die Wahrheit wird vom Lügengeist ertödtet;
Der reine Mensch aus edler Scham erröthet,
Ob der Gottlosen frevelhaftem Spiel;
Die, festgeschmiedet an der Lüste Ketten,
Das Wahre, Göttliche, mit Füßen treten,
Und scherzen mit dem heiligsten Gefühl. —

Der Selbstsucht huldigend, dem Afterwahne,
Ersinnt der Freygeist tückevolle Plane,
Von der Verblendung Höllengluth genährt:
So wird der Friede, so der reine Glaube
Dem frechen Spott — dem tollen Wahn zum Raube,
Und so versinket wahrer Menschenwerth! — —

Bald schmiedet teuflisch Ränke die Cabale;
Bald frißt der Neid selbst an dem kargen Mahle
Der Dürftigkeit mit gift'gem Natterzahn! —
Und jenen, den die seichte Brut verschonet,
Weil er in Frieden abgeschieden wohnet; —
Den geifert schlau die Lästerzunge an! — —

O nenn's nicht Strenge, nenn's nicht Übertreibung!
Denn nur zu wahr, mein Freund, ist so die Reibung,
Die in der Welt jetzt unter Menschen wohnt.

Ach, wahres Glück ist selten mehr zu schauen!
Auf Menschenwerth fast gar nicht mehr zu bauen;
Und seltner noch wird Liebe dort belohnt. —

Hier nur allein, von aller Welt geschieden,
Ward mir das reinste Glück im süßen Frieden;
Da lebt' ich still und froh, und dachte Dein;
Entbehrte gern die Welt, die freudenleere,
Und schöpfte tief in mir die weise Lehre:
»Man kann mit Wenigem zufrieden seyn!«

Von wen'gen guten Menschen nur umgeben,
Erfüllt von reinem, gottgefäll'gem Streben,
Erblüht das höchste Glück am stillen Herd.
Denn jenes Glück, das viele, ruhmbeflissen,
Im Wirbelkreis der bunten Welt genießen,
Das, theurer Freund, ist nicht beneidenswerth!

Wir aber wollen Jegliches besiegen;
Einander liebend in die Arme fliegen,
Und so beysammen leben fromm und still:
Einander so die feste Treue lohnen,
Bey stillem, friedlichem Beysammenwohnen
Selbst in des Lebens dichtestem Gewühl.

O süße Tröstung, lieblicher Gedanke!
Erhalte mich, wenn ich im Leben wanke,
Das schön auch ende, was so schön beginnt:
So wollen wir uns überglücklich nennen,
Und ewig dankbar, ewig auch erkennen,
Wie unaussprechlich wir gesegnet sind.

Laſſ denn, wie ſonſt, uns auf die Vorſicht bauen;
Uns auf die ew'ge Vaterhuld vertrauen,
Die liebevoll ſtets unſre Bahn gelenkt!
Wo Glaube wohnt, da kann das Glück nicht fehlen;
Der Liebe Strahl wird unſre Bahn erhellen,
Bis einſt der Tod ſich auf uns niederſenkt.

Laſſ jede Gabe dankbar uns empfangen;
Für Recht und Tugend fördern das Verlangen,
Und immer eingedenk des Schöpfers ſeyn;
Hinüber blicken in das Reich der Sonnen,
Wo die verklärten Geiſter friedlich wohnen, —
Wo einſt des Lebens Saaten ſchön gedeih'n. —

Nimm meinen Friedensgruß, und meine Treue,
Die nimmer wankende im Bund der Weihe, —
Nimm meinen Segen noch zum Abſchied hin!
Ob Raum und Zeit verwandte Seelen trennen,
Sie werden ewig für einander brennen, —
In heil'ger Liebe immer hoch erglühn. — —

Im Frühling.

(Freyes Versmaß.)

Horch, wie mit dem regen Laub
Säuselnde Lüfte doch spielen!
Alles, was da lebt und webt,
Feyert der Schöpfung Erstehen! —
Wie sich alles freut!
Wie der Jubel laut — fern und nah,
Daß der Lenz da! —
Jung und alt eilt hinaus auf die Flur
Zu begrüßen die liebe Natur
Im bräutlichen Schmucke —
Im Blüthengewand! —
O, erquickenden Duft
Athmet die Luft!
Unaussprechliche Lust
Füllet die Brust! —
Dankbar schaut jedes Auge empor! —
Fröhlich und frey
Zwitschern, im tausendstimmigen Chor,
Ihr herrliches Lied
Die Sänger des Waldes!
Welch feyerlich himmlischer Psalm!
Welch harmonisch Getön
Steigt aus dankbarem Herzen der Unschuld
Zu Dir jetzt empor,
Du Schöpfer der Welten!

Und ich bin so lau und so träg'!
So trocken, und frostig, und schal,
Daß ich, innig erröthend,
Es jetzo nicht wage,
Aufzublicken zu Dir! —
Vergib mir, o Vater, vergib;
Und weise mich schonend zurecht! —
Du kannst mich erleuchten, Du kannst
Erwecken den schlummernden Geist,
Daß heilige Andacht
Mein Herz durchströme;
Des Glaubens Trost
Meine Seele labe! —
Vor Dir sink' ich nieder im Staub,
Und bete in Demuth, o Gott:
Vergib mir, Du ewige Huld, —
Meine Schuld! —

Froh, und still in mich gekehrt,
Wandl' ich nun tiefer im Hain:
Allmählich wirds rings umher
Stiller und stiller! —
Alles verstummt! —
Nur das süße Geplauder des Bächleins,
Und das sanfte Geliſpel der Blätter
Hält das lauschende Ohr
Der Lüfte rege! —
Doch horch! was flötet so süß,
Mit banger, mit zärtlicher Sehnsucht
Durch die Stille — mit leisem Schall? —
Die Nachtigall! —

Ich grüße, o Sängerinn, dich,
Als Sinnbild der ewigen Wahrheit!
Deren Stimme von Ewigkeit her
Immer die göttliche blieb:
Einfach und schlicht wie die deine;
Klar und lebendig, und süß —
Voll Musik und Ausdruck!
Fromm, wie die himmlische Liebe,
Fern von den lauten Genossen,
Flötest du einsam
Dein süßes Lied,
Immer nur dorten daheim
Wo es Friede!
Mit dir, du Reine, verbind' ich
In Liebe mein kindlich Gebet;
Und rufe mit lautem Gefühl':
Dank Dir, o Vater des Lichts! —
Doch still! was tönet vom Neuen
Mit hellem Schlag,
Das schweigende Echo weckend?
Der Kuckuk ist's! —
Der liebt wohl die Einsamkeit auch?
Wie etwa so Mancher sie liebt
Der, stürmisch von außen bedrängt,
Sich gerne im Stillen gefällt,
Weil's allda behaglich und wohl?
Doch kennt er ihr Innerstes nicht;
Ich mein' ihres Wesens
Süßes Geheimniß!

Das ist nur der Liebe gegeben:
Das kennt Philomele,
Die göttliche, nur!
Schon wieder Geräusch!? — ein Mensch
Kommt des Weges gegangen
Der, in der Nähe dort
Über die Wiese führt —
Am Hain vorbey. —
Der ahnet die Seligkeit nicht, die hier wohnt,
Und treibt mit dem Kuckuk Spiel,
Den er äfft! —
Ein wunderlich Treiben, fürwahr! —
»Kuckuk!« — »Kuckuk!«
Der Leichtgläubige flattert herbey:
Er meinet — ein Kuckuk es sey;
Doch wird er den Irrthum gewahr,
Und flattert, verstummend, davon! —
Wie die Ferne täuscht!
Wie der Schein trügt
Still! — die Nachtigall schlägt! —
Es horchet der Spötter
Wie still entzückt. —
Wird er vielleicht
Wohl auch folgen dem süßen Gesang
Ihrer Kehle? —
Ach nein! —
Der Dreiste — er spottet auch sie:
Doch die Säng'rinn schweigt
Und verschwindet.
So die höhere Weisheit
In des Thoren Nähe! —

Ungeweihter! du magſt dich erkühnen
Nachzuäffen ſo reinen Geſang
Mit deiner kreiſchenden Stimme?
Quäke lieber im Sumpf mit den Fröſchen,
Oder verſuch' die vermeſſene Kunſt
An dem Lied der Eule!
Ich bitte dich, ſchweig!
Beleidigſt die lauſchenden Lüfte,
Und ſtöreſt die Sänger umher,
Drum bitt ich dich —
Schweige!

Wenn mich des Himmels Fittich umweht
In der Begeiſt'rung heiligen Stunde,
Da blüht, wie im Lenz, mir das Leben neu,
Und gerne gedenk ich des Todes,
Der eine ſelige Welt
Meinem Blick erſchließet. —
Süßer Tod! du maleſt im Spiegel
Meiner Gott ahnenden Seele
Der Vollendung ewige Glorie,
Und kühn durch die Pforten des Jenſeits
Schreitet mein Geiſt
Ins Leben der Sonnen!
Hold, wie der duftende Lenz,
Lacht mir die Zukunft entgegen;
Entzücken durchſtrömet die Bruſt,
Seliges Wonnegefühl
Alle Pulſe! —
Und ſo, wie die Sänger im May

Vernehm' ich im Geiſte des Glaubens
Der Sphärengeſänge
Himmliſche Melodie! —
Da lauſchet die Seele dem himmliſchen Lied
Der ewig blühenden Schöpfung:
»Heilig biſt Du, o Jehova!
Alle Welt iſt Deiner Herrlichkeit voll!«
O Vater im Himmel, wie gut biſt Du! —
Erleuchte, o Gott, meine Seele!
Auf daß ſie Dich ſuche
In einſamer Stille —
Von Menſchen fern!
Auf daß ſie nie weiche
Vom Pfad des Rechten,
Und ſtrebend nicht achte
Des Spotts der Menge! —
Die Hölle iſt mächtig — drum gib mir auch Stärke,
Im Glauben zu ringen — in Liebe zu ſiegen!
Dem Sturme zu trotzen mit chriſtlichem Muthe —
Die Lüſte zu tödten — das Arge zu fliehen!
O Vater, unendlich biſt Du,
Das Licht des Lichtes:
Der Sonnen Gott,
Der da war, iſt, und ſeyn wird
In Ewigkeit
Amen! —

Im Hain.

Flötet, flötet mit frohem Sang
Ihr lieblichen Sänger umher!
Stillet, stillet der Seele Drang! —
Die Welt ist an Freuden so leer.
Wie ist dem Herzen an stillem Ort
So wohl und weh!
Das Schifflein rudert zum stillen Port
Auf glatter See:
Mein Genius ist's! von ferne winket
Die grüne Au!
Die Sonne steigt, der Nebel sinket, —
Der Himmel blau. —
So lebt denn wohl ihr trauten Lieben —
Muß heim nun gehn;
Der Liebe Vaterland ist drüben —
Auf Wiedersehn!

Am Bache.

Murmle, murmle, lieber Bach, —
Klar und helle!
Sinnend ſchau ich traulich nach
Deiner Welle!
Ey, warum ſo geſchwind?
Zeit gebeut — Welle rinnt! —
Ringsum wehn Sturm und Wind
Drückend ſchwer!
Noth und Tod — ſteigt und droht —
Mehr und mehr! —

Zarte Kindheit flieht dahin, —
Ach wie ſchnelle!
Klar, wie du, iſt Jugendſinn,
Liebe Welle: —
Strom iſt trüb — Leben heiß!
Sturm bedroht Mann und Greis;
Bis einſt bricht das Geleis
Rings umher:
Friede naht — reif die Saat —
Still das Meer! — —

Am Weg nach dem Berge.

Ich ſchreite behende zum fernen Ziel! —
Die Ebene dampfet — die Luft iſt ſchwül! —
Ach, Nebel umdämmert dies Erdenthal! —
Drum leuchtet ſo trübe der Sonne Strahl! —
Welch Lärmen und Treiben — welch dumpf Gebraus!
O laßt mich ins Freye! — hinaus! hinaus! —
Behende zum Ziele, du träger Schritt:
Mir ſonſten die Menge entgegen tritt!
Hier unten tönet Syrenenſang!
Im Wirbelkreiſe — da wird mir bang!
Ich weiß es: im dumpfen Gewühl
Erſtirbt das Gefühl!
Es beleben kann nur
Die Natur! —

Ich ſchreite behende zum nahen Ziel! —
Die Ebene ſchwindet — die Luft wird kühl! —
Es trinken die Fluren der Sonne Strahl; —
Wie wird mir ſo wonnig mit einemmal! —
Kaum hörbar vernehm' ich der Welt Gebraus;
Der Sang iſt verſchallet, der Tanz iſt aus! —
Noch darf ich nicht raſten, und ſtille ſtehn: —
Muß ſonſten befürchten, zurück zu gehn!
Denn: wer nicht gründet, der kann nicht bau'n!
Muß feſt mich halten, und vorwärts ſchau'n!

Ich weiß es: nicht jeglichem Schritt
Folgt auch das Herz mit:
Oft ein Anblick, ein Schall,
Lockt's zum Fall! —

Hab' Dank, guter Himmel, ich bin am Ziel!
Mein Busen ist freyer, die Luft ist kühl! —
Nun will ich mich wärmen im Sonnenschein;
Sie leuchtet so helle: die Luft ist rein! —
Hier möcht' ich mir bauen ein stilles Haus,
Und blicken ins lebende All hinaus! —
Die Welt könnt' ich meiden — sie lebt in mir:
Das Leben ist rege — wie dort, so hier. —
Hier möcht' ich denken, hier möcht' ich seyn:
Denk' gern im Freyen — bin gern allein!
Doch, ach, das erreiche ich nicht: —
Weil unten die Pflicht!
Schnell entschwindet mein Glück: —
Ich muß zurück — —
Ja zurück! —

Segen der Demuth.

Was er auch Großes vermag, ob ihm das Höchste verliehen,
Hält's der bescheidene Mensch nimmer sich selber zu gut;
Jegliches führt er zurück auf den unendlichen Ursprung,
Spiegelt im ewigen Licht schüchtern sein winziges Bild.
Wer sich in Demuth erkennt, hat immer Segen zu ernten,
Denn in so helleres Licht tritt dann hervor sein Verdienst.
Alles, was gut ist und groß hat er vom Schöpfer empfangen,
Also: der Wille allein ist's, was dem Menschen gehört. —

Morgenfeyer.

Ihr säumenden Schläfer, das Nächtliche flieht!
Die Dämmerung schwindet — der Morgen erglüht!
Es rufet das Leben, es rufet der Tag,
Zu thätigem Wirken, zu Freuden und Plag,
Im flüchtigen irdischen Lauf —
Wacht auf! wacht auf!

Auch Phöbus erwachet; im Strahlengewand
Erhebt er die hohe, die segnende Hand;
Und leeret sein Füllhorn mit reichem Erguß;
Und wecket die Schöpfung mit liebendem Kuß —
Mit zündendem wärmenden Strahl
Das starre All! —

Im Hain wird's lebendig; ein munterer Chor
Von glücklichen Sängern flötet hervor!
Und rüttelt den Schlummer, und lüftet den Wahn;
Und sendet ein Danklied zum Himmel hinan,
Voll herrlichem Jubelgetön —
Wie froh, wie schön! —

Und feyerlich hallet die Weite entlang
Der Sphären durchdringende hohe Gesang:
Er tönt in den Wäldern, rieselt im Bach;
Ihn sprechen die Fluren, die duftenden, nach,
Und herrlich ertönt's — fern und nah: —
»Halleluja!«

Ihr ſäumenden Schläfer, genug nun der Ruh!
Die Schätze vergeuden — wofür und wozu?
Das Leben iſt wichtig — ſo koſtbar die Zeit!
So viel zu vollbringen — ſo kurz nur das Heut'!
Und bald heißt es ſchauerlich ja:
»Der Tod iſt da!«

Das Kirchthurmkreuz ſtrahlet im ſonnigen Roth
Als Zeichen des Sieges, und mahnt an den Tod;
Und winket erbaulich: nach Golgatha hin
Zu frommer Betrachtung im Geiſte zu ziehn,
Wo Jeſus der Heiland einſt ſtarb —
Uns Heil erwarb! —

Das Morgengeläute trifft freudig das Ohr,
Vereint mit der Opferer betendem Chor;
Es rufet die Kirche, dies ewige Bild
Der ewigen Liebe, ſo freundlich und mild,
Allmächtig die Seele zu ſich —
Und tröſtet mich. —

Ich komme und bete. Im heiligen Ort
Iſt's friedlich und ſtille. Das ewige Wort
Verkünden die Beter zerſtreut umher,
Und ſtimmen das Hochlied: »Gelobt ſey der Herr!«
Mit chriſtlichem Jubel nun an —
Es ſteigt hinan! —

Die Töne der Orgel, dem Liede vermählt,
Verhallen wie Klänge aus beſſerer Welt.
Die Sonne beglänzet mit ſtrahlendem Licht

Die heiligen Hallen, verklärend, und bricht
Mit himmlischem Glanz am Altar
Sich wunderbar. —

Und mir ist so wonnig, und mir ist so bang!
Bald lodernde Freude — bald ängstlicher Drang —
Im schwellenden Herzen bald Tag und bald Nacht;
Bis endlich mit eins der Gedanke erwacht:
Wie gnädig, wie süß Dein Gebot
Herr Zabaoth!

Und dennoch, Allgütiger, Schöpfer der Welt,
Wie wird Deine Lehre, Dein Glaube entstellt!
Wer kann sich erhalten, wer kann noch bestehn,
Wenn Glaube und Hoffnung, und Liebe vergehn?! —
Die Seele Herr, ruset zu Dir:
»Sey Du mit mir!«

O arge Verblendung! o Frevel! o Schmach!
Der Geist der Verführung ist mächtig, ist wach! — —
Die Menschen entartet in frecher Begierd': —
Der Freygeist, die Lüge — die Wollust regiert! — —
Vergib mir die lastende Schuld —
Vater der Huld! —

Ich wandle in Frieden — ich wandle hinaus:
Die Schritte verhallen im heiligen Haus,
Gleichwie meine Seufzer, im stillen Gebet
Vom heiligen Geiste hinüber geweht. —
O Friede, o selige Ruh! —
In Gott bist du!

Und froh wandl' ich fort aus dem heiligen Haus,
Zum Orte der Ruhe — da wandl' ich hinaus!
Da faßt mich ein Schauer, da bricht mir das Herz,
Es wendet das Auge sich bang himmelwärts! — —
»Ihr Schläfer, im Grabe so reich —
Friede mit euch!«

O Morgen des Friedens, wie herrlich bist du!
O Tage des Lebens, ihr schwindet im Nu!
Auch einst wird es tagen mit strahlendem Licht
Dem Reinen; — die Stunde, die wissen wir nicht.
Dem Gläubigen doch, wird am Altar
Viel offenbar!

Ich wandle in Frieden den dornigen Pfad;
Bey Christo ist Liebe, ist tröstender Rath!
Wer Sünden verhüthet, von Frevel ist rein,
Dem müssen die Garben, die Werke, gedeihn:
Im Leben er Kränze sich wand
Fürs bess're Land! —

Abendfeyer.

In dumpfer Schwermuth trifft das Abendläuten
Mit hohlem Geisterruf das bange Ohr;
Und sanft erklingen heil'ger Liebe Saiten
Jetzt, durch der Dämm'rung leicht gewebten Flor.
Die Sonne, scheidend, abendwärts sich neigt; —
Die Nacht allmählich auf in Osten steigt:
»Ave Maria« tönt's aus tiefem Thal —
Und überall! —

Der Schlummer senkt sich durch den Abendschatten
Mit seinem weichen Fittich auf die Flur;
Und hingesunken in ein sanft Ermatten,
Trinkt seinen süßen Odem die Natur.
Das Abendroth verglimmt am Horizont,
Und aus der Tiefe feurig steigt der Mond;
Und glänzt, Verklärung gießend durch die Nacht —
In stiller Pracht.

Du Leichenbraut mit deinem frommen Schweigen,
O heil'ge Nacht, wie mahnst du mich ans Grab!
Ach, von der Urwelt ew'gen Zonen neigen
Sich Ahnungsbilder sanft zu mir herab:
Und ziehn die Seele, ziehn den Geist hinan;
Und öffnen mir die hohe Sternenbahn;
Und locken mich mit magisch sanftem Band —
Ins bess're Land! —

O Nacht! o Grab! Ihr zeigt, im engen Bunde,
Dem Menſchen ſtets ein und daſſelbe Ziel:
Denn, Erdenſchlummer in der Welten Runde —
Vom ew'gen Schlaf ein dunkles Vorgefühl —
Entzieht den Geiſt dem Leben, hier wie dort,
Und dort wie hier lebt nur die Seele fort,
Bis einſt die ew'ge Vorſicht löſt den Staar
Auf immerdar!

Wie ſcheint das Leben ringsumher verſchwunden!
Die Schöpfung — ach ſo todt, — ſo regungslos! —
Wie ſcheint der Menſch, des regen Drangs entbunden,
Ein ſtarrer Leichnam in des Schlummers Schooß!
Wie erſt das Grab! — Doch — ſcheinen? Schein iſt
Trug!
Und wer dem Scheine traut, iſt nimmer klug:
Tod nur iſt Schein; doch Leben weit und breit
Die Wirklichkeit:

Horch, wie die Zephyr' wehn, die Blätter rauſchen;
Des Stromes Woge brauſt — die Grille trillt!
Dem plauderhaften Bach die Lüfte lauſchen,
Und linder Weſt ſich mit den Blümchen ſpielt!
Wie ſcheinbar todt ſich in der Dunkelheit
Doch alles regt, und ſich des Schöpfers freut!
Wenn rings die Schöpfung ruht in ſtiller Nacht —
Die Allmacht wacht!

Tief ſchläft der Menſch! doch ſeine Pulſe ſchlagen,
Es wallt ſein Blut in kühner Regſamkeit;

Das Leben liegt, mit seinen Freuden, Plagen,
Jetzo vor seiner innern Wesenheit:
Sein Busen schwellt — er seufzt — er athmet schwer —
Welch wunderbarer innerer Verkehr! —
Er spricht, er lächelt, ras't — sieht sich im Traum —
Und, kennt sich kaum! —

Wie, Mensch! du schauderst vor dem eignen Leben,
Im Geiste vor des ew'gen Richters Thron?
Kennst selbst dich nicht, und blickst mit tiefem Beben
In deines Herzens Werkstatt — Sündensohn?
Wie seltsam! o wie schrecklich! furchtbar Bild
Das der Gewissenskranke hier enthüllt! —
Versöhne, Mensch! dich mit der Ewigkeit,
Noch ist es Zeit! — — —

Wie ruhig schläft der Fromme, sanft umfächelt
Vom Geist des Lichtes! wunderbar verklärt
Auf seinem Antlitz Gottes Friede lächelt,
Von keinem Dämon inn'rer Nacht zerstört. —
Und durch den ird'schen Schleyer sonnenklar
Stellt sich das Jenseits seinem Blicke dar.
Er weilt von Ahnung trunken, Sel'gen gleich
Im Geisterreich.

Das Glück, der Friede, müssen ewig währen,
Womit ein rein Gewissen ihn beschenkt;
Nichts kann die Ruh', die sel'ge Ruh', zerstören,
Die sich auf ihn herab vom Himmel senkt.
Entgegen schaut er froh dem großen Tag',

Der ihn erlöſ't von Erdenſchmerz und Plag',
Ihn führend, wenn die morſche Hülle fällt —
Zur ſchönern Welt. —

Das Grab iſt offen. Schrecklich anzuſchauen
Liegt dort der kalte Leichnam vor der Gruft!
Und ungeheure Angſt, ein inn'res Grauen
Erfaßt mein Herz; und fauler Moderduft
Ruft mir aus ſtarrem Mund prophetiſch zu:
»Ich heiße Zeitlichkeit — bin Staub wie du!
»Das wahre Leben erſt beginnt im Grab —
Da ſteig' hinab! — «

»Dort iſt's nicht öde; viele Millionen
»Verklärter Geiſter weilen dort im Licht,
»Im Strahlenkranz der großen, — ew'gen Sonnen —
»O das ertrüg' ein weltlich Auge nicht! —
»Sieh, mit dem Grabe öffnet ſich das Thor,
»Wo froh ertönt der Engel Jubelchor:
»Wo ein zur Heimath zieht der Pilger, aus
Dem düſtern Haus! «

»Wer ſtirbt, wird neu geboren. In der Erde,
»Wo einſt der Frucht verborgner Same ſchlief,
»Ertönt dem Menſchen erſt das große »Werde «
»Das einſt vom Nichts zur Körperwelt ihn rief:
»Durch die Verweſung dringt der mächt'ge Ruf:
»Daß Gott des Menſchen Seele göttlich ſchuf;
»Unſterblich, hoch erhaben über Zeit
Und Ewigkeit. «

Kann's anders seyn?! Wie könnte jemals sterben
Die Gottheit! — ist der Mensch nicht Theil von Ihr?
Der Freygeborne, kann er je verderben,
Wofern er sich nicht selbst bedingt zum Thier?
Bleibt, sich zu sonnen an der Liebe Strahl —
Ihm zwischen Fluch und Segen nicht die Wahl? —
Und kann er nicht sogar, im Glauben rein,
Allmächtig seyn?! —

O was sind Zeitlichkeit, was ird'sche Güter
Dem, der hienieden schon der Zukunft lebt?
Nur Tand, nur Schaum, nur Trug, nur eller Flitter,
An den das eitle Menschenherz sich klebt! —
Der Hölle Kind, — des Wahnes frost'ger Nord,
Durch den der Menschen heil'ger Stamm verdorrt:
Daß Mancher oft, indem er darum wirbt —
Verwesend stirbt! — —

Die Nacht ist stille. Lichte Sterne blinken
Vom Himmelszelt herab ins Friedensthal;
Und wie die müden Augenlieder sinken,
Wankt, zwischen Schlaf und Wachen, meine Wahl.
Noch blieb' ich gern im großen Freudenhaus,
Und blickte liebend in die Nacht hinaus;
Doch auch an dich, o Schlummer, sey gedacht, —
Drum — gute Nacht! —

Ich geh' zur Ruh'. Ach, werd' ich auch erwachen?
Dich, schöne Erde, morgen wieder sehn?,
Nicht etwa segeln auf des Todes Nachen

Hinüber zu des Ufers Blumenhöhn? — —
Nun — wie Gott will! — Erfüllt iſt meine Pflicht,
Vollbracht mein Tagwerk — Tod! mich ſchreckſt du nicht! —
Nur jener, dem du fremd, erbebt; doch ich,
Tod, — kenne dich! — —

Der Herbſt,

geſchrieben auf dem Hermannskobel bey Wien.

Wohin, o Zeit, ſo unbegreiflich ſchnelle?
Ihr raſchen Winde, ſprecht: wohin? wohin?
Behender rinnt des Bächleins klare Welle, —
In Thränen ſchwimmt das zarte Wieſengrün! —
O Räthſel der Natur, mir wirſt du helle!
Ich hör' den Ruf an mir vorüber ziehn:
»Das Leben hat kein Bleiben hier auf Erden,
Was du da ſiehſt, muß Staub und Aſche werden!«

Wenn dieß der Fall, wozu die üpp'ge Fülle
Von Fruchtbarkeit im Reiche der Natur?
Wozu der Zeugungskräfte heil'ger Wille,
Wenn ihre ſchönſte Frucht ein Traumbild nur?! —
Wann ſinkt vom ird'ſchen Aug' die dichte Hülle?
Wer lenkt das Räderwerk der Zeiten-Uhr?
»Du kannſt in dir die ernſte Löſung finden:
Durch glauben, lieben, ahnen und empfinden!«

O Tröſtungswort! In holder Unſchuld Prangen
Will mich in dir der Jugend Traum umwehn;
Mit all dem heißen, ſehnenden Verlangen, —
Mit all den Bildern die uns nie vergehn.
Wohl biſt du längſt, mein lieber Lenz, vergangen,
Nie werd' ich dich hienieden wieder ſehn:
Doch, wie die Wünſche deinen Traum umſchweben,
So ſehnt mein Geiſt ſich nach dem beſſern Leben. —

Zwar kannt' ich's nie, und wollt' es nie ergründen,
Weil ich's erkannt, daß es den Grübler flieht;
Allein durch glauben, lieben und empfinden
Hab' ich's geahnt im innerſten Gemüth!
Und — heil'ger Ahnung ſtille Schauer künden
Was hell der Seele inn'res Auge ſieht:
Es muß der Menſch ſich ſtets zur Demuth mahnen: —
Genug für ihn, kann er das Höchſte ahnen! —

Dein Hauch, o Herbſt, verweht wie Geiſterſchauer
Des Lebens Grün, und ſäuſelt ſüdenwärts;
Das Jahr wird alt, und ſeine Locken grauer —
Ach, tief beklommen ſchlägt das bange Herz!
Wie die Natur, gehüllt in ſanfte Trauer,
Fühlt jetzt mein Inn'res der Verweſung Schmerz:
Die Seele nur hört frohe Hymnen ſchallen,
Und lächelt jung — wie auch die Blätter fallen! —

Des Frühlings Sänger ſcharenweiſe ziehen
Behenden Flugs der ſchönern Heimath zu; —
Ich ſah den Lenz — ſah meine Jugend blühen —
Nun kommt der Herbſt — das Leben geht zur Ruh'. —
Mußt du ſo ſchnell, o Hoffnungsſtrahl, verglühen?
Geträumte Ewigkeit — ſo kurz biſt du?
O wohl dem Menſchen, deſſen Seel' nicht bange
Vor dieſem jähen — ernſten Übergange! —

Wie nur die Früchte üppig ſchwellend hangen,
Naht rauher Sturm, und ſchüttelt raſch ſie ab:
So auch die Bilder, die mein Herz durchdrangen, —
Und raubt mir das, was mir der Himmel gab!

Noch einmahl möcht' mein Geist sie heiß umfangen,
Doch mein Verhängniß senkt sie rasch ins Grab!
Wie die Natur, im wundersamen Streben,
Regt sich in mir das reine Dichterleben! —

O schönes Loos! aus einem Meer von Thränen
Quillt süße Labung für mein Herz hervor;
Ich darf das Höchste zu umfassen wähnen —
Der Ahnung weicht des Ird'schen Nebelflor;
Und dieses inn're namenlose Sehnen,
Es hebt zum Himmel mächtig mich empor!
Hell stellt sich dar dem kindlichen Gemüthe
Des ew'gen Geistes reine Himmelsblüthe. —

Und doch muß selbst mein Herz mit Fluthen mehren
Von Lebensweh' das hochbewegte Meer;
Mein Auge schaut, gehüllt in stille Zähren,
So wehmuthsvoll — so traurig um sich her;
Ich will mir selbst der Trauer Wunsch gewähren,
Weil allzubald nur alles öd' und leer:
Doch während hier die ird'sche Hülle weilet,
Ist längst der Erde meine Seel' enteilet.

Du zartes Blümchen *) hier an meiner Seite,
So rosig mild, so wunderhold zu schau'n;
Du stehst, wie ich, mit der Natur im Streite,
Willst dich, wie ich, am eignen Trost erbau'n;

*) Eine Herbstblume.

Dieweil das Leben rings dem Tod zur Beute,
Erweckst du, Blümchen, Hoffnung und Vertraun,
Und stehst, wie ich, allein im Grabgefilde,
Doch — Auferstehung lebt in deinem Bilde! —

Zur dir, mein Blümchen, will ich sanft mich legen,
Und mit dir plaudern, liebevoll und traut:
Der Geist des Herrn muß auch in dir sich regen,
Denn Seine Hand hat dich so schön gebaut:
Dein stummes Dulden — deine sanfte Trauer
Ergreifen mich mit sel'ger Ahnung Schauer.

Wenn du, süß Blümchen, nach gewohnter Weise
Nicht mehr erscheinst auf herbstlich welker Flur,
Als Lenzverkünderinn im Lebenskreise —
Als Unterpfand neu blühender Natur;
Dann bricht die Welt — das All aus dem Geleise,
Im Nacht versinkt des Lebens letzte Spur;
Und auf den Gräbern wirst, mit frohem Bangen,
Du bey dem Kreuz als weiße Lilie prangen.

Die Glocke ruft! Es ist das fromme Zeichen
Zum Nachtgebet. Erhebe dich mein Geist!
Heiß' jetzt der Schwermuth düstre Bilder weichen,
Der Sehnsucht folgend, die dich beten heißt! —
Was kann dem Menschen wohl an Dauer gleichen,
Ihm, den die Schöpfung als den Meister preis't?
Die Ewigkeit ist selbst ihm unterthänig: —
Weil Zeitliches dem Göttersohn zu wenig! —

Das Kind erwacht mit frischen Rosenwangen,
Der Morgen naht — der junge Lenz erblüht;
Der Jüngling hält das Leben heiß umfangen —
Des nahen Mittags Sonne wärmt und glüht.
Des Sommers Glut stillt der Natur Verlangen, —
Die Blüthe reift im denkenden Gemüth:
Und — süß umweht von lieblichen Gestalten
Will jede Kraft sich regen und entfalten. —

Nicht lange währt's, da naht mit sicherm Schritte
Der ernste Mann, von Sorgen tief gebeugt;
Der Abend naht sich seiner stillen Hütte,
Und auf der Flur das laute Leben schweigt!
Er gleicht dem Herbst in seiner Früchte Mitte;
Wie die Natur — zur Ruhe nun geneigt:
So naht die Nacht — die Winterruh', sich leise,
Und streut den Schnee auf müdem Haupt dem Greise. —

Wie wird sich nun das dunkle Räthsel lösen?
Nach kurzer Ruh blüht die Natur aufs neu;
Und er, der Mensch, er sollt' allein verwesen; —
Wie wär's zu denken, daß es möglich sey?! —
Sein Leib verwest, — doch ewig ist sein Wesen;
Ihm blühet drüben erst der ew'ge May:
Natur und Zeit — sie leben durch Vernichten, —
Der Mensch thut mehr: er lebt in seinen Früchten. —

Nimm jetzt, wo ich von deinem Garten scheide,
Natur, des Dankes fromme Thräne hin!

Und du, süß Blümchen hier auf welker Weide,
Du sollst fortan an meinem Herzen bluh'n.
Leih' süße Tröstung mir in meinem Leide,
Daß ich bekämpfen mög' des Lebens Müh'n;
Mein Tagewerk als Christ erfüll', im Namen
Des Vaters, Sohns, und heil'gen Geistes — Amen! —

Empfindung.

O Luſt, o Entzücken —
Wie iſt mir ſo wonnig, ſo wohl!
Hinaus in die Ferne
Da zög' ich ſo gerne,
Zum Himmel hinan
Auf roſiger Bahn! —
Durch Blüthen und Roſen,
Zu tändeln, zu koſen —
O ſelige Luſt,
Du ſprengſt mir die Bruſt! —
Im Leben des Glaubens allein
So ſelige Freuden gedeihn! —
Süße Ruh'
Lächelt, und fächelt
Begeiſt'rung mir zu!
Welch' hoher Genuß!
Welch' ſüßer Erguß! —
O könnt' ich die Menſchheit erwärmen!
Das ſelige Freudengefühl
Das jetzt mich beſeelt,
Verpflanzen ins dumpfe Gewühl
Der froſtigen Welt!
O könnt' ich ihr lehren:
Wie glücklich wir wären,
Zerriſſen wir nimmer
Mit frevelnder Hand:

Den Glauben, die Liebe, —
Dieß göttliche Band! —
O Luſt, o Entzücken —
Wie iſt mir ſo wonnig, ſo wohl! —
Der Herr iſt mir nah! —
Der Friede ſo ſüß! —
Das Auge ſo klar! — —
Was dem ſpielenden Knaben der Ball,
Iſt jetzt mir das endloſe All! —
O, daß es auch immer ſo bliebe! —
Umſtrahle mich, Liebe,
Du ewiges Licht, —
Vom ewigen Thron
» Chriſt Eleyſon —! «

Traumbild.

Bang und düſter iſt die Zeit! In ihrem ſchwangern Schooß
Birgt die Erde ahnungsvolle Zeichen, einer nahen
Schrecklichen Geburt. Hohläug'ge Furien kreiſchen ringsum
Feurig durch die Nacht, und blut'ge Meteore hangen
Glüh'nd am Himmelszelt Der Weltbau bebt, Erdbeben rollen
Dumpf im Grundgewölb, von inn'rer Gährung hoch geſchwellet —
Es zu ſprengen droh'nd. Vulkane ſieden; an der Mündung
Steht das unheilſchwangre Heer, des Höchſten Winks gewärtig,
Um mit einemmale aus des Abgrunds finſterm Wohnſitz
Los zu donnern auf die Oberwelt — ſie zu verſchlingen! —
Still! mich däucht es ruft der Heiland jetzt herab vom Himmel!
»Steh' auf, Jeruſalem, du Stadt des Herrn,«
»Und wand're fort aus dem verfall'nen Reich!«
O erhalte, die Du liebend treu befunden Deinem Worte,
Vater unſer der Du biſt in dem Himmel! —

Grauſes Dunkel hüllt die Schöpfung ein. Der Wahrheit Auge

Späht umsonst nach Licht im öden Raum! Die letzten Funken
Flimmern sparsam im Verborgnen — nur dem Himmel sichtbar —
Dem Erlöschen nah. O Jammer! — dahin mußt' es kommen:
Daß die Tugend vor dem Laster sich, dem Frevel ähnlich,
Scheu verkriechen muß?! Daß selbst die Wahrheit, angefeindet
Von der Hölle gift'gen Lügenbrut, nicht mehr hervordarf
An das Licht des Tages?! Liebe, und was sonst dem Menschen
Heilig war, mit Füßen wird getreten; daß der Freygeist
Auf die frommen Gläub'gen niederstürzet, wie das gier'ge
Raubthier auf das Aas?! Daß Religion zum Spott geworden
Frecher Afterweisheit, deren angemaßtes Wissen,
Stolz auf Schlüsse grübelnder Vernunft, den Lüsten geben
Vollen Freyheitsbrief?! Daß es Verdienst beynah: im Schwelgen
Sich hervorzuthun, und Gott zu lästern: weil die Losung
Allgemein schon in der Welt: »man lebt um zu genießen?! —«
O ich fürchte, fürchte, daß die ew'ge Langmuth wahrlich
Nur zu bald, nur zu gewiß, den blut'gen Frevel ahnde! — —

Abermal dringt's, bang wie Geisterruf, mir durch die Seele:
» Steh' auf Jerusalem, du Stadt des Herrn,
» Und wand're fort aus dem verfallnen Reich! — «
Du, dem nichts verborgen, Gott des ew'gen Lichts im Himmel
Geheiliget werde Dein Name!

O wo bleibt dem gottergebnen Herzen voll von Liebe
Eine Freystatt in so schlimmer Zeit?! Wo soll der Fromme,
Der die Menschen treu wie Brüder liebt, sich selbst in ihnen,
Der mit seines Herzens reinen Gluth das All erwärmen
Möchte — hin sich wenden, wenn er rings umstürmt von mancher
Drohenden Gefahr? Wenn alles rings, wenn selbst der Odem
Der hervorquillt aus der Menschen Brust, verpestet scheinet
Von des Herzens Fäulniß, und die Luft erfüllt mit seinem
Wollusthauche? Kann der reine Mensch sich rein bewahren,
Wenn er athmend einschlürft tödtlich Gift aus vollen Zügen?
Oder — irr' ich etwa? Wär' das Bild, das sich dem Auge
Allenthalben wollusttrunken aufdringt, und den Willen
Kuppelt zu des Herzens Fall, so böse nicht als ich es meine?

Wollte Gott ich irrte! Aber ach, mich däucht es also:
Denn mein eigen Herz, indem ich's denke, pocht so ängstlich,
Und verbürgt die traur'ge Wahrheit mir in lauten Schlägen! — —
Jedem Übel ist ein Ziel gesetzt. Was ausgeartet
Zum Extrem, muß als Extrem sich brechen, — Gott beschütz uns! —
Still! zum dritten Male schon, — was wird mit uns geschehn? —
»Steh auf, Jerusalem, du Stadt des Herrn,
»Und wand're fort aus dem verfallnen Reich! —«
Herr der Gnaden, der Du allwärts schützest die Getreuen,
Zukomme uns Dein Reich!

Immer finstrer, immer banger wird's. O welche Ahnung! — —
Raben, Eulen krächzen durch die Nacht. Es brüllt der Tieger
Wild im Forst; die Wölfe heulen, und blutgier'ge Hyänen
Schleichen scheu umher. Aus Sümpf' und Höhlen steigen gähnend
Ungeheuer halb im Schlaf; kein einzig Thier mag rasten:
Denn der Erde Oberfläche brennt; weit aufgerissen
Sind der Hölle Pforten, — böse Geister los; Gewitter,
Finster wie die ew'ge Nacht, — umzieh'n das Bild des Himmels. —
Selbst die Gräber schwellt der Erde Gluth; die Deckel bersten,

Und die Todten richten sich empor aus morschen Särgen! — — — —
Du Allmächtiger, dessen Schluß kein Sterblicher ergründet,
Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden! —

Welch Getümmel wälzt sich durch die Nacht in weiter Eb'ne?
Hell erleuchtet ist der ernste Dom, und alle Kirchen: —
Jetzt umstrahlt ein überirdisch Licht die hohe Kuppel,
Und in Nacht erglanzt das heil'ge Kreuz auf allen Thürmen. —
Ach, es ist des Himmels Aufgebot! das Zeichen Christi,
Zur Auswand'rung aus Europa in den andern Welttheil! — —
Von der Kirche Innerem scheint eine helle Leuchte
Auszugehn, nur Wen'gen sichtbar, die ihr bebend folgen. —
Wie der Sonne heller Strahl in dunkle Bergesklüfte
Dringt durch engen Felsenriß, und in der finstern Höhlung
Bald sich bricht mit falbem Wiederschein: so strahlet
Das hochwürd'ge Gut jetzt in die Nacht hinein, und leitet
Hin zur Friedenspforte einer bessern Welt, die Frommen
Die dem Herrn getreu. Der Lichtstrahl dehnt sich durch die Eb'ne
Aus, doch hinterher senkt sich die Nacht mit schwarzem Fittich

Unheilbrütend auf die Erde nieder, und Gewitter
Künden fern die nahen Wehen schrecklicher Geburten,
Wie am jüngsten Tag. Sieh! dort und wieder dort die Frommen
Auf den Höhen, abgesondert vom Gebiet des Schreckens!
Hoch erglänzt in ihrem weiten Kreis die hehre Leuchte;
Jedes Antlitz schaut zum Himmelsdom empor; und vielfach
Tönt ihr lautes Jubellied allmächtig durch die Weite.
»Alleluja« spricht das Echo nach; die Lüfte horchen,
Und wie Töne rauschen himmelwärts des Dankes Hymnen. —
Allerhalter, der Du Treue lohnst in Noth und Drangsal,
Gib uns, was zur Wanderung wir brauchen.

Allgestaltig lüftet sich die Nacht. Die frommen Scharen,
Die, Wachtfeuern ähnlich auf den Höhen kniend, erheben
Sich; der Gräber scheue Geister singen fern ihr dumpfes
Todtenach, als ging Natur zu Grab! — Jetzt taucht am Himmel
Rasch hervor ein feuriges Gestirn, als helle Leuchte,
Mit dem blut'gen Streif nach Süden zeigend, und nach Süden
Allwärts wankt der Zug. Und heller stets wird dort der Himmel,
Während nordenwärts Gewitternacht die Erde decket! —

Unter Psalmenliedern ziehet nun die fromme Menge
Weit und breit der Himmelsleuchte nach, dem Glanz entgegen
Der, wie frisches Morgenroth, in fernen Südens lichtem
Horizont verklärungsvoll erglüht, dieweil gen Norden
Dunkler wird die Nacht, und ferneher die Donner rollen,
Stürme heulen, daß der Erde fester Bau erzittert
Tief im Grund, — bedeckt von Finsterniß und blut'gem Schrecken. —
Rings erschallt des Jammers dumpf Geschrey; ein klägelich vielfach
„Weh" von allen Enden, daß die Brust vor Angst erbebet —
Allerbarmer! dessen Liebe keine Grenzen kennt,
Vergib uns, damit auch wir vergeben! —

Bang erhebt allmählich sich ein dumpf Geröll von ferne!
Lauter kracht des Donners Ungestüm; und Flammenblitze
Flackern durch die tiefe Nacht im oden Raume. Schwarze
Nebel senken sich wie fauler Unflath auf die Erde
Nieder; aus den Höhlen [illegible]balt Schwefeldampf, und Lava
Bricht hervor, ringsum die Luft verpestend. — Keine Regung
Sonst, denn alles liegt im Todtenschlummer, die empörten
Elemente nur beachtn ein blutig Spiel, ihr gräßlich
Amt erfüllend. Sieh! nun spaltet sich der Erde Grund, ein schwefelicht

Eingeweide bricht in Flammen aus, vom Himmel ſelber
Scheint das Sternenheer, in Blut getränkt, wie Feuerbomben
Fluchbeladen auf die Erd' zu fallen, tödtend alles
Was da lebt! — — — Kein Laut! Kein Leben mehr! danieder
Liegt die Welt. — Die Stürme ſelber allzumal erſtummen. —
Dunkle Röthe hängt am Firmament, und färbt die Landſchaft
Die verödet daliegt, wie ein kahles Brand-Gebäude —
Wüſt und weſenlos. Nur Furien ziehn und Höllgeſinde
Scheu umher im Wirbeltanz, in deren bleichen Mitte
Höhniſch grinſend nun der Böſe triumphirend hält ſein
Todtenmal. — O unerhörter Jammer! Schreckens-Anblick,
Der die Seele ſchaudern macht, und alle Pulſe ſtocken!
Scheu vor dir verhüllet ſich mein Aug', zum Licht gewendet,
Und zu Dir, Erhab'ner, der Du Kraft verleihſt dem Schwachen,
Daß ihn Satans Macht nie überführe, flehʼ ich bebend:
Führ' uns nicht in Verſuchung! —

Dem Geſtirne nach — dem Licht entgegen, wandern ferne
Schon die glaub'gen Scharen immer näher dem verheißnen
Gottesreich — ein neu Jeruſalem, vom Herrn begründet. —

Trüb und düſter glimmt's noch nordenwärts; doch heller,
Immer heller wird's gen Süden zu. Die Morgenrothe
Taucht empor in ſeltner Herrlichkeit an Sudens Himmel,
Der, umſtrahlet vom Verklärungsglanz als Heilverkünder
Einer beſſern Welt dem gläub'gen Volk erſcheinet.
Und ein Lichtpunkt, der die Glorie ſrendet, kaum noch ſichtbar
Wird's nun mehr und mehr, wie wenn von Purpurgluth umſävmet
Sich die Sonn' erhebt nach duſterer Gewitternacht. Die
Ganze Schöpfung ſcheint von ihr belebt; und jedes Weſen
Schaut empor und dankt, und freut ſich: — alſo hier.
Der Lichtpunkt
Breitet ſich im Äther aus, und bald erſcheinen hehre
Lichtgeſtalten um den Strahlendom: Und ſieh! als Brennpunkt
Wird das heil'ge Kreuz dem Auge ſichtbar, das als Zeichen
Neuer Sühnung, von des Bundesbogens Farbenſchimmer
Glüh'nd, den Auserwählten ſtets ein Bild des Friedens.
Und im Augenblick durchdringen Sphären-Melodien
Rings das All; das ganze Paradies ſcheint einzuſtimmen
In den Lobgeſang, der, ſanft wie Harfenklänge,
Ins Unendliche verhallet. Erd' und Himmel jauchzen:
„Alleluja!“ der Verklärung zu; die Hölle ſelber

Gibt mit Zittern ihre Huld'gung kund mit einem dumpfen
Donner, der, Erdbeben gleich, der Erde Grund erschüttert. — — —
. . . . Also träumend, ward ich plötzlich wach. Und müd' vor Schrecken,
Wie vor Freude trunken, macht' ich bald das Kreuz; und flehte,
Gleichsam scheu vor dem prophet'schen Traum, mit Angst zum Himmel:
»Erlöse uns von allen Übeln — Amen!«

Rundgesang.

Bey Brüdern und Freunden im traulichen Kreis,
Da schlagen die Herzen so hoch und so heiß! —
Hinweg mit den Larven bey herzlichem Drang! —
Hinweg Ceremonie, du lästiger Zwang! —
Frey ström' von den Lippen die freudige Lust! —
Frey walte die Liebe in fröhlicher Brust! —
Das Leben, das Leben, das Leben ist schön! —
Der Mensch soll die Freude des Lebens erhöh'n! —
Und nimmer sich härmen, ob alles auch bricht:
Auf daß er sich freue ward Geist ihm und Licht! —
Drum laßt uns, ihr Brüder, im frohen Verein,
Des Lebens, des Lebens, des Lebens uns freu'n!
Und danken dem Geber mit frohem Gefühl,
Der täglich uns schenket der Freuden so viel.
Aus Stürmen und Noth — errettet nur Gott.
Sey, Gott in der Höh', in unserer Näh'!
Alleluja! —

Die Menschen vergessen im Taumel die Pflicht,
Drum finden die Freude des Lebens sie nicht! —
Die wohnt nur im Busen bey nüchternem Sinn:
Nur sittlichem Herzen kann Freude erblüh'n.
Engbrüstige, Schwelger, und all das Gezücht; —
Freygeister und Frömmler - die kennen sie nicht!
Nur dorten, wo Liebe und Tugend erblüht,
Dort wohnt sie: im reinen, im frommen Gemüth.

Da ſchlägt ſie die Funken zum Himmel empor;
Gemeine Begierden — die fröhnt nur der Thor! —
Dem Urquell des Lebens, dem ſtrömen wir zu:
Der Tempel der Freude iſt innere Ruh'. —
Wie immer der Blödſinn den Glauben entweih' —
Wir bleiben in Liebe dem Glauben getreu! —
Aus Stürmen und Noth — errettet nur Gott.
Sey, Gott in der Höh', in unſerer Näh'.
Alleluja.

Die Loſung ertönet, das Schickſal gebeut,
Da werden die Menſchen getrennt und zerſtreut! —
Viel Stürme und Trübſal bedrohen die Welt! —
Nicht wohl thut wer jedem — wer allen gefällt! —
Dem Guten, dem Schönen ſoll jeder ſich weih'n:
Das Gute, das Schöne wird ewig gedeih'n. —'
In innerſter Seele da regen ſich laut
Die Stimmen des Troſtes: — wohl dem, der vertraut! —
Drum laßt uns, ihr Brüder, im frommen Verein,
Trotz Stürme und Trübſal des Lebens uns freu'n!
Das Leben, das Leben, das Leben iſt ſchön!
Wir wollen die Freude des Lebens erhöh'n!
Und danken dem Schöpfer mit frommen Gefühl,
Daß er uns verliehen der Tröſtung ſo viel! —
Aus Stürmen und Noth — errettet nur Gott.
Sey, Gott in der Höh' — in unſerer Näh'.
Alleluja!

An meinen Freund S...l.

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; Klopfet an, so wird euch aufgethan werden.
Matth. 7. K. 7. V.

Vortrefflicher! der Einzige aus Millionen Du
Der mich versteht. O Trauter Du, Geliebter meiner Seel',
Zum Freund gegeben mir von Gott, als Schirm in Sturm und Noth; —
Dich preis't mein Lied! Dir pocht mein Herz, und jede Pulse schlägt
Nur Dir voll Dankgefühl — genährt von treuer Liebe Gluthen.

O Theurer Du! der aus des tiefen Abgrunds finst'rer Nacht —
Wo mir des Irrwahns trügend Nachtgebild ein Eulenlied
Von Welt und Sinnenlust im süßen Zauberschlafe sang,
Berückend meine Sinn' — gerissen mich mit starker Hand,
Und mir gezeigt des Glaubens Sonnenlicht — des Geistes Schöne; —

Der Du den Staar benommen meinem Aug'; und das Gehör
Geöffnet: hell zu sehn; — dem Recht zu leih'n ein willig Ohr;

Der Du Erkenntniß lehrteſt meinem Geiſte; Herz und Sinn
Der Tugend zugewandt: Dir folg' ich froh durch dieſe Welt,
Wo Falſchheit, Trug und Haß oft zügelloſen Frevel üben.

Dein bin ich, Freund; in Chriſto Jeſu Dein! denn nur als ich,
Von Dir ans Licht gebracht, mich reuevoll zum Kreuz bekannt,
Aus einem kühnen, freyen Denker erſt ein Jünger Chriſti ward,
Vereinten ewig unſ're Seelen ſich zum Lob des Herrn.
O Freund — mir ward in Dir ſo viel — unendlich viel beſchieden!

Mein Geiſt, mein Herz, und meine Seele ruh'n in Dir allein;
Was keine Welt, kein Menſch mir geben kann, das gibſt Du mir.
Oft folgt' ich irrend eitelu Wunſchen nach in alle Welt,
Und ſuchte, ſo aus mir gebannt, den Frieden weit und breit; —
Umſonſt! in Dir allein, mein Bruder, fand ich ſelbſt mich wieder.

In Deinem Auge leſ ich all mein Glück; Dein Herz gewährt
Für eine Welt mir reichlichen Erſatz; Dein frommer Geiſt,

Ein leitend Gnadenlicht aus Gott — umschwebt mich für und für.
Gedenk' ich Dein, wird mir das Leid zum leichten Kinderspiel,
Und Demuth lehrt es mich in Glückes Übermaß — im Freudendrange.

Dank Dir, o Gott, für diese Freuden all'! o Freund, mein Freund!
In tiefster Seele blühet, segenbringend, was Du mir gelehrt;
Und für ein Seyn, wo viele Abgründ' und so viel Gefahr,
Wo, nachtumhüllt, fast jeder selber gräbt das eigne Grab
Ist's mir ein unentbehrlich Gut, gleich wie der Stab dem Blinden.

Gott segne Dich dafür! — Es gab einst eine arge Zeit,
Wo ich, verstrickt ins Weltgewühl, ein Weltling war, ein Thor; —
Ein Mensch aus Dunst; ein weichlich Wesen — ein vernünftelnd Weib
Voll Wahn und Leidenschaft. Gottlob! mich däucht, es ist vorbey.
Vergessen wir's! denn jeder trägt ja sein Gericht im Herzen:

Denn eine Stimme tief im Herzengrunde, billigt und verwirft;
Und richtet über gut und bös im innern Menschen, daß

Ob lang geſchwiegen, ſie mit eins erwacht zur rechten Stund',
Zertrümmernd jede Macht; und hält am Haupt des Schuldigen
Das Richtſchwert, um, ſpräch' auch die Welt ihn frey — ihn zu verdammen! —

Nicht wie der Menſch, die Welt, parteyiſch; ſtreng gewiſſenhaft
Wird da gerichtet, nach dem Urgeſetz, und nach Verdienſt.
Es iſt ein treuer Spiegel jeder That, — ein treffend Bild,
Von dem nicht was wir ſcheinen, dem nur was wir wirklich ſind.
Gedank' und That ſind die Geburt des Lohnes wie der Strafe.

Im Menſchen wahrlich furchtbar wüthet immerdar — die Schuld!
Doch über alles herrlich iſt, und reich an hoher Luſt:
Sich ſelbſtbewußter Tugend wahrhaft heil'ge Seelenruh': —
Dieß wechſelnd rege Fühlen nun — es iſt das Selbſtgericht!
So macht uns immer arg ein böſ, und froh ein gut Gewiſſen.

Drum laſſ vereint uns ringen Freund, und ſammeln alle Kraft,
Zu unterjochen unſre Sinn' dem Geiſt, zu edlem Thun.

Und auf dem steilen, engen Pfad der Tugend, sey zum Ziel —
Dem fernen, herrlichen — das Aug' gerichtet, wie das Herz: —
So trotzen wir dem stürm'schen Lebensdrang — des Schicksals Wüthen! —

»Wo zwey in mir vereint, da bin ich unter ihnen,« sprach
Der Herr; und was ist höher, Bruder, als bey Christo seyn?!
Er ist die Liebe, Er das Licht, die Stärke, fest an Ihn Gekettet, wandern sicher wir den steilen Pilgergang,
Ohn' Ihn stürzt jeder, rechts und links, hinab in dunkle Tiefen! —

Was sind denn Tugend, Laster, als zwey Weg' nach einem Ziel?
Der eine — gleich 'nem Seil gezogen auf des Lebens Höh'n,
Mit Zellen auf der Berge Gipfel für die Wanderer, —
Ist scheinbar schmal, gefährlich — undankbar, und Wen'ge nur
Bemüh'n sich drauf zu wandern, ist er gleich der sich're, beste.

Der and're, tiefer in der eb'nen Weite — breit, und voll
Musik, Gelag und Gaukelspiel, und krümmenden Zickzacks;

Voll Nebenfade, ſchmetterndem Getos und Trommelſchlag
Und Hirngeſpinſt; da gibt's viel Volk, und luſtiges Geſind!
Ein Taumeln iſt's, kein Geh'n — da wimmelt's von betrunk'nen Thoren.

Und Taſchenſpieler in der Wolluſt Sold, betrügen ſchlau
Den Wand'rer um ſein köſtlich Habe — um ſein Lebensmark,
Daß mancher raſch verdorret, dürr wie Spreu, in eigner Glut.
Auf Nebenfaden ſteh'n Wegweiſer in des Irrwahns Sold,
Um Aufgeklärte ſicherer — der Hölle zuzuführen! — —

Und während jeder, irrend, hier das rechte Ziel verfehlt,
Erklimmt es auf der ſteilen Höh manch' muntger Wanderer,
Dem Tänzer gleich am Seil: das Aug' unabgewandt vom Ziel. —
So ſonnt er ſich im hellen Glanz der Wahrheit und des Lichts,
Und in der Herberg: Ruh', — umfängt den Müden Geiſtesſtärkung.

Doch, der Verſuchung hölliſches Geſind' umgaukelt ihn,
Aufregend ſeine Sinn', mit lieblich flötendem Getön
Von unten auf; und wagt er's ſtill zu ſteh'n, zu lauſchen, und

Hinab zu schau'n; verliert er plötzlich Stand und Gleichgewicht,
Und stürzt, vom mächt'gen Wirbel rasch ergriffen, tief hinunter! — —

Wohl dem, der schnell vom Falle sich erholt, und wiederkehrt
Eh' ihn das Höllgesinde fängt mit schlauer Zauberey!
Denn wie ein Raubgefieder auf das Aas, so stürzt es auf
Den Abgefall'nen, zu rauben ihm des Geistes Kraft —
Im Wollustrausch Besinnung und Bewußtseyn zu ersticken! —

Ich selber irrte schon auf Nebenpfaden tollen Wahns.
Da drang Dein Ruf erschütternd an mein Ohr, und auf die Stirn
Mir schlagend, rief Dein Geist: »Erwache!« donnernd mir! und sieh:
Du faßtest mächtig mich, und durch die Flammen der Gefahr
Trugst Du mich kühn, wie auf dem Arm Aeneas einst den Vater.

Gott lohne Dir's! Er weiß daß ich's nicht kann, und nie vermag.
Für alles, Freund, was Du an mir gethan, kann ich Dir nur
Ein liebend Herz, ein brüderlich Gemüth, und feste Treu'
Entgegen bieten; aber Gott, der alles Gute lohnt,
Er wird's gewiß vergelten Dir, im Leben, wie im Tode.

Und nun auch etwas über Brüder — über Menschen, Freund!
Der Mensch, der denkende, wie ist, der Gottheit Ebenbild,
Er herrlich groß im Geist, in christlicher Vollkommenheit!
Das Leben rings begrüßt als Herrscher ihn voll Huldigung.
Allwirksam ist, auf Gottes Kraft beruh'nd, sein gläubig Wollen!

Voll heiterm Ernst — und Ruh' im offnen Antlitz, schreitet er
Beseligend durch's Leben, Segen spendend überall;
Und wie sein Odem Balsamduft, ist echte Lieb' sein Wort,
Das mit der Milde Allgewalt die Herzen all bezwingt.
So weiht der Mensch zum himmlischen Asyl selbst Wüsteneyen. —

Und alle die da leben — Blutsverwandte, Brüder sind's,
Und Zweige eines Stamm's; bestimmt, in Gott zu ew'gem Heil
Die Zeit der Saat hienieden schön zu nützen, um dereinst
In Wonne friedlich einzugeh'n in's schöne Erntereich,
Das hellverklärte, heil'ge Gottesreich der ew'gen Liebe.

Mit diesem Bergefühl betrat ich einst den Schauplatz ernsten Seyns.
Doch, welch' ein Bild! Im Menschen fand ich ein vernunftig Thier,

Zum Halbding umgeschafft, das hohe, schöne Ideal. —
Ich ward verkannt, verfolgt — verjagt in stille Einsamkeit: —
Da fand ich einzeln echte Menschen — wahre Brüder wieder! — —

Wär's wohl zu denken, daß sich Brüder morden?! Freund, und doch
Ist's so in arger Welt! — Der Tyranney Gewalt und Trotz,
Der Rachsucht finsterm Geist; dem Trug, der schnöden Lüste Gift,
Des Stolzes Übermuth — dem Lasterheer erliegt das Recht.
Und frevelnd morden sich in toller Raserey die Menschen! —

O Menschenvolk! unwürd'ger Zweig du, ach so edlen Stamm's!
Und o, das eitle Mittelding, das Halb von Schlecht und Gut,
Von Schon und Wild, von Lieb' und Haß und ekler Zauberey; —
Der Schöpfung Stolz und Meisterstuck; das Bild aus Wohl und Weh';
Das Räthselding aus Schwarz und Weiß, aus Nacht und Tag: — das Weib;

Wie vielgestaltig ist's, wie wunderbar und räthselhaft! —
Es eint, entzwey't, entzückt — erschreckt, es liebt und haßt zugleich.

Das arge Ding hat Gift im Herzen, Honigsaum im Mund,
Und wie's beseelt im Wonnedrang, bestrickt's die Sinne, daß
Man nimmer weiß, ist's ein Geschlecht von Engel — oder Teufel! —

Der, den ein Weib gefangen, nehme sich gar sehr in Acht!
Ihn zu ersticken, zieht's ihn an, wie der Magnet den Blitz;
Erfüllt das Herz mit Angst, das Hirn mit süßer Raserey;
Ein reißend Thier ist ein gereiztes Weib in seinem Haß,
Und nimmer ruht es, bis dem Grimm das Opfer ist gefallen,

Ein herrlich Weib in seines Adels Schöne — seelengroß, —
Wo ist es wohl? Sein Ruf muß es verkünden, weit und breit.
Allein mich däucht: man sucht es lang, sehr lang, vergebens wohl!
So selten ist's, wie unter Kieseln ist ein Edelstein;
Doch, wer ihn findet, hat das Höchste — Herrlichste gefunden.

Bescheiden prangend, wunderbar in stiller Majestät;
Geduldig, sanft, in Demuth groß: voll gläubig stillem Sinn;

An Liebe reich; an Treue unbegränzt, und so verklärt,
Verwandelt es des Lebens ernste Nacht zum Jubeltag,
Zum schönen, heiligen Asyl geweihter Himmelsfreuden.

Was ist das Leben? Eine Wallfahrt nach dem Gnadenziel
Das uns bestimmt, wo wir uns finden all', früh oder spät;
Viel Labyrinthe führen hin, nach Fügung und Geschick,
Und jeder fast geht einen andern Pfad; so denn auch wir,
Wiewohl vereint im Geist, im Glauben fest und treu — mein Bruder!

Was ist der Tod? Der Wallfahrt Ende, und der Heimath Thor,
Der Eingang in das Leben. Kein Tyrann, und kein Gespenst
Wie ihn die Welt uns malet, nein, o nein! ein Freund ist er,
Ein gottgesandter Friedensbote jener Welt, wohin
Die Seele sich allmächtig hin berufen fühlt — dem Christen. —

Ist Sterben, Bruder, nun ein hart Gesetz! Für jenen ja,
Der arg gelebt, — den des Gewissens finst'rer Geist verfolgt!
Doch für den echten Christen wahrlich nicht: er harret sein

Mit ſtiller Sehnſucht, wie die Braut des theuern Bräutigams,
Und, ſein gegenwärtig, iſt er ſtets bereit zum Übergange. —

Mein Bruder! bald vielleicht ſchlägt unſ're Stunde auch, und ſieh
Wir müſſen ſcheiden. Gott, mein Gott! das wär' entſetzlich! Wem
Zuerſt? Ach — Gott allein iſt's kund! — Dein Wille, Gott, geſchehʼ! —
Er wird beſchützen den Verlaſſenen, drum — ſey getroſt!
Uns blüht die Hoffnung ja des Wiederſehʼns in Chriſti Glauben.

Ja, Wiederſehn in einer beſſern Welt! Auf Erdengrund
Gedeihʼn ſo hohe Früchte nicht wie ſie die Freundſchaft zeugt:
Sag' an! war das Gefühl, das oft allmächtig uns ergriff,
Auf Geiſtesſchwingen ſanft hinüber trug ins Geiſterreich,
Je irdiſcher Natur? o niemals! — glücklich ſind die Todten! —

Ein heil'ger Bund, geknüpft auf Erden ſchon zu Gottes Ehr',
Der das Diplom des Adels in ſich ſelber trägt, beſtimmt
Zur Ewigkeit. Im Erdenwallen der zukünft'gen Welt

Ein Hochgefühl nur wen'gen Menschen eigen — Wort aus Gott:
Sie sind der Freundschaft heilig Gut, und ihres Stammes Zeichen.

Wem's nun auch trifft, voran zu geh'n ins heil'ge Vaterreich,
Wir wollen uns zum Abschied vorbereiten. Gott ist gut,
Er wird ein Vater dem Verlaßnen sey, auch ihn dann bald
Hinüber nehmen. An der Pforte harrst Du mein — ich Dein,
Zu führen mit dem Geisterkuß uns ein ins ew'ge Leben.

Gott sey uns gnädig! Geist und Licht aus Ihm, umschwebe uns!
Des Glaubens Strahl ertödt' in uns die Welt — der Sinne Drang! —
In Christo ruhe unser Thun und Seyn zu jeder Zeit; —
Uns leite Nächstenlieb'! Der Himmel lenke unsern Schritt,
Auf daß wir strauchelnd nimmer ab vom rechten Pfade gleiten. —

Des Nächsten Heil — es geh' dem eignen vor, weil, gründen wir's,
Zugleich das eigne blüht Uns leite Christensinn, stets gut

Und fromm zu seyn, — ein Bruder jeglichem, dem Feinde auch. —
Ein reines Herz sey, und ein gut Gewissen, unser Gut.
Gott sey bey uns! Er segne alles was da lebet.
Amen! —

P

»Seyd nüchtern, und wachet, denn euer Widersacher, der
»Teufel, gehet umher, wie ein brüllender Löwe, und
»suchet, wen er verschlinge.« — —

Lukas XXII. 31.

Inhalt.

Seite

Vorrede III

Das Hieroglyphen-Lied V

Aus meinem Leben.

An die Welt 1

Mein Vaterland 4

Deutschland 5

Deutsche Sprache 6

An meine Mutter 7

Meine Jugend 8

Freundschaft 9

An meinen Freund S...l 10

An Ludwig Schnorr v. Carolsfeld 11

An mich 12

Betrachtungen.

I. II. III.

Mein Kummer 15

Glaube 16

Hoffnung 17

Huldigung 18

Selbstklage 20

Lasterweisung 22

Seite

1819.

Nachtlied auf der Reise 13
Bey einem Begräbniſſe 16
Die Trauburg 18
An meine Mutter 31
Mein Geſchick 34
Abſchied an das Jahr 1819 36

1820.

Schwanenlied 39

1821.

Um Mitternacht 40

1827.

Stimme der Sehnſucht 41
Gruß an die Muſe 44
Mondnacht 47
Der Pilger 48
Stufenleiter 51
Fiſcherlied 53
Schmetterlied 54
Des Sängers Weihe 56
Die Spinnerin an der See 59
Die junge Nonne 58
Grabers Heimkehr 59
Einem jungen Dichter 61
Blinde Kuh 60
Dichtung und Glaube 63
Die Neunungen: Gewöhnliche Klage 64
Reſignation 65

Seite

Die Wünſche 66
Mein Bild 68
Liebesſehnen 70

1813.

Doppelte Einheit 73
Einſt und Jetzt 77
Meiner Wißbegier 79
An Friedrich v. Schlegel 80
An K... 81
Die Verblichene 82
Des Atheiſten Ende 85
Der ſterbende Chriſt 87
Die Liebe 88
Troſt im Leiden 91
Das Glück 95
Das Leiden 97
Beruhigung 99
Hymne an die Gottheit 101
Gegenſätze 103
Am See in der Abenddämmerung 105
Am Heimweg in finſterer Nacht 106
Das Lied vom Herzen 107
Lebensträume 113
Jeder nach ſeiner Weiſe 116
Dem chriſtlichen Dichter 120
Dem Menſchen 125
Meinem Herzen 127
Wechſelſpiel des innern Lebens 130

Seite

Unter einem Baume 137
Am Sommerabend 139
Herbſtgedanken 141
Abſchied vom Landleben 150

1814.

Im Frühling 151
Im Hain 161
Am Bache 164
Am Weg nach dem Berge 167
Segen der Demuth 165
Morgenfeyer 166
Abendfeyer 170
Der Herbſt 176
Empfindung 180
Traumbild 181
Rundgeſang 191
An meinen Freund S...l 196